This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

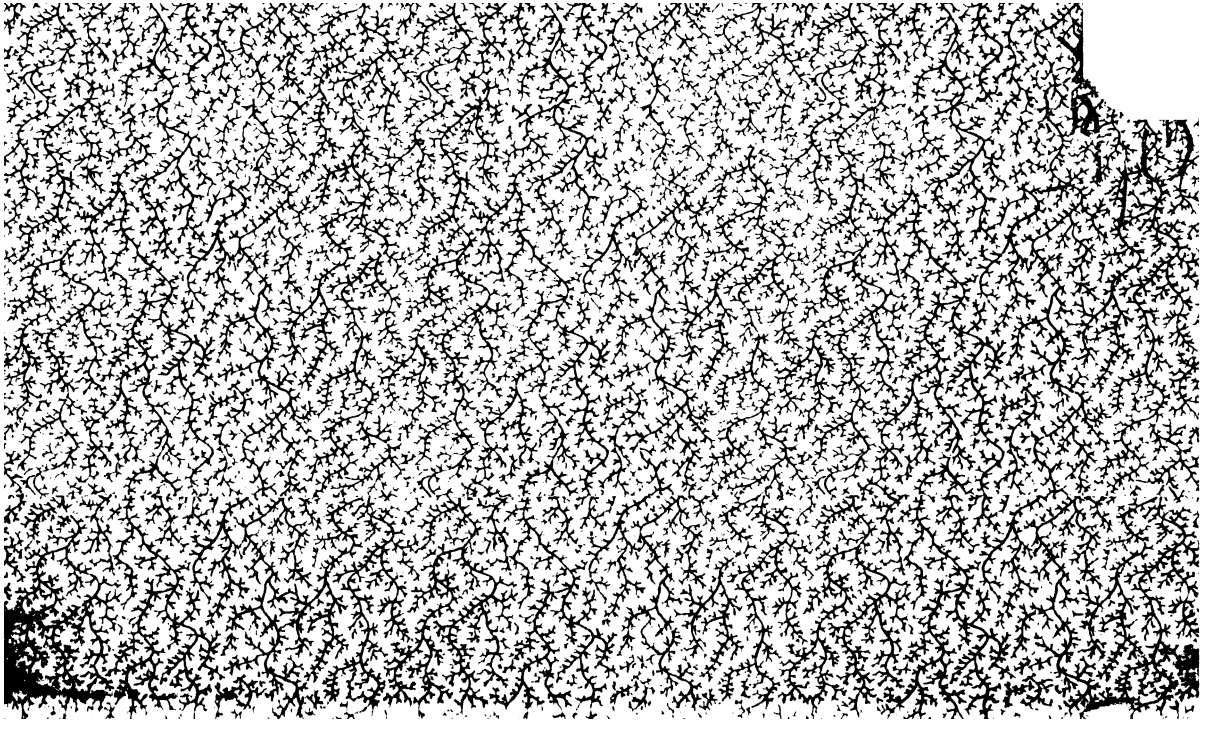
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



N. C.

Lax
G

Bilder

11767 G.9149-7

aus

den Niederlanden.

Von

Louis Lar.

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

Erster Band.

Aachen und Leipzig.
Verlag von J. A. Mayer.

1838.

einzelne dieſer Blätter, mit Ausſchluß der kritiſchen, aneinander zu binden und ſie ſo geſammelt noch ein- in die Welt zu ſchicken. Die Beauté du Diable hat ſie mindeſtens behalten. Andere Aufſätze ſind noch dazu gekommen und ſo wird der Leſer doch vielleicht hier und da noch Einiges finden, was ihn, wenn nicht der Behandlung, doch des Schauplatzes wegen, der ziemlich feſt gehalten iſt, auf einige Augenblicke unterhalten mag. Hoffen darf man ja!

Aachen, im Mai 1838.

Die Eisenbahn.

Eine Novelle.

I.

„Da wäre ich denn in unserm gepriesenen Brüssel.“

Mit diesen Worten fängt der Brief eines gar lieben Freundes an, der mich vor Kurzem verlassen hatte, und zwar nicht in der angenehmsten Stimmung, da ihn ein nicht sehr erfreuliches Geschäft nach Belgien führte. Es sind noch kaum acht Tage her, daß ich ihm eine glückliche Reise und baldige Wiederkehr gewünscht hatte.

„Ich ginge lieber nach dem Nordpol,“ hatte er verdrießlich geantwortet.

Diese mürrische Stimmung war ich nicht gewohnt an ihm, der sonst von Laune übersprudelte und sich nicht leicht von einem Unfalle etwas anfechten ließ. Aber die Paar Jahre, in denen

wir auseinander gekommen waren, können freilich einen Menschen ändern.

„Glückliche Reise!“ wiederholte er kopfschüttelnd. „Dazu gehört ein leichter Kopf, ein leichtes Herz, leichte Füße und freier Wille. Ich bin eine plombirte Waare, die zum Verkaufe geschickt wird, und je mehr sie gefällt, desto schlimmer ist's. Das ist eben mein Unglück.“

Ich sah ihn verwundert an.

„Was hast Du?“ fragte ich ihn endlich. Er schüttelte aber wieder mit dem Kopfe.

„Ist es geschehen, wird's auch zur Rede kommen,“ antwortete er aufstehend und mich zum Abschiede umarmend.

Als er schon zur Thüre hinaus war, kam er noch einmal hastig zurück, stellte sich dicht vor mich hin, sah mich starr an und sagte: „Noch eins, aber gerade heraus: bin ich liebenswürdig?“

„Der liebenswürdigste Mensch von der Welt,“ antwortete ich lachend.

„Hol' Dich der Teufel,“ schrie er voll Zorn und rannte wild fort.

Eine Woche später erhielt ich den erwähnten Brief.

„Du weißt,“ fährt er darin fort, „wie ich von frühern Zeiten her über Brüssel denke. Es war immer für mich ein widerwärtiger Ort und meine jetzige Laune ist nicht der Art, daß ich mehr Geschmack daran finden könnte. Wenn man sich einmal von der geringen Verwunderung erholt hat, daß die Leute um ei-

nem herum nicht mehr Deutsch, sondern fast so geläufig Französisch sprechen, wie unser alter Professor auf der Schule, so erscheint einem hernach die Nüchternheit, die sich überall bemerklich macht, in noch düstererem Lichte. Da will Alles Paris nachäffen und es fehlt doch in Allem an dem dortigen Leben und Geschmack. Die Menschen machen wohl Lärm genug, aber es ist Alles so plump und schwerfällig, die Worte rollen sich so dumpf heraus, wie mit Hammerschlägen getrieben. In Paris flattert das Geschwätz wie ein Bienenschwarm herüber und hinüber und es klingt nur, weil es so viele sind. Das fliegt und schwirrt und flimmert, leicht, lose, bunt und lustig. Dazu tänzeln die Beine, es läuft Alles so keck und munter durch das Leben wie Champagnerschaum, der auf und ab steigt und fällt. Hier wälzen sich die breiten Gestalten wie ihre Bierfässer fort und es schäumt wohl zuweilen, aber der Schaum ist dick und klebrig; und ist er einmal aufgestiegen, so steht er fest, bis er abgetrunken ist. Was übrig bleibt, ist schaal. Die Leute haben auch ihre Revolution gemacht. Nun ja doch. Es ist genug gerüttelt worden an der Masse, um sie zum Gähren zu bringen. Aber was ist dabei herausgekommen? Geist? Sieh Dich nur um danach. Lies nur ihre Journale. Gewinn um vaterländische Literatur? Alle Tage entsteht eine neue Nachdruckergesellschaft. Alles ist Nachdruck hier, das öffentliche wie das private Leben. Eine wohlfeile Ausgabe auf schlechtem Papier und mit vielen Druckfehlern. Du wirst sagen, ich sey verdrießlich. Nun ja denn, zum Henker! ich bin verdrießlich und werde es

mit jeder Stunde mehr. Wo ich hinkomme und ich sehe zwei Menschen zusammensitzen: wovon sprechen sie? Von Aktien. Es ist um verrückt zu werden. Die Industrie verschlingt alle andere Interessen. Kohlen, Hochöfen, Eisenminen, darum dreht sich Alles. Das Paradies der Leute ist ihnen nicht mehr über, sondern unter ihren Füßen. Je tiefer sie in die Erde hineingraben, je überirdischer wird ihnen zu Muthe. Die langen Schornsteine der Dampfkessel sind eben so viele Meilensteine, die in's Himmelreich führen und ihr Losungswort ist Exploitation. Und damit das unterwühlte Gebäude nicht eines Tages zusammenbreche, legen sie ihm eine Schnürbrust von Eisenbahnen an, ein Wort, bei dessen bloßem Klange schon Alles in Verzuckung geräth. Mir ekelt schon, wenn ich es von Weitem höre. Ach Freund, ich bin krank, sehr krank. Es liegt eine Last auf mir, die herunter muß, bald, recht bald. Ich sitze hier und muß doch fort, denn hier entscheidet sich mein Schicksal nicht. Und doch graut mir, fortzugehen. Ich verschiebe es von einem Tage zum andern, wie jemand, der aus Angst vor dem Arzte sich wochenlang von seinen Zahnschmerzen peinigen läßt, obgleich er weiß, daß es doch am Ende zum Herausreißen kommen muß. Aber wie viele haben den Muth, das Unangenehme schnell abzumachen? Man verschiebt und glaubt immer, der Zufall werde auf eine gelindere Weise die Mühe des Arztes übernehmen. Er kömmt aber nicht mehr, dieser Maschinen-Gott, außer wo wir ihn nicht brauchen. Es war eine bessere Zeit, als die Menschen noch selbstständiger waren und

sich etwas auf eigene Hand verschaffen konnten. Als die Heerstraßen noch nicht so ausgetreten und langweilig eben waren, als die Vordersten noch nicht so hart von den Hintersten fortgeschoben wurden, ohne stillstehen und umblicken zu können, da durfte Mancher noch hier und dort, sich seitwärts einen Weg zu machen suchen, und wenn er fest saß und nicht weiter konnte, so half ihm wohl eine freundliche Nymphe oder eine andere Göttin. Es geschah doch noch etwas. Aber heut zu. Tage! Nichts, nirgends, Alles die alte Leier.

„Die ganze Welt ist ein großes Räderwerk; die Nationen sind die Räder, wir armseligen Geschöpfe kleine Stückchen von den Speichen. Was können wir uns sperren, wenn das Hauptrad im Schwung ist? Wehre Dich einmal, will einmal nicht mit fort. Du mußt, Unglücklicher. Weil die andern sich drehen, mußt Du mit, daß Dir der Kopf schwindelt. Und laß das Treiben nur noch eine Weile so fortgehen, so schleift sich das Ganze immer platter ab, die Knorren verschwinden immer mehr und es gibt ein ewig Einerlei. Der Ansatz dazu ist schon da. Noch vor ein zwanzig Jahren begegnete man doch einmal einem Originale. Du kannst schon jetzt lange danach suchen, ehe Du eins findest, und man zeigt mit Fingern darauf. Das alles geht, kleidet sich, ißt, handelt, eins wie das andere. Selbst die Sachen werden mit glatt geschoren, damit ja das Auge nirgends etwas Apartes sehe. Wo noch ein altes Haus steht, das in seiner besonderlichen Gestalt etwas bedeutet, gleich fort damit und ein hübsch geschniegeltes Ding an die

Stelle, das sich sauber zwischen dem Nachbar links und dem Nachbar rechts verliert. Wenn sie nicht die Kosten des Einreißens scheuten oder daß ihnen einer von den schweren Steinen auf den leichten Schädel fiele, sie rissen auch die alten Kirchen ein. Heilig ist ihnen doch nichts. In zwanzig Jahren wird eine Stadt aussehen wie die andere, und alle zusammen werden, wie falsche egale Perlen an Einer Schnur, an dem steifen Bande der Eisenbahnen zusammenhängen. Begreifst Du denn nicht die ganze Trostlosigkeit dieser Idee, in der der Ruin aller Poesie, aller Phantasie liegt? Du mein Gott, wenn uns nicht noch der Mond bliebe, mit wem sollten wir denn noch schwärmen? Welcher Narr wird denn noch seine Sehnsucht aussingen nach dem Lande der Goldorangen oder nach der Heimath des stolzen Cid, wenn ihn der Dampfwagen für wenige Thaler in wenigen Tagen hinwirft? Das Idyll liegt begraben, die Romanze ist im Verscheiden, das Materielle, diese Materia peccans, schleicht durch alle Adern. Von dem Briefsteller für Liebende ist die letzte Auflage erschienen, denn für das Porto kann ich mein eigener Briefträger seyn, und statt des einzelnen Blattes gleich den ganzen Stamm mit Wurzel und Krone überbringen. Du aber danke Gott, daß ich Dir noch schreiben kann. Es ist mir wüst im Kopfe. Ich muß mich zerstreuen. Ich werde in's Theater gehen ....

Ich bin drin gewesen, aber nicht lang. Das geht auch schon mit der neuen Mode. Nicht Fisch, nicht Fleisch, aber drüber ein Kleid, das blitzt und flittert. Ist es denn besser bei

uns? Wer gibt denn noch was auf ein gut Gedicht und auf gutes Spiel? Wenn nur hübsch Lärm gemacht wird im Orchester, wenn nur alle Augenblick eine neue Dekoration vorgeführt wird, wenn nur die Tänzerinnen die Beine recht hoch aufheben, wenn nur die äußeren Sinne gekitzelt werden. Wer will fühlen, denken, sich ergreifen lassen? Müde vom Strudel des Tageslebens will man mit verschränkten Füßen sich Abends behaglich einwiegen lassen. Ihr kauft euch das Opium an der Kasse. Ich war neulich mit einem dicken Herrn im Theater. Man gab den Romeo. Es waren so wenig Zuschauer da, daß ich es niemand hätte rathen wollen, einen der Schauspieler auszuzischen, so sehr hatten diese die Uebermacht. Mitten im zweiten Akt ging der Herr hinaus. Warum?" fragte ich.

„Es greift mir die Nerven an," antwortete er gähnend.

Aber wenn die Pauken und Trommeln dreimal besetzt sind, da sperrt er die Ohren auf, und wenn die Elßler ihm mit der Fußspitze Kußhände zuwarf, treten ihm die Augen vor Wonne aus dem Kopfe und er greift nach der Perspektive, wie nach einem Schwerte, aber nicht um defensiv, sondern offensiv zu Felde zu ziehen. Und so sind sie Alle, denn heut zu Tage ist nichts mehr vereinzelt, es ist alles gemeinschaftlich, alles in Gesellschaften und die Hauptfrage ist: wie viel Prozent? „Haben Sie eine gute Sängerin? — Sie bekömmt 5000 Thlr. — Tausend Thaler mehr als unsere, aber Ihr Theater kann auch 20 Prozent mehr liefern." — Und hier singen sie noch schlecht obenein. — Sie gaben das eherne Pferd, dieses höl-

zerne Mährchen mit der steifleinenen Musik. Es war nicht anzusehen. Aber wie waren die Statisten auch angezogen, wie haben sie getanzt — alles ächt Chinesisch.

Und doch bin ich der amüsabelste Mensch von der Welt. Du hast Dich oft gewundert, wie leicht ich mich in Alles finde, wie gut ich mich überall zu unterhalten weiß. Ja man hat mir schon nachgerühmt, ich verstände eine Gesellschaft zu beleben und aufzuheitern, wenn sie auch eben noch so dumm und stumm da gesessen hätte. Und hier bin ich melancholisch, ärgere mich über Alles, finde Alles einfältig und abgeschmackt, und mich am allermeisten. Ich könnte mich ohrfeigen, wenn ich nicht schon ohnehin ein so geschlagener Mensch wäre. Und das alles warum? Ich soll heirathen. Aber das ist das ärgste nicht. Ich kann nicht. Da hast Du das ganze Elend, und nun beklage mich. Ich wollte, es wäre Schlafenszeit und Alles wäre vorbei. Fallstaff war der größte Philosoph, den die Erde getragen hat.

Ich gehe fort, denn ich halte es doch nicht länger hier aus. Es ist, als ob sich Alles über mich lustig machte, und selbst die Häuser sehen mich so dumm an, daß ich aus der Haut fahren möchte. Es ist beschlossen, ich lasse mir den Zahn herausziehen, ich gehe nach Antwerpen, wo sich Alles entscheiden soll. Ich muß aus dieser Qual heraus, in der ich mich müde zappele. Jeder Tag, den ich länger hier bleibe, macht mich nur unglücklicher und am Ende muß der Schritt ja doch gethan werden. Also eingepackt und fort. Adieu."

II.

„Antwerpen.

„Da wäre ich: in Antwerpen nämlich. Ich weiß nicht, wie es zugeht; kaum war der Koffer gepackt und der Weg nach dem Platze vor dem Thore angetreten, wo die Eisenbahn beginnt, als ich mich schon frischer, muthiger fühlte. Man zittert nur vor dem Anfange. Wer eine Batterie stürmen soll, bangt wohl, wenn er den Befehl erhält, wird aber einmal Marsch kommandirt, so packt er sein Gewehr fester an und fordert sein Schicksal heraus. Mir war verhältnißmäßig leicht zu Muthe. Dazu das neue Schauspiel der Eisenbahn, die Reihe der Wagen, die von der Locomotive im Sturme fortgezogen werden sollten, die Omnibus, die im Galopp heranrollten, um ihren Inhalt noch zur rechten Zeit auszuladen, die hunderte von Menschen, die sich drängten und lärmten, um schnell noch einen guten Platz zu erhalten, das Zischen des Dampfes, das Alles brachte mein stockendes Blut in eine recht erfreuliche Bewegung. Ich hatte meinen Platz in einer Diligence genommen, einer großen Maschine, die in drei Abtheilungen, glaube ich, einige zwanzig Personen faßte, und betrachtete mir eben meine Umgebung, als es plötzlich einen Stoß setzt und gleich darauf der ganze Zug, erst langsam, dann immer schneller in Bewegung gerieth. Die Bäume am Wege flogen an uns vorüber, die Leute, welche die Bahn zu unterhalten haben, verschwanden unsern Blicken, als ob sie

aus einem Mörser fortgeschossen würden, dabei sitzt sich's so bequem, daß es einem ganz behaglich wurde. Den übrigen Passagieren mochte die Sache nichts Neues seyn, denn sie unterhielten sich ruhig über Fonds und Marktpreise und ehe man zur Besinnung kam, waren wir in Mecheln, wo einige Augenblicke gehalten und dann sogleich weiter geflogen wurde. Es war mir nicht möglich, zum ruhigen Nachdenken zu kommen. Ich hatte unterwegs mir eigentlich meinen Schlachtplan entwerfen wollen, aber ich war zu zerstreut, und als ich die Augen zumachte, um mich etwas zu sammeln, waren wir in Antwerpen. Vogue la galère! dachte ich. Du siehst, mein Leichtsinn fängt schon wieder an, etwas weniges aufzutauchen, und ich ertappe mich eben auf der Hoffnung, daß am Ende doch der Zufall, dem ich neulich alle Existenz abgeschnitten habe, mir den Faden zu dem Labyrinthe in die Hände spielen werde. Als ich ausstieg, traf mein erster Blick gleich auf einen Bekannten.

„Guten Morgen, Dunoyer," sagte ich, ihm auf die Schultern schlagend. Er drehte sich herum und fiel, schnell mich erkennend, mir um den Hals.

„Wo kömmst Du her? — Und Du?" fragten wir uns gegenseitig.

„Ich bin bei der Eisenbahn-Direktion angestellt," antwortete er.

„Und mich will man auch in eine eiserne Bahn spannen," fügte ich hinzu. „Aber wenn Du kannst, begleite mich in meinen Gasthof, damit wir ungestört plaudern können." Er nahm

mich unter den Arm und führte mich nach der Stadt. Sprecht mir nicht von Brüssel, dieser karakterlosesten aller Städte, das, buntscheckig wie ein Harlequin, oben anders wie unten angezogen ist, das sich unten beschämt zusammenklemmt, während es oben nicht recht weiß, wie es sich in der neuen Eleganz zu benehmen hat. Sprecht mir von Antwerpen! Das ist Eine Stadt, Ein Karakter, Ein Ganzes und was für eins? Da weht noch der alte Geist und Hauch einer ruhmvollen Zeit durch, da ruht noch der alte Genius auf den stolzen Thürmen und breitet belebend seine Hände aus über Ort und Strom.

Ich fand ein gutes Zimmer im Hotel St. Antoine, der wunderbaren Kathedrale gegenüber, bestellte eine Flasche Wein und setzte mich mit meinem Freunde an das Fenster, durch das man den ganzen Marktplatz überblickte.

„Du scheinest mir ernster geworden zu seyn," sagte Dunoyer endlich, nachdem wir uns eine Zeitlang stumm angesehen hatten.

Wenn man sich nach langer Trennung wiedersieht, wird es einem immer schwer, ein regelmäßiges Gespräch in Gang zu bringen. Man studirt lieber einer des andern Gesicht, und sucht aus den veränderten Zügen die Geschichte der Zwischenzeit heraus zu lesen.

„Man wird älter," antwortete ich lächelnd. „Als wir freilich noch unsere große Reise zusammenmachten, Du, um die industriellen Anstalten Deutschlands kennen zu lernen, ich, um mich von meinen Studien zu erholen, die, wie ich meinem Vater bewiesen, meine Gesundheit angegriffen hätten, da war

wohl eine andere Zeit. Damals waren wir junges, sorgenloses Blut, und die Zukunft lag voll Rosen und Musik. Aber Saiten reißen und Blumen verwelken. Und Du selbst siehst aus, als ob ein ganzer Wolkenzug von Sorgen sich um Dein Haupt gelagert hätte."

„Ach!" seufzte er aus tiefer Brust und stützte den Kopf auf die Hand.

„Ach!" seufzte ich ihm nach und trommelte mit den Fingern auf die Scheiben.

Neue Pause.

„Nein," sagte ich nach einigen Minuten, „das geht nicht. Ich brauche allen meinen Muth für mich selber und Du machst mich noch melancholischer, als ich ohnehin bin. Sprich Dich aus, Freund; Du bist unglücklich, ich bin unglücklich, so haben wir wenigstens das bekannte, egoistische Solamen miseris. Und am Ende hilft vielleicht einer dem andern."

„Mir hilft niemand," klagte er.

„Pah," rief ich, „was wird's denn weiter seyn? Du bist verliebt?" Er nickte. „Du lieber Gott, die alte Geschichte. Ich liebe auch. Heirathe, so hat die Noth ein Ende."

„Ich kann nicht!" rief er schmerzlich, indem er von seinem Stuhle aufsprang.

„Ich kann auch nicht!" wiederholte ich, ebenfalls vom Stuhle springend, und lief ärgerlich die Stube von dem einen Winkel zum andern auf und ab, während Dunoyer denselben Marsch zwischen den beiden andern Winkeln unternahm. Aber

schon nach einigen Sekunden stießen wir in der Diagonale gegen einander, daß wir beide beinahe umgefallen wären. Es war lächerlich. „Was steht Dir im Wege?“ fragte ich.

„Ihr Vater,“ antwortete er.

„Und mir mein Vater,“ rief ich. „Liebt sie Dich?“

„Ja, aber denke Dir,“ sagte er und faßte mich dabei bei der Brust, indem er mit jedem Worte heftiger wurde, „denke Dir, der Vater will sie mir nicht geben, weil ich bei der Eisenbahn angestellt bin.“

„Er ist ein Narr,“ bemerkte ich.

„Und weil er,“ fuhr er fort, „seine Tochter schon einem andern versprochen hat.“

„Wenn das Mädchen Dich nur liebt,“ tröstete ich, „das ist doch die Hauptsache. Zum Wetter, ein Junge, wie Du, der nicht auf den Kopf gefallen ist und dazu weibliche List als Hülfskorps: wie kann man da verzweifeln.“

„Du kennst den Alten nicht,“ meinte er. „Es gibt keinen phlegmatischern Menschen auf der Welt. Sein Gott heißt Ruhe. Wer ihn darin stört, ist sein Todfeind. Wer ihm in die Rede fällt, wer ihn besonders hindert, mit Andacht seine Tischpflichten zu erfüllen, der ist ihm ein Gräuel. Sonst ist er der beste Mensch von der Welt, und läßt eben aus Apathie alles gehen, wie es gehen will. Nur wo es auf ein gegebenes Wort ankömmt, da ist er starr, wie Eisen, und nicht zu biegen. Und gerade da liegt das Unglück.“

„Wie so?“ fragte ich.

„Sein Haß gegen die Eisenbahnen wäre noch zu überwinden, aber er hat einem ehemaligen Handelsfreunde sein Wort gegeben, daß seine einzige Tochter dessen einzigen Sohn heirathen solle und der wird jetzt stündlich erwartet.“

„So!“ sagte ich gedehnt.

„Er kommt,“ fuhr er fort, wieder heftiger werdend, „Felicie wird gezwungen, ihn zu heirathen, sie ist unglücklich, ich bin unglücklich, wir sind beide unglücklich.“

„Du, das mag seyn; aber sie, das ist noch eine Frage.“

„Noch eine Frage?“ fuhr er auf. „Kann sie glücklich seyn mit so einem hergelaufenen Laffen, der sich von seinem Herrn Papa mit einer Anweisung fortschicken läßt, drei Tage nach Sicht ein Mädchen wegzuführen, wie ein Pack Waare? Meine arme Felicie und so ein vertrockneter, nichtssagender Mensch.“

„Nur weiter,“ sagte ich.

„Er soll nur kommen, das versichere ich ihm, nur über meine Leiche geht der Weg zu ihr.“

„Und wenn Dir dann,“ fragte ich, „der alte Hakeren, seine Tochter doch nicht gibt?“ Dunoyer fuhr zurück und starrte mich an, sein Gesicht war bleich, seine Hände zitterten.

„Hakeren?“ wiederholte er schwer athmend. „Du weißt? Du weißt den Namen? Du — Du — —“ Plötzlich fuhr er auf mich zu, faßte mich bei den Schultern, biß die Zähne zusammen und sagte: „Bist Du der Erwartete?“

„Der ausgetrocknete Laffe? Nein, der nicht. Der Bräutigam in spe aber — allerdings.“

„Der Wechsel wäre auch da," fuhr ich fort, auf eine Brieftasche zeigend, präsentirt wird er auch, aber sey unbesorgt, ich nehme die Valuta nicht an." — Dunoyer war erschöpft auf einen Stuhl gesunken.

„Ich kann sie nicht aufgeben. Das Glück meines ganzen Lebens hängt an ihrem Besitze. Sie ist mein, sie hat sich mir zugeschworen und ich würde ihren Verlust nicht tragen. Du bist mein Freund, aber selbst Dir würde ich sie nur im Tode überlassen. Wir schießen uns," sagte er aufspringend.

„Du hast schon einen Schuß," antwortete ich ärgerlich. „Ich sage Dir ja, ich will Deine Felicie nicht, ich will nicht, ich kann nicht heirathen."

„Ach, Du kennst sie nicht. Was nützen alle diese Versprechungen? Du meinst es gut mit mir, aber Du hast sie noch nicht gesehen, diesen Engel an Güte, Schönheit und Geist."

„Ach Gott, Engel sind sie alle, nur dauert es nicht lange. Geh und verlaß Dich auf mich; ich schaffe sie Dir. Aber jetzt leb wohl; ich will mich anziehen und zu unserm Schwiegervater gehen." Ich gab ihm die Hand, die er stumm drückte. Aber als er an der Thür war, kehrte er noch einmal um und fiel mir weinend um den Hals.

„Bruder, hab Mitleid mit mir. Ich kann sie Dir nicht lassen. Besser eine Kugel durch den Kopf, als sich vor Gram zu Tode quälen." — Fort ist er; wenn er nicht bald gegangen wäre, hätte ich ihm einen Revers ausgestellt, daß ich ihm meine Braut abtrete. Du lieber Gott, ich gäbe gern noch

Geld zu, wenn ich sie schon unter der Haube wüßte. Was sind doch verliebte Leute für närrisches Volk? Wir gesetzten Leute können wohl darüber sprechen. Gute und schlechte Eigenschaften kochen in dem Dampfkessel der Liebe zu einem Grade der Hitze, daß jeden Augenblick zu befürchten steht, das Apparat zerspringt in tausend Stücken. Ein Glück, daß das Heirathen als Sicherheitsventil erfunden worden ist. Aber die Väter sind doch auch mitunter curiose Herren. Versprechen sie da ihre Kinder fast noch in der Wiege. Und die Tochter will nicht und der Sohn kann nicht das Wort der Eltern einlösen. Es ist aber doch gut, daß ich nicht kann. Am Ende hätte mir die schöne Felicie gefallen, und wer weiß, was für Mord und Todschlag daraus erfolgt wäre. Ich soll blind hinein heirathen, weil ein Vater vor zehn Jahren es mit einem andern ausgemacht. Und dabei ist mein alter Herr noch der beste Mann von der Welt, und ich weiß, er gönnte mir mein Glück, wo ich es finde, nur muß es nicht seinem einmal gegebenen Worte in die Quere kommen. Aber ich denke, ich habe ihm den Streich vergolten, und verzeihen muß er am Ende doch. Ich ziehe mich an, um zu Hakeren zu gehen.

III.

„Mein Vater stand in früherer Zeit in den freundschaftlichsten Verhältnissen zu Hakeren und noch jetzt korrespondiren sie fleißig mit einander. Hakeren hatte sich lange in Deutschland

aufgehalten, war aber in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er die Messagerie übernahm. Kurz vor der Trennung hatten die beiden Väter sich das unselige Wort gegeben, daß ihre Kinder durch ein noch engeres Bündniß die Familien miteinander verknüpfen sollten. Die Väter glauben, daß ihre Rechnung immer gerade aufgehe, und vergessen den Bruch der Liebe. Es ist gut, daß Felicie schon versorgt ist. Am Ende hätte sie sich in mich verliebt und das Loskommen wäre desto schwerer gewesen. Jetzt laß ich sie eigentlich nicht sitzen, sondern wir lassen uns beide fahren. Ein schönes Haus hat der Herr Hakeren und sein Eidam wird einmal gut bedacht werden. Ich schellte. Ein alter Bedienter öffnete und wies mich in das Wohnzimmer. Zwei schon ziemlich bejahrte Herren saßen darin und rauchten bei einem Glase Bier. An der gravitätischen Ruhe, mit welcher der Eine bloß den Kopf umwendete und sich nach dem Eintretenden umsah, erkannte ich den Hausherrn. Ich ging auf ihn zu und hielt ihm den Empfehlungsbrief meines Vaters hin. Kaum hatte er die Unterschrift gesehen, als er schon aufstand und mir eine Verbeugung machte, so weit dies seine Corpulenz zuließ. Darauf schlug er das Schreiben vollends auseinander und als er erfuhr, daß ich der leibhafte, der ächte Sohn seines Freundes sey, reichte er mir die kleine, fleischige Hand und sagte mir Willkommen. Darauf rief er: „Joseph!“ Der Diener trat ein. „Einen Stuhl für Mynheer.“ Ich setzte mich und lehnte die mir angebotene Pfeife ab. Hakeren machte mich darauf mit dem andern Herrn,

wie er sagte, seinem besten Freunde, bekannt, der, wie ich später erfuhr, ein Pferdehändler war und sich zur Ruhe gesetzt hatte. Als dieser meinen Namen erfuhr, verzog sich sein rothes Gesicht in alle möglichen Falten und er sah mich dabei aus seinen kleinen, feurigen Augen so kurios an, daß ich nicht wußte, ob ich mich darüber ärgern oder lachen sollte.

„Nochmals willkommen," sagte Herr Hakeren. „Ich habe Sie zwar schon seit einigen Tagen erwartet, aber —"

„Ich," unterbrach ich ihn verlegen, da ich nicht recht wußte, womit ich mein Ausbleiben entschuldigen sollte.

„Ich wollte sagen," fuhr er fort, indem er die Stirne etwas runzelte.

„Herr Hakeren hat gern, daß man ihn ausreden läßt," schaltete der Andere hier ein.

„Ich wollte sagen," fing Herr Hakeren noch ärgerlicher an. Ja, was wollte ich nur sagen? Ja, daß es mir lieb ist, daß Sie erst jetzt kommen. Das Haus ist in Ordnung gebracht worden und da wird ein Fremder nicht gern gesehen. Jetzt sind Sie da; Ihr Aeußeres gefällt mir; Ihr Vater sagt, Sie wären ein tüchtiger Musiker; meine Felicie wird Ihnen auch gefallen; versprochen sind Sie schon, übermorgen kann Hochzeit seyn. Die Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit ist immer unruhig und stört das Hauswesen. Ich liebe die Ruhe. Je schneller also das abgemacht ist, desto besser. Joseph!"

Der alte Diener erschien wieder.

„Ruf' meine Tochter herunter, sag' ihr, der Bräutigam wäre da."

Der Pferdehändler hustete. Mir wurde jetzt doch auch etwas unwohl zu Muthe. Der Mann setzte mir das Messer an die Kehle. So mit der Hetzpeitsche in die Ehe getrieben zu werden, dachte ich nicht. Ich hoffte, er würde mir Zeit gelassen haben, das Terrain näher kennen zu lernen und meinen Operationsplan zu entwerfen, um die Sache auf die schicklichste Art in's Geleise zu bringen. Aber der Mann ist, wie es scheint, kein Freund von Sehnen und Schmachten und hat Angst, die Suppe möchte ihm darüber versalzen werden. Das könnte doch am Ende geschehen.

„Wo haben Sie Ihre Koffer?" frug mich der Alte.

„Im Hotel St. Antoine."

„Joseph! laß die Koffer des Herrn holen und bring sie in die grüne Stube. Warum sind Sie nicht sogleich bei mir abgestiegen? Geh und komm. . . ."

„Ich muß sehr bitten, sich nicht zu bemühen."

„So lassen Sie mich doch enden . . . und komm schnell wieder."

Ich hatte keine Wahl mehr.

„Jetzt," fuhr er fort, nachdem der Diener sich entfernt hatte, „jetzt erzählen Sie mir etwas von Ihrem Vater, von Ihrer Reise."

Die Ueberrumpelung hatte mir einen wahren Haß gegen den Alten eingeflößt und hätte ich nicht den Zorn meines Vaters

zu fürchten gehabt, ich wäre auf der Stelle davon gelaufen und nimmer wiedergekehrt. Ich war wieder aufgelebt in dem Gedanken, daß sich Alles schon machen, daß der Knoten durch behutsames Ziehen von selbst auseinander gehen würde und nun fühlte ich die Schlinge schon am Halse. Ich sah ein, daß ich einen raschen Entschluß fassen müsse und das machte mich verdrießlich. Ich erzählte, vermuthlich sehr verworren und trocken, denn der Freund des Herrn Hakeren lächelte wieder sehr höhnisch.

„Sie sind mit der Eisenbahn gekommen?" frug er mich.

Ich sah wieder die Falten auf der Stirn des Schwiegervaters sich zusammenziehen und erinnerte mich an Dunoyer's Erklärungen und dankte Gott, daß ich ein Kapitel wußte, womit ich meinen Feind — denn das war der Alte ja — ärgern konnte. Es blieb mir sonst nichts übrig.

„Natürlich auf der Eisenbahn," antwortete ich. „Hat doch Belgien jetzt nichts Interessanteres aufzuweisen und verdient es um so größere Anerkennung, da es dem ganzen Kontinente mit so schönem Beispiele vorangegangen."

Hakeren ließ die Pfeife aus der Hand fallen und machte den Mund auf, in dessen Oeffnung sich noch eine dichte Tabakswolke gelagert hatte. Ich sah's ihm an, er wollte sprechen, ich ließ ihn aber nicht dazu kommen, sondern fuhr schnell fort.

„Kein Jahrhundert kann sich rühmen, so Ungeheures erfunden und hervorgebracht zu haben, als nur das erste Drittel des jetzigen. Aber von allen Neuerungen stelle ich doch nichts

Höheres, als die Eisenbahnen. Denken Sie sich nur, wenn einmal ganz Europa mit solchen Bahnreisen umzogen, die ganze Menschheit wie Eine Familie mit ihren unzerreißbaren Banden umwunden ist, können Sie das Glück ermessen, die Zukunft nur träumen, die der Welt bevorsteht? Ich spreche gar nicht vom ewigen Frieden, obwohl auch der für Leute, die nicht Lieferanten und Zeitungsschreiber sind, die beide von Schlachten leben, seinen Werth hat, denn würde nicht das Kriegsspiel bloß ein Spiel wie etwa Kämmerchen vermiethen seyn, da, wenn die eine Armee in wenigen Stunden nach der fremden Hauptstadt rückt, die Besatzung der letztern währenddeß einen Ausflug nach der Kapitale des Feindes machen kann? Aber überhaupt wird das eiserne Zeitalter eigentlich das goldene werden und die paradiesische Unschuld auf die Erde zurückkehren. Das Laster des Schuldenmachens verschwindet, denn es wird niemand mehr borgen. Wer wollte das auch, da der Schuldner am selben Tage schon zwanzig Meilen weiter seyn und man ihm keinen Huissier nachschicken kann? Kein Mann kann mehr treulos werden, denn muß er nicht befürchten, daß jeden Augenblick, wenn er eben zum Rendezvous sich begeben will, seine Frau, die er wer weiß wie weit glaubt, zu ihm in's Zimmer tritt? Sänger und Sängerinnen werden sich mit der geringsten Gage begnügen; denn können sie nicht z. B. in Brüssel, während in den Zwischenakten irgend eine schwierige Dekoration aufgebaut wird, in einem Konzerte zu Mecheln oder Löwen oder Antwerpen eine Arie vom Stapel lassen

ben an der Scholle und begreifen nicht, was Cosmopolitismus ist. Sie sehen nur sich im Raume, nur ihr Ich, das ihnen das Centrum der Welt dünkt und kümmern sich nicht um die Pole. — Natürlich, sie wollen nur den kleinen Kreis ausfüllen, den sie sich mühsam abgesteckt haben und schaufeln daran Tag und Nacht. Das Allgemeine ist ihnen nichts, die Verbreitung der Bildung, die Mittheilung höherer und höchster Begriffe nichts. Aber was nutzt ihnen ihre Ohnmacht? Was nutzt es ihnen, daß sie in den rollenden Wagen der Zeit eingreifen wollen, auf den die Jugend im Sturme dahinfliegt? Sie werden ergriffen, unter die Räder geworfen, zerquetscht, zermalmt —"

„Aber, Herr —" unterbrach Herr Hakeren.

„Lassen Sie mich ausreden —"

„Herr, Sie verderben mir den Appetit."

„Nun? fragte Remie. „Hätte Dunoyer seine Bahn schöner vertheidigen können?"

„Der ist nicht einmal so erpicht darauf," sagte Hakeren, „und fällt doch wenigstens nicht so aus."

„Der arme Junge!" sagte Remie, der, wie ich merkte, die Sache meines Freundes hier im Hause führte.

Hakeren stand verdrießlich auf. Zu seiner größten Freude ging eben die Thüre auf und hereintrat Felicie, langsam, verlegen und mit verweinten Augen. Der Vater ging auf sie zu, nahm sie bei der Hand und stellte mich ihr vor, aber schon auf weit weniger freundliche Weise, als er mich empfan

gen hatte. Ich war nicht bös darüber. Doch hatte ich mir die Tochter schöner vorgestellt, wenn ich gleich schon in Gedanken von den Schilderungen des verliebten Dunoyer den nöthigen Rabatt im Voraus abgezogen hatte. Es war allerdings Vieles im Gesicht, Wuchs und sonst vorhanden, woran sich nichts tadeln ließ, aber das Ganze machte keinen angenehmen Eindruck. Es fehlte jener Anhauch der Anmuth, der oft ganz häßlichen Erscheinungen einen Firniß verleiht, der uns anzieht, einnimmt. Wenn Felicie auch nicht zurückstieß, so zog sie doch gewiß nicht an. Dabei brachte ein gewisses linkisches, unsicheres Benehmen mich auf die Vermuthung, als ob es dem Körper an Geist und Seele fehle. Ich ergriff ihre Hand, die sie Anfangs Miene machte, zurückziehen zu wollen, die sie mir aber doch am Ende ließ, und führte sie nach einem Stuhle am Fenster.

„Meine theure Felicie," sagte ich; sie rückte mit dem Stuhle zurück. „Sie haben Recht," fuhr ich fort; „noch bin ich nicht berechtigt, Sie so zu nennen, denn der väterliche Befehl ist eine schlechte Empfehlung an das Herz eines schönen Mädchens. Die Frauen machen zwar die Liebe zum Geschäft ihres Lebens, aber sie haben auch ihren eigenen Geschäftsgang. Da es ihre einzige Industrie ist, so handeln sie gern selbst damit, um einen guten Preis zu erhalten. Nur Bankerutte dulden, daß eine fremde Authorität sich hineinmischt. Und wer einen solchen Schatz von Liebenswürdigkeiten besitzt, hat wohl Recht, daß man sich um seinen Besitz etwas bemühe. Aber wer kann da-

für, meine Freundin? Unſere Väter ſind eigenſinnig und dringen auf Einlöſung des gegenſeitigen Verſprechens. Und ſeit ich Sie geſehen, fühle ich erſt, welches Glück mir dadurch vorbereitet worden."

„Aber —" antwortete ſie leiſe und mit zitternder Stimme. Sie ſtockte und ſchlug die Augen wieder nieder.

„Aber?" wiederholte ich lächelnd; denn ein wenig durfte ich ihr doch zuſetzen, da ich ſo gute Vorſätze für ihr Glück hatte.

„Aber," ſagte ſie, „wie kann ein Mann, dem ſeine Verhältniſſe und ſeine Perſönlichkeit — ich verbeugte mich — es möglich machen, ſeine Hand nach dem Beſten auszuſtrecken, ſein Geſchick an ein armes Geſchöpf binden, das er nicht kennt, das vielleicht, ja ganz gewiß nicht im Stande iſt, ſeinen Erwartungen Genüge zu leiſten. Sie würden ſich getäuſcht finden in Ihren Hoffnungen, würden unglücklich ſeyn und ich —"

„Und Sie?"

„Und ich noch mehr. Ich bin nur ein armes Mädchen, das gehorchen muß, — aber Sie ſind ein Mann, ich beſchwöre Sie —" Sie ſtockte wieder und wurde plötzlich wie von einer Feuerröthe übergoſſen.

„Aber meine Freundin," erwiederte ich, „ich bin auch ein gehorſamer Sohn und warum ſollte ich es hier nicht ſeyn, wo der Gehorſam ſo ſchönen Lohn trägt. Ich finde, daß ich Sie jetzt ſchon liebe, gewiß, ich bin ſchon jetzt ganz in Ihren Banden und ich ſchmeichele mir, daß ich einen exemplariſchen

Ehemann abzugeben im Stande bin. Ich bin gut, Sie sind es auch, unsere Verhältnisse sind sich gleich, was könnte so einer glücklichen Verbindung im Wege stehen? Erlauben Sie mir, diese schöne Hand, die mich durch das Leben führen soll —"

„Ach!" rief sie, mit der Hand nach der Brust fahrend, als ob sie einen Stich durch das Herz erhalten hätte. Ihr Gesicht, das sie von mir abgewendet hatte, war ganz bleich geworden. Ich folgte der Richtung ihres Blickes und bemerkte Dunoyer, der draußen auf der Straße stand und dessen Augen Blitze nach uns herüberschleuderten.

„So! so!" sagte ich kalt und verließ meine Braut, um zu den beiden Herren zu treten, die ruhig ihre Pfeife fortgeraucht hatten.

„Nun?" fragte Herr Hakeren.

„Alles nach Wunsch," antwortete ich und sah Herrn Remie spöttisch an, der in meinem Gesichte lesen zu wollen schien. Ich schützte einen nothwendigen Gang vor, den ich noch in der Stadt zu thun hätte, und versprach, bald wieder zu kommen. Ich beurlaubte mich von Allen, und küßte Felicien, die vor Angst zitterte, die Hand.

„Schonung!" flüsterte sie, „Erbarmen!"

Ich verließ sie, ohne ein Wort zu sagen, denn wenn mir auch ein Korb schon recht war, so verlangte doch die verletzte Eitelkeit immer etwas Rache.

Kaum war ich zur Hausthüre hinaus, so stürzte auch Dunoyer schon auf mich zu.

„Nur Ruhe!“ sagte ich. „Felicie sitzt am Fenster und wenn sie Deine Wildheit sieht, so wird ihre Ahnung, daß wir uns jetzt gleich die Hälse brechen werden, zur Gewißheit.“

„Das soll auch geschehen,“ schrie er. „Glaubst Du, ich habe nicht gesehen, wie Du ihr so zärtlich die Hand geküßt hast? Tödte mich, Treuloser, aber lebend will ich wenigstens nicht Zeuge Deines Verrathes seyn.“

„So erschießen Sie sich gefälligst allein,“ sagte ich, ihn fortziehend. „Gesetzt den Fall, Sie schießen mir den Arm oder das Bein entzwei, glauben Sie nicht, daß ich dadurch noch interessanter werden dürfte, und daß es Felicie sich zur Pflicht machen würde, statt der fehlenden Hand mir die ihrige als Ersatz zu leihen? Denken Sie sich, wenn ich blutend in das Haus gebracht würde, wird sie nicht Tage, Nächte lang an meinem Bette wachen, mich pflegen und gar aus purem Mitleid mich zuletzt lieben müssen? Ihre Kugel wäre dann eine wahre Freikugel, mit der ich bei ihr in's Schwarze traf. Sie haben gut sich schlagen, denn Sie sind schon ein geschlagener Mensch und verlieren nichts dabei, aber warum ich für meine Unwiderstehlichkeit, ein Artikel, der ganz zollfrei ist, erst eine Duellsteuer zahlen soll, sehe ich nicht ab.“

„Ihr Spaß kommt sehr zu unrechter Zeit,“ sagte er. „Ich lasse Sie nicht von der Stelle, ehe Sie mir Rede und Antwort gegeben haben nnd nur Feigheit kann dem bitter Gekränkten Genugthuung versagen. Wie weit sind Sie gekommen?“

„Mein Lieber, wenn Sie nicht mein Freund wären und

wenn ich nicht Rücksicht darauf nähme, daß Liebe blind macht, Blindheit aber leicht anstößig wird, so würde ich Ihnen jetzt gar nichts antworten und meinetwegen etwas Pulver zu Ehren Feliciens verknallen. So aber will ich Ihnen gestehen, daß die Hochzeit auf übermorgen angesetzt ist."

„Also fort, vor die Stadt!"

„Nein, erst in's Kaffehaus, da bekommen Sie ein Glas Wasser und wenn Sie abgekühlt sind, erzähle ich Ihnen auch etwas. Zum Henker, wer hat Dir denn gesagt, daß meine Hochzeit seyn soll. Sieh mich nur groß an. Deine Geliebte gefällt mir gar nicht. Fährt er nicht schon wieder auf mich zu, als ob er mich wieder herausfordern wollte. Erst soll ich mich schlagen, weil mir seine Felicie gefällt, und nun am Ende wieder, weil sie mir nicht gefällt."

Ich hatte meine Noth, ehe ich Ruhe in diesen brennenden Kopf bringen konnte. Dafür fiel er mir aber auch, als ich ihm meine Absicht auseinandergesetzt hatte, um den Hals und dankte mir mit thränenden Augen für meine Großmuth, wie er es nannte. Er wußte freilich nicht, daß ich so handelte, weil mir selber die Hände gebunden waren. Doch mußte er mir geloben, von unserm Einverständnisse niemanden, auch Felicien nicht, etwas zu verrathen.

„Es war schon spät, als ich mich von ihm trennte. Bei meiner Rückkehr sagte mir der alte Joseph, daß sein Herr bis jetzt mit dem Abendessen auf mich gewartet habe und gewaltig in Zorn sey, daß ich ihn um seine bestimmte Stunde, denn

bei ihm ging Alles nach der Uhr, gebracht habe. Je ärgerlicher er aber über mich geworden, je lieber war es mir. Ich sagte schnell, er möge mich entschuldigen, ich sey so müde, daß ich nur eine schlechte Rolle bei Tische spielen würde und ließ mir mein Zimmer zeigen, wo ich mich sogleich zur Ruhe begab. Felicie hatte sich, wie ich erfuhr, schon früher zurückgezogen und sich mit heftigem Unwohlseyn entschuldigt.

Am andern Morgen wurde ich sehr kühl empfangen; ich glaube, der Alte hätte mir, wenn ihm nicht sein Wort so heilig gewesen wäre, gern schon jetzt den Abschied gegeben. Er sagte mir bloß, bei ihm äße man Punkt ein Uhr und er hoffe, ich würde diesmal zur rechten Zeit erscheinen. Ich bat um die Erlaubniß, einen Freund mitbringen zu dürfen, den ich gestern getroffen habe, wogegen er nicht das Geringste hatte. Ich erkundigte mich nach Felicien. Sie lag noch zu Bett und klagte über Kopfweh. Der Vater sah finster dabei aus. Es schien mir doch, als ob er den Kummer seiner Tochter bemerkt habe und als ob ihm dieser zu Herzen ginge. Ich verließ das Haus, um mich ein wenig in der Stadt umzusehen. Mein erster Gang war nach dem wunderbaren Dom, der in seiner, wie es mir scheint, unerreichten Vollendung seinen gewaltigen Eindruck auf mich nicht verfehlte. Die Kirche war fast ganz leer. Es gibt aber nichts Ueberwältigenderes, als in diesen weiten Räumen allein zu seyn. Ein scharfer Sonnenstrahl fiel durch das hohe Fenster auf die Kreuzesabnahme von Rubens. Eine solche Wölbung über und ein solches Bild vor einem und man wird mit Gewalt

niedergerissen auf die Kniee. Ich blieb lang dort und kam erst sehr spät zu Dunoyer, der mich, die Uhr in der Hand, bereits mit Ungeduld erwartete.

„Es ist halb eins," rief er mir entgegen.

„So komm," sagte ich.

Arm in Arm wanderten wir nach meiner Wohnung. Ich fühlte, wie mein Gefährte, je näher wir kamen, immer mehr zu zittern anfing. An der Hausthüre blieb er stehen, als ob ihm die Kräfte versagten. Ich mußte ihn fast hineinstoßen. In dem Zimmer waren Hakeren, Remie und einige andere Personen, Verwandte des Hauses. Der Erstere sprang trotz seinem Phlegma beinahe vom Stuhle auf, als er Dunoyer erblickte.

„Aber —" sagte er.

„Mein Freund Dunoyer, von dem ich Ihnen heute gesprochen," sagte ich.

„Ich habe schon das Vergnügen," erwiederte er und ließ den Kopf sinken. „Ein schönes Zusammentreffen," murmelte er für sich hin. Ich wasche meine Hände." Remie drückte meinem Freunde die Hand.

„Ruf meine Tochter herab," sagte Hakeren zum Diener.

Als Felicie eintrat, blieb sie in der Thüre stehen und konnte einen leisen Ruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Ich ging schnell auf sie zu, küßte ihr die Hand und führte sie zu Tisch. Ich saß zwischen ihr und dem Vater. Dunoyer wollte an ihrer andern Seite Platz nehmen, ich wies ihm jedoch seine Stelle neben Herrn Hakeren an. So schwer es ihm scheinen mochte,

mußte er doch gehorchen. Felicie und Dunoyer konnten sich auf diese Art nicht einmal einen Blick zuwerfen; was meine Braut in nicht geringe Verlegenheit setzte, da sie nicht recht wußte, was sie von seiner Gegenwart zu halten hätte. Sie hielt uns für Todfeinde und wußte es sich nicht zu erklären, wie wir beide so verträglich an Einem Tische vereinigt seyn könnten, sie wurde bald blaß, bald roth. Der alte Hakeren liebte es, nur wenige Schüsseln auf seiner Tafel zu haben, aber diese mußten gut seyn und er sprach ihnen gewöhnlich tüchtig zu. Aus der Eile, mit der er die Suppe austheilte, schloß ich, daß er Hunger habe. Aber eben, als er fertig war und den Löffel zum Munde führen wollte, kam Joseph herein und sagte ihm, eine Dame wollte ihn sprechen.

„Weißt Du nicht," fuhr er ihn verdrießlich an, „daß ich bei Tisch nicht gestört seyn will."

„Sie ließ sich nicht abweisen," entschuldigte sich der Diener.

„Eine Dame!" sagte ich verweisend. Und gern oder nicht gern, er mußte hinaus. Es dauerte wohl zehn Minuten, ehe er zurückkam. Und mit welchem Gesichte! Es zuckte darauf, als wenn lauter Blitze darüber hinführen.

„Verdammte Bettelei!" brummte er vor sich hin und setzte sich, um das Versäumte nachzuholen. „Kalt, eiskalt," stöhnte er und ließ den Löffel wieder fallen; „nicht zu essen." Er seufzte schwer und befahl, die Suppe fortzunehmen.

Joseph brachte einen herrlichen Hammelsbraten, der der Küche Ehre zu machen schien. Ich sah, wie dem Alten das

Wasser im Munde zusammen lief, als beim Tranchiren der Saft aus dem Fleische quoll. Ich bekam ein herrliches Stück, über das ich mich hermachte. Ich war schon fertig mit Essen, als die Reihe dazu erst an den Papa kam.

„Prächtig Fleisch!" sagte Remie.

Hakeren schüttete sich eben etwas Sauce über seinen Theil.

„Wie geht es nur zu," sagte ich, meine Hand auf seinen rechten Arm legend, „daß man bei Ihnen noch so sehr in der Kultur des Viehes zurück ist? Ihr Fleisch ist eßbar, aber wie sehr steht es gegen das anderer Länder zurück?"

„Erlauben Sie —" sagte der Alte.

„Nein, nein," unterbrach ich ihn, „Sie können das nicht vertheidigen. Bei Ihren Triften müßte das ganz anders aussehen."

„Aber —" sagte er.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ihre Hämmel aus den Ardennen? Aber du lieber Gott, was will das sagen gegen die von England, mit dem Handbreiten Fett, das so weich und schmackhaft ist, wie gar kein anderes."

„Aber, Herr," fuhr mein Nachbar auf, „wenn Sie mich nicht wollen ausreden lassen, so lassen Sie mich wenigstens essen."

„Wie gern," erwiederte ich, „nur hatten Sie Unrecht, so lange zu warten. Ihre Sauce ist schon ganz erstarrt und dann ist sie nicht zu genießen und der Gesundheit höchst schädlich. Ich bitte, lassen Sie sie stehen und machen Sie es mit dem folgenden Gerichte wieder gut. Joseph, frische Teller."

Der Bediente nahm schnell Teller und Schüssel fort und der Papa lehnte sich mit einem Armensündergesicht in seinen Stuhl zurück, den fortgehenden Braten mit schmerzlichen Blicken verfolgend. Dunoyer und Felicie sprachen kein Wort, ich wandte mich zum Pferdehändler, um nicht allein die Kosten der Unterhaltung tragen zu müssen. Die Pause war jedoch nur kurz und wurde bald durch den Einzug von einigen schönen Kapaunen unterbrochen, über die Hakeren mit wahrer Wuth herfiel, um nur schnell zu seinem Theile zu gelangen. Aber das Tranchiren schien ihm diesmal etwas Mühe zu machen und in der Zeit hatten bereits Mehre, denen vielleicht die Verzweiflung des Wirthes Spaß machen mochte, ihre Teller geleert, ehe dieser zum Essen kommen konnte. Er schnitt sich dann ein Stück ab, das er mit wahrer Liebe hin und her wendete, um sich im Voraus daran zu erquicken, wie er sich wegen der langen Entbehrung schadlos halten wollte, als ich schnell meinen Teller hinschob.

„Ganz vortrefflich," sagte ich, „ich bitte wirklich noch um das Stückchen."

Seufzend legte er es mir auf den Teller und gab sich von Neuem an das Schneiden.

„Darf ich wohl auch noch bitten?" sagte der boshafte Remi und ein Paar Andere folgten diesem Beispiele.

Mit zitternder Hand wurden auch sie versorgt.

„Herrlich," sagten Alle.

„Nichts mehr davon," flüsterte der Alte vor sich hin, in-

dem er die Gerippe hin und her wendete und sich umsonst bemühete, noch einige Reste davon für sich loszuarbeiten. Verzweifelt ließ er Messer und Gabel sinken und griff nach einem Stück Brod, das vor ihm lag, und wollte es schon zum Munde bringen, um wenigstens damit die schreiende Stimme seines Innersten zu beschwichtigen, als ich mein Glas erhob und es gegen das seinige anstieß. Er mußte nothgedrungen das Brod wieder hinlegen und zum Glase greifen.

„Auf die Gesundheit unseres freundlichen Wirthes," sagte ich, „möge er noch viele Tage in dem Kreise seiner Lieben verleben wie heute!"

Alle stimmten in das Lebehoch ein und leerten ihre Gläser.

„Aber Sie trinken ja nicht?" fragte ich ihn.

„Soll ich auf mein baldiges Ende trinken?" schrie er zornig.

Die Andern sahen ihn verwundert an, nur Remie lächelte in sich hinein.

„Ich danke, danke," sagte er, seine Aufwallung bereuend, „aber der Wein bekömmt mir nicht," und leiser setzte er hinzu, „wenn ich vor Hunger sterbe."

Zum Glück für ihn kam die Mehlspeise, von der er sich verbeckt, durch ein geschicktes Manöver zuerst ein großes Stück auf einen Teller legte und dann den Rest unter die Uebrigen vertheilte.

„Das kann mir doch nicht mehr genommen werden," dachte er.

„Zu sauer!" rief ich, als ich den ersten Bissen verspeist hatte, „ohne Zucker nicht zu essen." Ich griff nach der Zucker-

büchse. „Darf ich Ihnen auch etwas geben?“ fragte ich meinen Nachbar.

Er nickte und zog den Löffel zurück, mit dem er eben ein Stück Boudin von allen Seiten in der Sauce herumgedreht hatte. Kaum hatte ich meine Hand zurückgezogen, als der so schön getränkte Bissen schnell zum Munde gebracht wurde, aber noch schneller fuhr er zurück.

„Herr, Sie sind des Teufels,“ sagte er, krampfhaft in die Tischdecke greifend.

„Nicht wahr?“ erwiederte ich, „jetzt hat die Sache erst ihren wahren Geschmack. Ja, was die Küche betrifft, bin ich leider etwas verwöhnt. Ein wenig zu viel Essig, etwas zu viel Salz kann mir den ganzen Appetit rauben. Und Sie werden gestehen —“

„Aber, Herr —“

„Sie werden gestehen, daß hier nothwendig etwas Zucker hinzugefügt werden mußte.“

„Ich glaube ja, aber —“

„Aber ich habe Ihnen vielleicht noch zu wenig gegeben. Das ist schnell verbessert. Erlauben Sie mir —“

„Zum Henker, erst nehmen Sie mir das Essen und nun wollen Sie mir noch das Wort vom Munde wegnehmen.“

„Wie,“ sagte ich, „ich hoffe doch nicht, daß der Zucker —“

„Es war ja kein Zucker,“ schrie er, „es war Pfeffer und ich habe mir die Zunge verbrannt.“

Remie lachte laut auf.

„Wer satt ist," brummte Hakeren vor sich hin, „kann gut lachen."

Vor Tisch war ausgemacht worden, daß gleich nach aufgehobener Tafel ein Spaziergang gemacht werden sollte. Ich erinnerte daran und stand auf. Die übrige Gesellschaft folgte meinem Beispiele. Die Verwandten entschuldigten sich und nahmen ihren Abschied. Ich gab Felicien, die Hut und Schawl genommen hatte, meinen Arm und verließ, von Dunoyer gefolgt, das Zimmer. Hinter her hörte ich den Papa mit matter Stimme sagen:

„Ich kann nicht fort."

„Aber," erwiederte Remie, „Ihr könnt doch die jungen Leute nicht allein laufen lassen."

Als ich mich auf der Straße umsah, kamen richtig die beiden alten Herren nach, und ich hörte deutlich, wie der Herr Schwiegervater sagte:

„An das Mittagessen werde ich denken. O der satanische Schwiegersohn! Er will mich morden, er will an die Erbschaft, aber wart'!"

Während der aber hinter mir zankte und schalt, sprach Felicie desto weniger. Sie wußte eben nicht, woran sie war, da Dunoyer, dem ich verboten hatte, meine Absicht zu verrathen, ebenfalls keine Silbe sprach. So schwankte sie zwischen Furcht und Hoffnung und überließ sich dabei so ihren Gedanken und Träumen, daß ich allein das Wort behielt.

So kamen wir vor das Thor, bis zu dem Platze, wo die

Eisenbahn anfängt. Ich hatte den alten Hakuren zwar mich rufen hören, that aber, als ob ich nichts merkte, obgleich ich wußte, daß er mich abhalten wollte, den Weg nach dieser ihm verhaßten Richtung zu nahmen.

„Hast Du die Plätze?“ frug ich Dunoyer leise.

Er antwortete ja. Unbekümmert um das Rufen des Vaters, der noch weit zurück war, ging ich auf eine der Diligencen zu, die an den Dampfwagen angekettet waren und ungeduldig nur des Signals zu erwarten schienen, um ihren Lauf anzutreten.

„Wollen Sie nicht näher treten,“ fragte ich Felicie, „und sich einmal die Einrichtung ansehen?“

Als wir an der Diligence angekommen waren, näherte sich der Kondukteur, der in Herrn Dunoyer einen seiner Vorgesetzten erkannte, faßte Felicie, in der Meinung, daß sie mitfahren wolle, unter den Arm und half ihr einsteigen. Wir folgten ihr, nachdem Dunoyer dem Kondukteur für uns und die beiden nachfolgenden Herren die voraus genommenen Karten übergeben hatte. Während ich und Dunoyer mit Felicien in den Hintergrund des Wagens gingen und ihr durch das dort angebrachte Fenster die Reihe der Wagen und die Menschenmenge zeigten, die sich zum Mitfahren drängte, kam ihr Vater mit Remie an. Der Erstere war in wirklichem Zorne. Der leere Magen und die Eisenbahn, das war zu viel für seinen Gleichmuth.

„Was zu bunt ist, ist zu bunt,“ polterte er. „Da bleibe ein Anderer ruhig und höflich. Herr, sind Sie denn vom Teufel

beſeſſen? Mich hieher zu ſchleppen nach der Eiſenbahn, 'nachdem ich Ihnen geſagt habe, daß —"

„Aber, Verehrteſter," erwiederte ich ruhig, „iſt es denn eine Sünde, dieſe Einrichtungen anzuſehen?"

„Nicht einmal anreden läßt er einen," ſchrie der Alte. „Aber wart'. Felicie! Felicie! Willſt Du gleich ausſteigen!"

„Erlauben Sie mir," ſagte ich, „ganz gehorſamſt zu bemerken, daß Sie ſich hier zum Schauſpiel hergeben. Felicie ſitzt dort hinten neben Herrn Dunoyer und wird gleich von ſelbſt kommen. Aber wenn Sie Aller Augen auf ſie richten, bringen Sie ſie ja in die peinlichſte Verlegenheit."

„Was Verlegenheit, was peinlich! Sie ſoll heraus oder ſie iſt mein Kind nicht mehr. Neben Herrn Dunoyer! Es iſt zum Schlagtreffen. Felicie, kommſt Du oder nicht?"

Aber Felicie kam nicht. Dunoyer, der in der hinteren Abtheilung allein mit ihr ſaß, beſchwor ſie, wie es ſchien auf das Zärtlichſte, dem Rufe nicht Folge zu leiſten, und ſie vermochte nicht zu widerſtehen.

„Soll ich Dich erſt holen?" ſchrie der Vater endlich ganz ergrimmt und ſtürzte die Wagenſtufen hinauf.

Aber in demſelben Augenblicke blies der Kondukteur in's Horn, die Lokomotive zog an; die übrigen Wagen gaben einen Ruck. Herr Hakeren wollte ſchnell wieder die Stufen hinunter, aber Herr Remie, der ſeinem Freunde nachgefolgt war, wollte mit noch größerer Eile hinauf, rannte ſeinen Vordermann über den Haufen und fiel mit ihm zuſammen in den Wagen hinein.

Ich bemühte mich, sie aufzurichten. Hakeren dankte mir keineswegs, sondern wollte, nun wieder auf den Beinen, sogleich zum Wagen hinaus, aber der Zug hatte sich schon in Bewegung gesetzt und flog mit solcher Schnelligkeit vorwärts, daß er doch die Unmöglichkeit einsah. Einen Blick der Verzweiflung warf er noch hinaus und fiel dann erschöpft auf den Sitz hinter ihm.

„Muß ich das erleben?" seufzte er.

„Was ist's denn weiter?" fragte ich. „Daß Sie auch einmal auf einer Eisenbahn fahren? Sie sollten es danken, daß Ihnen der Zufall dazu verholfen, was Ihr Vorurtheil Ihnen sonst vielleicht immer versagt hätte. Sie haben eine Erfahrung mehr."

„Die habe ich freilich gemacht," antwortete er, mir einen grimmigen Blick zuwerfend.

„Und Sie sehen," fuhr ich unbekümmert fort, „so arg fährt sich's doch nicht. Ich habe zwar den tiefsten Respekt für Ihre Diligencen, aber vergleichen Sie es mit diesem Fluge. Sehen Sie, wie die Bäume und Häuser an uns vorüberschießen, wie bequem hier einige hundert Menschen in einem Augenblicke von einem Orte zum andern geschafft werden."

„Ja wohl, und wenn mich hier der Schlag trifft, so fährt das Ding doch immer zu und kein Mensch bekümmert sich um mich und hält still, während bei meiner Entreprise, wenn einer nur über Kolik klagte, der Kondukteur anhielt und dem Patienten einen Schluck Absynth zukommen ließ. Bequem! Ja wohl

bequem für Vagabunden und Narren, die an das Welt-Ende wollen und die Fliege nicht sehen, die auf ihrer Nasenspitze sitzt."

„Alter Herr, Sie ereifern sich. Diligencen waren gut genug für die alte korpulente Welt, die die ganze Welt für ihre Schlafstube hielt und sich bei jedem Plan und Gedanken erst auf's Ohr legte, um sich von der geruhsamen Nacht Raths zu erholen. Aber bei uns jungen Leuten heißt es, gedacht gethan."

„Es könnte Euch doch auch was in die Queere kommen," sagte Hakeren spöttisch.

„Nun bitte ich Euch," beschwichtigte Remke, „laßt doch das Zanken, hier wenigstens."

Aber der Papa hätte sich noch lange nicht zur Ruhe gegeben. Zum Glück hielt plötzlich der Wagen still. Wir waren in Mecheln. Hakeren stand auf.

„Felicie," rief er, „jetzt komm', auf der Stelle. Keine Minute bleibe ich mehr in dem verwünschten Kasten. Wir nehmen uns einen Wagen und fahren nach Hause. Wer nicht Lust hat, uns zu begleiten, kann ja hier bleiben."

„Wie, Verehrtester," sagte ich, „so weit sind Sie gefahren und wollten nun nicht vollends nach Brüssel? Das geht nicht, Sie müssen jetzt weiter."

„Ich muß gar nicht," antwortete er, „und ich will heraus."

Ich suchte ihn auf seinem Platze festzuhalten, aber er stieß mich zurück, um zu seiner Tochter zu gehen, die noch immer keine Anstalten zu treffen schien, sich von der Seite Dunoyer's zu trennen. Als er sich von mir losgemacht, stieg ich schnell

aus. Die wenigen Minuten, die für den Aufenthalt in Mecheln angesetzt sind, waren indessen, wie ich vorausgedacht, verflossen und als der Papa mit seiner Tochter an der Thüre der Diligence sichtbar wurde, setzte sich der Zug richtig schon wieder in Bewegung. Ich sah, wie der Alte von der Erschütterung auf seinen Sitz zurückfiel und wie sein Gesicht vor Zorn in allen Farben spielte. Ich schrie halt! halt! und that, als ob ich dem Wagen nachlaufen wollte. Der Mund Hakeren's verzog sich darüber zum grimmigen Lächeln.

„Es ist keine Diligence," schrie er mir zu, sich aus dem Wagen herauslehnend. „Schöne Erfindung, die Eisenbahnen."

Den nächsten Moment war der Zug mir aus den Augen. Ich stand still, lachte herzlich auf, drehte mich gelassen um und ging in ein Kaffehaus in der Nähe der Bahn, um dort die Rückkehr des Dampfwagens abzuwarten.

Er kam wirklich, aber kein Hakeren, kein Dunoyer drinnen. Desto besser, dachte ich, fuhr allein nach Antwerpen zurück und ging, kaum angekommen, in das prächtige Theater. Es war 11 Uhr, als ich in meine Wohnung zurückkehrte. Die Familie war erst vor einer Stunde angelangt, aber bereits zu Bett. Als ich am andern Morgen in der Wohnstube erschien, fand ich schon Herrn Dunoyer bei den Andern. Ein gutes Zeichen, dachte ich. Felicie wurde roth, als sie mich erblickte und der Vater drehte den einen Daumen um den andern, ohne aufzusehen. Dunoyer stürzte auf mich zu und fiel mir um den Hals.

„Du hast mich zum glücklichsten aller Menschen gemacht," sagte er.

„Wie denn so?" fragte ich.

„Felicie und ich verdanken Dir das Glück unseres Lebens."

„Wie denn so?" fragte ich noch einmal, alle der Reihe nach mit der Miene der Verwunderung ansehend.

„Ja, sehen Sie," stotterte der Alte, „ich kann nichts dafür — mein Wort — Ihr Benehmen — mein Aerger — Ihre Eisenbahn — mein Hunger —"

„Das ist nicht sehr klar," unterbrach ich ihn.

„So unterbrechen Sie mich doch nicht schon wieder. Ich war eben im Zuge. Herr Dunoyer liebt Felicien und Felicie liebt Herrn Dunoyer."

„Und ich?"

„Ja, Sie."

„Und Sie?"

„Ja, warum haben Sie mich geärgert, mich nicht reden, mich nicht essen lassen und dann mich noch auf den Dampfwagen geschleppt. Herr Dunoyer führte mich in Brüssel zu Dubost, ich habe dort vortrefflich gespeist, was mir sehr Noth that, und bei der letzten Flasche haben sie mich so mürbe gemacht durch Bitten und Thränen und Wünsche, daß ich nicht mehr wußte, woaus noch woein. Nemie dort hat mit auf mich losgearbeitet, die Eisenbahn hatte ich einmal befahren, gegen Herrn Dunoyer konnte ich nichts mehr einreden —"

„Aber Ihr Wort?"

„Ja, mein Wort," antwortete Herr Hakeren und ließ den Kopf hängen. „Aber wollen Sie denn das Glück der armen Leutchen stören?"

„Können Sie es mir schriftlich geben," sagte ich, „daß Sie mir die Hand Ihrer Tochter verweigern?"

Der Alte sah groß auf. „Sie wollen mich doch nicht auf den Protest verklagen?"

Ich schüttelte lachend den Kopf. Dunoyer schob ihm schnell Papier und Feder hin und nach einigen Augenblicken händigte er mir einen Zettel ein, worin er bedauerte, daß er mir seine Tochter nicht geben könne, da sie einen andern liebe, dem er sie nicht mehr nehmen könne. Ich faltete ruhig den Schein zusammen und legte ihn in meine Brieftasche. Der Alte machte ein Gesicht, als ob er mich für verrückt hielt.

„Es thut mir unendlich leid," sagte er, „aber —"

Ich hielt ihm schweigend ein anderes Papier hin. Er machte es auf und that einen Blick hinein.

„Das Wetter!" rief er. „Sie sind schon verheirathet?"

Ich nickte.

„So haben Sie blos Ihr Spiel mit uns getrieben?"

Dunoyer, der mich von Neuem umarmte, enthob mich der Antwort. Seine Braut näherte sich jetzt auch und ich ergriff ihre Hand und küßte sie, ohne daß es ihr einfiel, sie zurückzuziehen. Ihr Blick dankte mir mehr, als ihr Mund es konnte. Ich wendete mich zu dem Papa und sagte:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie hintergangen. Aber die Noth

ieb mich. Mein Vater hält ſtreng auf ſein gegebenes Wort
d verſagte mir deshalb die Hand eines Mädchens, das ich
nig liebte und das er ſelbſt unter andern Verhältniſſen gern
s ſeine Schwiegertochter angenommen hätte. Wir verbanden
s heimlich und ich ging hieher, um den Knoten, den das
terliche Verſprechen geſchürzt hatte, auf die eine oder die
dere Weiſe zu löſen. Das Zuſammentreffen mit meinem
eunde Dumoyer, der mir ſeine Verhältniſſe zur ſchönen Te-
ie berichtete, erleichterte mir meinen Entſchluß. Es gelang
ir, mich Ihnen verhaßt zu machen und Sie für die armen
erliebten günſtiger zu ſtimmen. Sie entbinden mich und mei-
en Vater ſeines Wortes und ſo ſteht auch meinem Glücke
ichts mehr im Wege. Mein Vater wird mir verzeihen, ſo wie
ie es auch thun werden. Denn im Grunde bin ich doch nicht
ſchlimm, als Sie mich gehalten haben. Ich laſſe jeden gern
den und eſſen und mit der Eiſenbahn oder Diligence fahren."

„Aber —" ſagte der Alte.

„Aber," unterbrach ich ihn, „Sie wollten ſagen, es iſt gut,
aß ſich Alles ſo ſchnell gemacht hat. Gewiß und ich hoffe,
ie werden das Glück der beiden jungen Leute recht bald un-
öslich machen."

„Nein," ſagte der Alte, „und unterbrechen Sie mich nicht
ig, ich wollte ſagen, es thut mir doch leid, daß Sie nicht
ein Schwiegerſohn geworden ſind."

Brüſſel.

So wäre ich denn wieder hier; aber wie anders erſcheint mir jetzt Alles, nachdem mir die trübe Brille, die vor wenigen Tagen mir alle Gegenſtände getrübt hatte, von den Augen gefallen. Ich athme wieder freier und wage es, in die Zukunft zu blicken. Ich darf jetzt einer beſſern Zeit entgegenſehen. Ich habe Antwerpen verlaſſen, von Feliciens und Dunoyers Segnungen geleitet, und es wäre ſchlimm, wenn ſie mir nicht glückliche Zinſen tragen ſollten. Ich bin jetzt mit Eiſenbahnen verſöhnt, ich finde ſogar Brüſſel ſchön, nicht blos architektoniſch, ſondern ſelbſt poetiſch. Was nicht ein frohes, von einem erhebenden Gefühle erfülltes Herz thut! In drei Tagen bin ich bei Dir und dann wollen wir noch einige ſchöne Stunden feiern, ehe ich zu meinem Vater eile und mir ſeine Verzeihung hole. Ich weiß, er ſchlägt ſie mir nicht ab. Es leben die Dampfwagen! Ich bin gut mit ihnen gefahren. Der Himmel gebe, daß ſie bald unſer ganzes Vaterland nach allen Richtungen hin durchrollen. Kein Bündniß wird mehr durch die längſte Entfernung ſich anflockern. Jede Sehnſucht kann befriedigt werden und der Freund zu allen Zeiten an Freundes Bruſt liegen. Keine Woche wird vergehen, wo wir uns nicht die Hand drücken können. Erkennſt Du es auch, dieſes Glück? Wie möcht ich jetzt zu Dir fliegen. Aber leider braucht die langſame Kutſche noch ihre vier und zwanzig Stunden, um mit mir nach Aachen zu ſchleichen. Rüſte Dich mit Geduld, meine wahrhafte Heirathsgeſchichte — denn die jetzige war nur Nachdruck —

des Weitern und Breitern anzuhören. Wenn Du hübsch aufmerksam bist, verspreche ich Dir auch die Ehre der ersten Patenstelle. Wünsche Dir nur im Voraus Glück dazu und schaff Dir den nöthigen Respekt an für den nun so ehrbaren Ehemann und Vater, der bald in Deinen Armen seyn wird. Bis dahin, Adieu."

Das
Ende einer Reichsstadt.

„Aber was mißfällt Dir denn an ihm?“

„Man kann sich ja überhaupt keine Rechenschaft davon ablegen, warum einem irgend etwas gefällt oder nicht. In wenigstens kann es nicht. Sieh mal das alte, verräucherte Bild dort über dem Kamine; Joseph sagt, es sey nicht zehn Buschen werth, aber es gefällt mir. Er sagt, es wäre schlecht gemalt, schlecht gezeichnet, es tauge gar nichts, aber es gefällt mir einmal; die Engelsköpfe und das Gesicht der Mutter Gottes sehen mich so fromm, so lieb, so herzig an, daß ich stundenlang davor sitzen und den Kopf nicht abwenden kann, und ich gäbe das Bildchen nicht für das beste Stück aus der Gallerie unseres Herrn Bürgermeisters weg. Du kannst sagen, das sey Unverstand. Mag seyn; aber es soll ja auch nur mir gefallen, und was hilft mir das Bessere, wenn es auf mich nicht den Eindruck macht, als das minder Gute.“

„Und wer iſt — aber nicht von und in Bildern geſprochen — der minder Gute?“

„Du biſt bös, liebe Agnes, aber mit Unrecht. Dein Vetter iſt ein braver Menſch, und Du meinſt es gewiß auch gut mit ihm, wenn Du ihm ſo eifrig das Wort redeſt, daß Dir jetzt ſchon die Thränen in den Augen ſtehen, aber das Herz hat doch auch eine Stimme, Ich kann ihn einmal nicht lieben.“

„Die Zeit, Marie —

Marie ſchüttelte mit dem Kopfe, während ein leiſes, ſelbſtgefälliges Lächeln ihre Lippeln umſpielte.

„Aber was haſt Du denn an ihm auszuſetzen,“ fragte Agnes heftiger werdend, „wie müßte er denn ſeyn, um Dir zu gefallen? Iſt er nicht ein guter, durch und durch wackerer Junge, iſt er nicht, ja iſt er nicht auch hübſch?“

Marie rückte haſtig mit dem Stuhle zurück und ſah ihrer Freundin mit den großen, ſchmachtenden Augen verwundert in das erhitzte Geſicht.

„Hübſch?“ wiederholte ſie gedehnt. „Ach, ſiehſt Du, da muß ich Dich ſchon wieder auf das Bild verweiſen. Hübſch? Aber ich frage Dich, wer kann mit den grauen Augen, mit der kurzen, unterſetzten Figur hübſch ſeyn?“

Agnes ſprang unwillig von ihrem Sitze auf und trat an das Fenſter, gedankenvoll vor ſich hinſtarrend, ohne das ungewöhnliche Getümmel und Getreibe zu betrachten, das ſich draußen auf der Straße laut machte. Es war noch kaum Abend, aber das trübe Dezemberwetter hatte ſchon früh die Häuſer in ſeine

dunkeln Schatten gehüllt und das Drängen der Wagen, Reiter und Fußgänger, die sich in einen dichten Knäuel zusammengeschlossen hatten und von denen jeder einzeln eifrig sich weiter zu arbeiten schien, aber doch nur von der Masse geschoben wurde, machte einen unheimlichen, ängstigenden Eindruck. Es war ein Zug, der kein Ende nehmen wollte. Große Frachtwagen, in der Eile mit den werthvollsten Gegenständen eines Hausrathes beladen, Betten, Spiegel, Gemälde mit kostbaren Rahmen bunt durcheinander, dort Aktenstöße, Kirchengefäße und Priestergewänder, hier ganze Familien, Männer, die ihre Frauen stützten und weinende Kinder auf den Armen trugen, dazwischen einzelne Leute, die mit heiterer, unbesorgter Miene dem Strome folgten, Mönche aller Farben — alles Flüchtlinge, die aus Schreck vor der Annäherung der Franzosen, vor den Drohungen, gleichwie vor den Versprechungen Dumouriez, ihre Heimath verlassen hatten. Es waren Glückliche, die zunächst in der alten Kaiserstadt Aachen Schutz und Sicherheit zu finden hofften. Die Franzosen hatten nach der entscheidenden Schlacht von Jemappes in schnellen Märschen fast ganz Belgien überschwemmt und bei einem Theile des Volkes die willkommenste Aufnahme gefunden, während alles, was an Oesterreich, an Aristokratie und Kirche hing, sich schleunig vor den gefürchteten republikanischen Excessen zu retten suchte. — Aachen war schon lange der Sammelplatz aller dieser Auswanderer geworden, die noch immer nicht begreifen konnten, wie eine Nation in ihrer Zügellosigkeit ein geordnetes und siegrei-

ches Heer erzeugen könne, und die mit unerschütterlicher Zuversicht erwarteten, daß die Schänder der Krone bald den verdienten Lohn erhalten würden. Der Generalgouverneur von Belgien, der tapfere und brave Herzog von Teschen, und seine treffliche Gemahlin, die Erzherzogin Christine, warteten hier auf den Augenblick, wo sie im Gefolge der heranrückenden Kaiserlichen Truppen in ihre Residenz zurückkehren konnten. Eine große Menge Adliger und Geistlicher waren ihnen gefolgt und bildeten hier einen kleinen Hof, der noch durch eine zahlreiche Menge Französischer Emigranten verstärkt wurde, die immer hoffnungsvoll und übermüthig sich betrugen, als ob sie aus eigener Willkühr ein Paar Monate über die Saison hinaus an dem berühmten Badeorte verweilten. An eine weitere, größere Gefahr dachte noch niemand.

Man war dieses Lärmens und Jagens in Aachen schon zu gewohnt, als daß es noch sonderlich beachtet worden wäre. Auch warf Marie, die ihrer Freundin nachgeeilt war, kaum einen Blick auf die noch immer nachkommenden Flüchtlinge, sondern nahm Agnes bei der Hand und fragte sie mit ihrer sanften Stimme: „Aber sage mir, Liebe, warum bemühst Du Dich so unablässig mir zuzureden?"

„Er ist mein Vetter," antwortete sie, ihr Gesicht gegen die kalte Scheiben pressend, „und," setzte sie nach einer Pause hinzu, ohne ihre Stellung zu verändern, „er hat mir erklärt, er könne nicht ohne Dich leben."

„So sag' ihm —" erwiederte Marie.

„Was?“ fragte Agnes, indem sie sich schnell umwendete aber noch schneller wieder ihre glühende Stirne gegen das trüb angelaufene Fenster lehnte.

„Sag' ihm,“ fuhr Marie fort, nachdem sie einige Augenblicke ihre Freundin erstaunt angeblickt hatte, „sag' ihm, daß ich ihm für seine freundlichen Wünsche herzlich danke, daß ich seinen Werth ganz erkenne, daß dies Alles aber nicht genüge, aber auch das kannst Du ihm ersparen, wenn Du ihm bloß sagst, mein Oheim würde nie in eine Verbindung mit ihm einwilligen. Du kennst ja seine Ansichten und Vorurtheile.“

„Und wenn dies einzige Hinderniß gehoben wäre?“ fragte Agnes, Marie mit einem beinahe strengen Ausdrucke in das Auge blickend.

„Es wird aber nicht gehoben werden!“ antwortete eine tiefe Stimme hinter ihnen.

Die beiden Mädchen fuhren erschrocken zusammen und wendeten sich zu dem Manne um, der, unbeachtet von ihnen, in das dunkele Zimmer getreten war und ihre letzten Worte gehört haben mußte. Marie, die sich am schnellsten gefaßt hatte, verließ sogleich das Fenster, nahm dem Manne Hut und Stock ab, rückte einen großen, mit Leder überzogenen Lehnstuhl an das Kamin, ergriff das an einem Nagel hängende Schüreisen und rüttelte damit die brennenden Kohlen zusammen, daß sie in kleinen blauen und rothen Flämmchen erglühten, die einen kurzen, zuckenden Schimmer in die Stube warfen. Man konnte jetzt die Umrisse des eben Eingetretenen, der sich bequem nie-

dergesetzt und die Füße behaglich auf ein schmales Kissen gestreckt hatte, um sich nicht auf dem mit breiten rothen und grauen Steinen ausgelegten Fußboden zu erkälten, etwas deutlicher erkennen. Es war ein großer, wohlbeleibter Mann, dessen kahler, nur von wenigen schneeweißen Haaren umkränzter Schädel von hohem Alter zeugte, wie seine ungebeugte Stellung und die fast zu blühende Gesichtsfarbe ungeschwächte Kraft und Gesundheit verrieth. Seine Züge waren, wenn auch nicht edel, doch ziemlich regelmäßig; der hohe Blick seiner blauen Augen und der feine, etwas spöttisch gezogene Mund gaben der ganzen Erscheinung etwas Anziehendes. Nichts desto weniger sprach aus der Emsigkeit, mit welcher Marie sich um ihren Oheim — denn das war er — bewegte, weniger liebende Zuvorkommenheit, als furchtsame Scheu.

„Und warum kann dieses Hinderniß nicht gehoben werden?“ erneuerte Agnes ihre Frage, indem sie sich ebenfalls dem Feuer näherte.

„Warum?“ antwortete der Alte, sich halb aufrichtend und noch rother werdend, „warum? Weil ich Diener des hohen Rathes der Stadt Aachen bin und der Joseph Schramm nichts ist, als ein Goldschmiedegesell —“

„Der alle Tage Meister werden kann,“ unterbrach ihn Agnes eifrig.

„Ich aber,“ rief der Alte, sich auf die breite Brust schlagend, „bin vom Rathe und die Goldschmiede können nicht in den Rath kommen, weil sie nicht zu den vierzehn Zünften ge-

hören, also bekommt er auch meine Nichte nicht. Wißt Ihr, was das heißt, vom Rathe? Mein Großvater war vom Rathe, mein Vater war vom Rathe, ich habe leider keinen Sohn, aber in meiner Familie will ich wenigstens einen Nachfolger haben. Mein Vater wollte mich studiren lassen, ich sollte oben hinaus, ich that seinen Willen, aber als er starb — Gott habe ihn selig — bewarb ich mich um seine Stelle, deren Verdienst und Hoheit ich noch besser hatte erkennen lernen. Und ich sollte einem Schmiede — aber ich will mich nicht ärgern, denn es ist gegen meine Grundsätze. Also ein für allemal, es bleibt bei dem Hinderniß, Jungfer Agnes, und Sie kann das Ihrem Vetter sagen, auch habe ich bereits für die Marie gesorgt und sie meinem Kollegen, dem Herrn Houbben, zugesagt."

Agnes sah ihre Freundin fragend und halb spöttisch an, diese aber schüttelte bloß, doch nicht unbemerkt von ihrem Oheim, ganz leise das Köpfchen.

Der Alte wollte eben dieser stillschweigenden Protestation mit strafenden Worten ihr Recht widerfahren lassen, als es leise anklopfte und auf das Herein! des Hausherrn ein kleiner, magerer Mann hereintrat, der die Mädchen mit glattem Lächeln grüßte und dem Alten am Feuer die Hand schüttelte. Es war der Vogtsdiener, Herr Houbben, eine unscheinbare Figur, der jedoch ein gewisser Anflug von Geist, auch wohl Bosheit auf dem blassen Gesichte, mit seiner kurzen Stirn, der aufgeworfenen Nase und den kleinen, brennenden Augen, etwas Bedeutung gab.

„Eben von Euch gesprochen," sagte Mariens Oheim.

„Doch in Gutem, Herr Lambert?" antwortete der Vogtsdiener.

„Jesus," rief Marie, welche dem Gespräche gern eine andere Richtung geben wollte, „was der Lärm draußen zunimmt."

„Bring Licht herein und mach die Schläge zu," gebot der Oheim, „und laß mich ungehudelt mit allem, was uns nicht geradezu angeht. In welch leidiger Zeit leben wir," fuhr er fort, während Marie ein Licht auf den breiten, an dem Rande verzierten Eichentisch setzte und die Läden schloß; „es ist, als ob die Mauern von den Häusern eingerissen wären, daß jeder Gassenjunge die frechen Blicke in unser Allerheiligstes werfen dürfte! Wie sich jedes Kind, sogar die Mädchen um die Angelegenheiten des Staates bekümmern, so spricht uns auch alle Welt in unsere Verhältnisse. Es gibt keine Schranken mehr und ich sehe kommen, daß alle Sitte und Ehrbarkeit mit zu Grabe gehen wird. Politik und Politik und darüber denkt man nicht mehr an das Zunächstliegende. Das ewige Geschwätz: wie steht es in Paris aus? was haben sie in Brüssel angefangen? was sagt ihr zu dem Dekrete? habe ich nun Grund aus satt. Ich will meine Ruhe. Kümmern sich, was ein Paar hundert Narren in fremden Ländern zusammenbauen, und rezensiren und kritisiren darüber, und deduciren die letzten Folgen davon, als ob sie dem lieben Gott in die Karten gesehen hätten, und wissen ganz genau, wie es hätte besser gemacht werden können, und bei ihnen in dem eigenen Hause

geht die Wirthschaft drunter und drüber, und die Kinder machen ihnen ein X für ein U nach dem andern."

„Es ist ein Schwindel," bemerkte Herr Houbden, „nur schlimm, daß er ansteckt. So etwas nimmt den Kopf ein und da können Dummheiten nicht ausbleiben."

„Mir," sagte der Alte, einen Blick auf die beiden Mädchen werfend, die in einem Winkel der Stube zusammensaßen und miteinander plauderten, „mir soll diese Freiheitswuth aus meinen vier Pfählen bleiben. Hier bin ich Herr und König und ich will den sehen, der mich absetzt. Wie kann jemand dem Staate gute Dienste leisten, wenn er in seinem Hause unglücklich ist? Hier also muß vor Allem ein jeder es sich bequem und behaglich machen, damit er seine übrigen Pflichten redlich erfüllen kann. Es geht mir nichts über meinen Dienst, aber um ihm von ganzem Herzen leben zu können, muß mir hier an diesem Heerde alles nach Wunsch und Willen gehen. Krieg, Frieden — dummes Zeug. Ich kann nichts zu dem einen, noch zu dem andern beitragen. Mögen die Franzosen sich meinetwegen auf den Kopf stellen, wenn es ihnen Spaß macht, was geht es mich an? Ob sie es lange aushalten, ohne überzuschlagen, was kümmert's mich? Ich will meine Ruhe. Marie, bring' uns eine Flasche Faro und zwei Gläser."

„Es ist keine mehr da," antwortete die Nichte, „auch nirgends eine zu haben."

Der Alte machte ein sehr böses Gesicht. „Nachlässigkeit!" brummte er.

„Nicht doch," entgegnete Agnes spöttisch, „blos die Politik. Wären die Franzosen nicht in Brüssel, hätten wir noch Brüsseler Bier hier, und so wirkt fremder Krieg und die Revolution sogar auf Küche und Keller und schlägt in das Bereich von uns Mädchen."

„So bring etwas Anders," rief Herr Lambert noch verdrießlicher. „Kein Faro! Hol der Teufel die Franzosen!"

„Und möge es ihnen ergehen," fügte der Vogtsdiener hinzu, „wie dem König Pharao, mögen sie ertrinken in dem rothen Blutmeere, das sie selber geschaffen."

Marie war eben beschäftigt, eine Flasche des herzlich schlechten Stadtbiers, Gläser und ein Paar frische irdene Holländische Pfeifen und Tabak auf dem Tische aufzustellen, als die Thür hastig aufgerissen wurde, und ohne anzuklopfen, ein junger Mensch, von blühendem Aussehen, mit schwarzem Lockenkopfe und feurigen Augen in das Zimmer stürzte und ein Papier in die Höhe haltend, „Sieg! Sieg!" schrie.

„Wer hat gesiegt?" fragte der Vogtsdiener aufspringend und den Jüngling gespannt anblickend.

„Thu mir den Gefallen," fuhr ihn dagegen Herr Lambert an, „und komm ein andermal, wenn Du uns wieder beehrst, säuberlicher in die Stube und fahr nicht herein wie der Sturmwind. Ich will meine Ruhe und brauche Deine Nachrichten nicht. Was mich nicht trifft, macht mich nicht neugierig, und was mich trifft, erfahre ich immer noch zu früh."

„Die Oesterreicher sind wieder geschlagen und in vollem Rück

zug. Ihr Hauptquartier ist schon auf Henri-Chapelle zurück, die Französischen Vorposten sind in der Nähe von Herve, in Lüttich ist die alte Verfassung umgeworfen und ein Nationalkonvent dekretirt. Der Jubel ist an der Tagesordnung. General Dumouriez wird überall auf Händen getragen, aller alte Wust wird ausgefegt, es gibt keine Vorrechte mehr, Freiheit und Gleichheit ist die Losung und jeder kann werden und erreichen, was er will, wenn er das rechte Zeug dazu in sich fühlt."

„Auch aus einem Taugenichts ein braver Kerl?" fragte der Alte trocken.

„Danke für das Kompliment, Herr Pathe," antwortete lachend der junge Mensch," aber in ein Paar Jahren, wenn der Himmel uns noch so lange Krieg beschert, sollt Ihr Antwort haben. Was Donner, wie konnte man denn ehrlich bei dem jetzigen Kram bestehen? Das ganze Wesen und Handthieren war ja eitel Qual und Erbärmlichkeit. Zwischen Beichtstühlen und Aktenstößen konnte einem ja der Athem vergehen. Wie es vor hundert und fünf hundert Jahren getrieben wurde, so schleppte es sich mit faustdickem Staube unbeholfen und widerwärtig bis auf den heutigen Tag fort. Ei, wie wollen wir sie ausklopfen und wenn auch die Fetzen mit davonfliegen. Die Jugend will auch einmal ihre Zeit haben. Da hocken sie im Rathe —"

„Junge!" rief der Alte drohend.

„Nun ja," fuhr der Andere immer gleich hastig fort, „ich weiß, Ihr habt den Narren an Eurem Posten gegessen, und

wenn Ihr mit Eurem Amtszeichen, dem dreizackigen Stabe, bewaffnet seyd, glaubt Ihr, es gleich dem alten Neptun thun zu können, von dem uns der Pater Quirinus in der Domschule erzählte, und der nur seinen Dreizack aufzuheben brauchte, um die rebellischen Wellen alsbald zur Ruhe zu bringen, aber wartet's nur ab. Ihr wißt doch noch, vor ein Paar Jahren, wie der alte Rath mit Knitteln vom Stadthause hinuntergejagt wurde? Laßt nur die Franzosen kommen, da werdet Ihr noch ganz andere Dinge erleben."

„Ist wirklich Gefahr?" fragte Houbben.

„Ehe acht Tage vergehen, ist's so weit. Die Oesterreicher können sich nicht mehr halten, und wenn sie nicht eilig abziehen, so bricht die Revolution hier in ihrem Rücken aus, ohne gar auf die Franzosen zu warten. Der Klub der Freiheitsfreunde ist thätig, ich komme eben heraus, wir haben unsere Nachrichten und Verbindungen, und es kostet uns nur ein Wort, so geht der Tanz auf der Stelle los."

„Du spielst wohl eine recht große Rolle dabei?" fragte der Alte spöttisch, während der Vogtsdiener sich wieder hinsetzte und gedankenvoll Wolken vor sich hinblies. „Ist es nicht ein Jammer?" fuhr er fort, als er keine Antwort erhielt; „daß gerade mir so etwas zukommen, daß ich eine solche ungehorsame Nichte und einen solchen Obenhinaus von Pathen haben muß? Nichts als Kummer und Sorge von Beiden zu haben; statt mir für alle meine Gutthaten nur Freude zu machen und blos für mich zu sorgen, wie es einer ehrbaren Dirne zukommt,

unterhält sie sich mit dem Monde und bildet sich ein, sie wäre eigentlich zu einer Gräfin oder Prinzessin bestimmt, wenn sich ein achtbarer Mann ihrer Zuknnft annehmen will; und der da, statt mit seinem bischen Gelde ein rechtschaffener Kaufmann zu werden und was vor sich zu bringen, verthut es lieber mit wilden Gesellen und will dann das Altehrwürdige, durch langes Bestehen Geheiligte umstoßen helfen, um aus den Bruchstücken sich leicht und bequem etwas Neues aufzubauen. Bleibt bei Eurem Leisten und seyd das tüchtig, zu was Ihr bestimmt seyd. Kommt her, Kollege, und stoßt an: Es lebe Aachen und wenn es versänke! Und wenn die Franzosen noch so gottloses, leichtsinniges Volk sind, die alte Kaiserstadt, die Krone des heiligen Römischen Reiches, werden sie in Ehren halten."

Der junge Mensch zuckte die Achseln und trat zu den Mädchen, während Herr Hobben sein Glas gegen das des Rathsdieners anstieß und besorgt ausrief: „Wir wollen es hoffen obwohl was Herr Corus da sagt, bedenklich genug klingt."

„Macht Euch doch keine Sorgen und glaubt mir — er betonte das laut und scharf — daß Ihr Unrecht hättet, wenn Ihr Euch um irgend etwas, was der Fant sagt, thut oder wünscht, ein graues Haar wachsen laßt. Es bleibt bei dem, was wir ausgemacht, und so wahr Ihr, wie ich, Euer Amt über Alles schätzt und hochachtet und lieber dem Aergsten Trotz bieten, als dasselbe durch Verleugnung beschimpfen würdet, so sicher könnt Ihr auf mein Versprechen bauen und damit Basta!"

„Aber," warf der Vogtsdiener schüchtern ein, „wenn die Franzosen wirklich bis zu uns kommen und auch uns ihre Neuerungen aufdringen, wenn mein Vorstand, der Kaiserliche Vogt, flüchtet, wenn der Eurige, der hohe Rath, sich auflöst —"

„Wenn — wenn —" rief der Alte, voll Zorn seine Pfeife auf den Tisch aufstoßend, daß sie in zwanzig Stücke zerbrach, denn die Heiligkeit seines Amtes war der einzige Punkt, der ihn aufbringen, aus der Ruhe aufstören konnte, mit der er, weniger aus Apathie, als aus Egoismus, aus ängstlicher Sorge für seine leibliche Wohlfahrt, sich angewöhnt hatte, alles Uebrige zu betrachten, „wenn — wenn — wenn der Himmel einfällt, so halte ich ruhig meinen Kopf hin, weil ich ihn doch auf Erden nirgends verbergen kann. Aber in der Höhe suchte ich mir doch, könnte ich auch, keine Zuflucht. Wenn die Feinde uns gotteslästerlich unsere Rechte nehmen und uns dafür ihre Freiheit aufzwingen, die nicht einmal für sie taugt, geschweige für uns, für die sie nicht gemacht ist, so ziehe ich mich in mein Kämmerchen zurück und hänge meinen Mantel und meinen Stab drin auf, wie gerettete Reliquien, und bete davor, bis unser Herr Gott bessere Zeiten bescheert. Aber nie und nimmermehr unterwerfe ich mich als falscher, verrätherischer Ueberläufer dem fremden Regimente und diene ihm; lieber will ich meinen Kopf hingeben zum Pfande meiner beschwornen Treue, als meinen Mund neue Eide herschwätzen lassen, die mein Herz Lügen straft."

„Es ist immer hart, Hungers zu sterben nur einer Idee wegen.

„Wir wollen abbrechen davon," sagte der Alte, der in seiner Aufwallung wirklich etwas Imposantes gehabt hatte; „noch sind das bloße Hirngespinnste. Laßt uns von etwas Anderm sprechen. Ich will meine Ruhe haben. Eine andere Pfeife, Marie."

Seine Nichte hatte sie schon in der Hand und ging wieder zu ihrer Freundin und dem Pathen ihres Oheims, Franz Cornus, der bei den Mädchen eine bessere Aufnahme gefunden hatte, als bei dem Herrn Lambert. Beide Mädchen konnten als sehr hübsch gelten, doch waren beide an Karakter, wie an äußerer Bildung durchaus verschieden. Der alte Rathsdiener hatte bereits ein leichtes Bild seiner Nichte entworfen. Sie war schlank gewachsen, doch nicht eben groß, und das dunkele Haar, die großen, von langen Wimpern überschatteten Augen hoben ihren zarten, fast zu bleichen Teint noch stärker hervor und gaben ihr einen Ausdruck von leidender Hingebung, von Sehnsüchtigkeit und Schutzbedürftigkeit, daß jeder Mann, der Muth und Selbstvertrauen in sich fühlte, herbeispringen mußte, um eine so zarte und reizende Blüthe vor dem Umknicken zu bewahren und zu stützen. Auch war ihr ganzes Wesen mehr in sich gekehrt, träumend und grübelnd, und es schien, wenn sie sich zu den ihr anheimgefallenen Hausarbeiten hergab, als ob sie sich nur aus angeborner Güte einem ihr so fremdartigen Geschäfte unterziehe. Von ihren Eltern, nach deren Tode der Oheim sie zu sich genommen, ziemlich ihrem Willen überlassen, hatte sie sich Gelegenheit geschafft, mehr zu lernen, als

ihrem Stande nach zu erwarten war, und, da sie später viel allein war, sich einem maßlosen Spiele der Gedanken überlassen, die durch ihre wenige Bildung aufgeregt, aber selten berichtigt wurden. Sie war weniger verständig, als gefühlvoll, und weniger gefühlvoll, als von reger Empfindung. Die Empfindung zitterte ihr mehr in den gereizten Nerven, als daß sie ihr das Herz erfüllte und wärmte. Wohl aber war das letztere bei ihrer Freundin der Fall. Agnes war die Tochter des Goldschmidts Senden, dessen Haus, in der Jakobstraße, an das des Rathsdieners, Herrn Lambert, beinahe hart angrenzte, eine Nachbarschaft, durch welche auch die Bekanntschaft der beiden Mädchen entstanden war, die von Beiden mit gleichem Eifer fortgesetzt wurde, und welche auch an der Neigung Joseph Senden's, eines weitläufigen Verwandten des Schmiedeherrn, zu Marie Schuld war. Schon der vollere Wuchs, die blühende Gesichtsfarbe, die hellen, verständigen Augen verriethen den reichen Lebensmuth, der so leicht nicht und am wenigsten durch leere Phantasien zu erschüttern war. Und doch glühte auch in ihrer Brust ein so tiefer, reicher Born wahren Gefühls, daß nicht leicht etwas Hohes, Edles und Großartiges ihr begegnen konnte, ohne daß dasselbe aufwallte und sie sogar in helle Begeisterung versetzte.

„Graues Haar wachsen!" wiederholte Franz, die Lippe trotzig aufgeworfen; „als ob der falsche Kerl nicht deren schon genug auf seinem Judaskopfe hätte."

„Ich bitte Dich, schweig," bat ihn Marie, leise seinen Ar

rührend. „Was hast Du nur davon, daß Du unaufhörlich den lten Mann so in seinen Lieblingsideen verletzest? Du weißt, aß ihn nichts empfindlicher trifft, als was nur im entfernte- en die Würde und die Existenz des Rathes betrifft, und och —"

„Der Rath?" unterbrach sie der ungestüme Jüngling heftig. „Da sitzt ein wohlweiser Diener desselben und glaubt in seiner Wichtigkeit, wenn er nicht wäre, so ging ganz Aachen zu Grunde. Gerade so weise ist der Rath auch, nur nicht so ehr- lich. Pathe Lambert meint in seiner Einfalt, er trage wirklich das Wohl der Stadt auf seinen Schultern, der Rath aber weiß besser, wer durch ihn am besten berathen ist. Er selber nämlich. Was? Eine solche Wirthschaft sollte man ruhig mit- ansehen und lobpreisen, und das blos, weil sie schon so und so viel Jahrhunderte bestanden hat! Die Bürgerschaft, heißt es, regiert sich selber. Ja, schön! das steht so geschrieben, aber ein Wort ist nicht die Sache, und ein Paar glatte Redens- arten machen das Joch, das sie uns aufgelegt haben, nicht leichter und angenehmer. Es geht tyrannischer bei uns zu, wie in der Türkei, und doch heißt Aachen eine Freistadt. Unsere Herren Bürgermeister, die in ein Paar Familien Wurzeln ge- faßt haben, sich Jahr aus Jahr ein erneuern, aber nur die Früchte eines und desselben Baumes sind, und die den Rath mit ihren Kreaturen überschwemmen, treiben es mit uns, als wären wir eine Heerde willenloser Schaafe wären. Aber der Schrei, den man in Paris erhoben, soll hier noch so viel Echo

finden, daß er ihnen in den Ohren gellen und sie erinnern soll, daß es Zeit ist, in sich zu gehen. Alle Vorrechte müssen fallen, Alle müssen auf Alles Anspruch machen dürfen, es muß ein gleiches Regiment eingeführt werden und was sich nicht beugen will, muß brechen."

„Sprecht nicht so laut," sagte Agnes, „Herr Houbben scheint herzuhorchen."

„Bah, Spioniren und Angeben ist sein Handwerk. Was ich sage, kann er hören. Sie wissen es oben recht gut, was in der Stadt vorgeht. Die Versammlungen junger und alter Leute, die Vorbereitungen zur Herstellung der Freiheit können ihnen nicht entgangen seyn. Aber sie wagen es nicht, dagegen einzuschreiten, weil sie selber an ihrem Siege zweifeln und die Erbitterung nicht noch mehr gegen sich aufzuregen wagen."

„Wenn es aber doch umschlägt!" warf Marie mit zitternder Stimme ein. O Gott, ich sehe nirgends Erfreuliches. Wenn Euer Anschlag mißglückt, bist Du in Gefahr, gelingt er, so weiß der Himmel, wie der Alte sich benehmen wird und was mir bevorsteht. Ich Unglückliche!" Dabei strömten ihr die heißen Thränen über das noch mehr als gewöhnlich bleiche Gesicht.

„Sey ruhig!" sagte Franz, ihre Hand ergreifend. „Wir siegen, vertrau' auf mich. Laß den Alten thun und sagen, was er will, oder hast Du schon meinen Namenstag und das Wort vergessen, das ich Dir damals gegeben, als Du mich so schön anbandest?"

So dunkel es auch in dem Winkel war, in welchem die drei sich unterhielten, konnte man doch deutlich die hohe Röthe erkennen, die plötzlich Mariens Gesicht überflog. Sie schlug die Augen nieder und wandte sich verlegen etwas von Agnes ab, aus deren Blick, der immer ein klarer Spiegel ihrer Seele war, Verwunderung, aber keine unangenehme, sprach und die besorgt und doch fast lächelnd von Neuem gegen den Vogtsdiener warnte, der offenbar sein Ohr mehr nach den jungen Leuten, als nach seinem Kollegen gerichtet hatte und jetzt eben den Mund zu einem recht gehässigen Lächeln verzog und dabei die Augen zugedrückt hielt, wie einer, der über einen recht hämischen Plan sinnt. Die Warnung hätte den jungen Menschen zu noch größerer Heftigkeit und Ungebundenheit aufgeregt und die Besorgnisse Mariens wieder gesteigert, wenn nicht das Eintreten Josephs, der seine Muhme zum Abendessen abzuholen kam, einen solchen Ausbruch verhindert hätte. Der Schmied, der seinen Auftrag nur als Mittel benutzte, um die von ihm geliebte Marie zu sehen, hatte mit großer Sorgfalt alle Spuren seines Handwerks von sich entfernt und machte so keinen übeln Eindruck. Auch wurde er von Allen, selbst von dem Herrn Lambert herzlich bewillkommnet und erhielt sogar von Marien, die durch sein Eintreten von einer großen Furcht befreit worden war, einen so freundlichen Blick, daß er sich ganz beseligt fühlte.

„Ich bin fertig, komm!" sagte Agnes kurz.

„Bleibt doch noch, Nachbar," sagte der alte Lambert, da

Franz sich nicht sehr beeilte, der Aufforderung seiner Muhme Folge zu leisten.

„Ja wohl, bleibt doch noch," fügte der Vogtsdiener spitz hinzu, „Ihr könnt hier manches, in jetzigen Zeitumständen recht Passende über Freiheit und Gleichheit lernen."

Der Schmied sah Herrn Houbben fragend an und wandte sich zu Franz, der verächtlich lächelte und antwortete endlich ganz ruhig: „Das sind Sachen, um die ich mich nicht kümmere. Ich thue, was ich schuldig bin, handle in meinem Kreise nach bestem Gewissen und lasse für das Uebrige die Obrigkeit sorgen. Ich glaube nicht, daß etwas Gutes dabei herauskömmt, wenn jeder Bürger die Karten mischen helfen will; wenn alles zugleich auf das Eisen hämmern will, so schlägt einer den andern auf die Hand."

„Jetzt aber," warf Franz ein, „sind wir der Ambos und die Rathsschmiede schlagen auf uns."

„So arg," antwortete Joseph lächelnd, „ist es wohl noch nicht, und ich sehe doch, daß wir alle noch recht behaglich leben. Der Druck, den wir zu ertragen haben, ist schon noch auszustehen. Ich bin nicht neidisch auf anderer Leute Würden, noch so ehrgeizig, mehr scheinen zu wollen, als ich mit Ehren seyn kann. Worauf mich der Beruf hingewiesen hat, das habe ich mit ganzer Kraft zu treiben, drüber hinaus mag ich nicht, weil ich nicht weiß, ob ich dann noch der tüchtige Mensch seyn werde, der ich jetzt als Schmied bin. Zuckt nicht mit den Achseln, Franz. Haltet meine Gesinnungen nicht für Trägheit,

Leichtsinn oder sonst was Schlimmes. Wenn ich einmal überzeugt wäre, daß das Wohl unserer Vaterstadt, daß unsere Ehre und wahre Freiheit auf dem Spiele stände, so solltet Ihr sehen, ob ich mich ausschlösse von den Reihen ihrer Verfechter, und ob ich es scheuen würde, mein Leben dafür in die Schanze zu schlagen, aber ob der oder der Rathsherr seyn soll, darum mache ich keine Revolte mit. Ich bin in Brabant gewesen um 1791, als die Hitzköpfe drüben sich's auch einfallen ließen, mit ihrem Regenten anzubinden, aber sie haben es bald satt, recht satt bekommen, und was ich dabei gesehen habe, macht mir gar keine Lust, ähnliche Auftritte zu erleben."

Er hatte dies mit immer gleicher Gelassenheit gesprochen, und da Agnes ihn beim Arme ergriff, um fortzugehen, so schüttelte er freundlich allen, auch Franz, die Hand und verließ mit seiner Muhme, nachdem er noch einen Blick zurück auf Marien geworfen, das Zimmer.

„Ein braver Mensch!" sagte der Vogtsdiener.

„Schade, daß er Schmied ist," fügte Herr Lambert hinzu.

Aachen war im Jahre 1792 noch nicht die freundliche, an schönen Gebäuden so reiche, lebenslustige Stadt, die es seitdem geworden. Wie die sämmtlichen Hauptstraßen durch Mittelthore, welche ebenfalls wie die Hauptthore geschlossen werden konnten, aber hauptsächlich nur zur Erhebung der Accise dienten,

verkürzt und beengt wurden, so war auch das ganze Leben abgeschlossener, gedrückter. Das angeerbte leichte Blut wurde durch den spießbürgerlichen Ernst der reichsstädtischen Wichtigkeit gehemmt und abgekühlt und der gesellige Verkehr in den engeren Kanälen der Zunftgenossenschaft und nachbarlichen Verhältnisse festgehalten. Jede Straße vegetirte für sich und nur die Streitigkeiten bei neuen Rathswahlen vermochten diese vielen Schranken umzustoßen und die verschiedenen Interessen in nähere Berührung zu bringen. In den Zeiten der Ruhe blieb jeder für sich, und nur der einzige Herrenkeller, wo man den billigsten, nämlich den steuerfreien Zehntenwein trank, versammelte zuweilen eine Anzahl Bürger entgegengesetzter Farben und Geschäfte. Dort sah man sie Abends, in weite blaue, die Reicheren in grüne oder rothe Mäntel gehüllt, die zierlich gekräuselte Frisur mit einem großen Französischen Hute bedeckt, unter dem der breite Haarbeutel majestätisch herabquoll, langsam hinschreiten, aber sicher immer zurückkehren, noch ehe die Wächter von den Thürmen und Thoren die zehnte Stunde abgeblasen hatten. Ach, wie haben sich die Zeiten seitdem verändert. Zehn Uhr! Außer der Polizei will kein Mensch davon wissen.

Es war aber noch kaum acht Uhr, als Herr Houbben das Haus des Rathsdieners verließ. In den dunklen, von wenig Laternen nur spärlich erleuchteten Straßen war die Ruhe ziemlich wieder hergestellt. Nur hier und da standen noch einige ausgespannte Wagen, für die sich in Höfen und Remisen kein Un-

terkommen mehr gefunden hatte und die von einem der flüchtigen Eigenthümer, der fröstelnd mit schnellen Schritten auf und ab ging, bewacht wurden. Je mehr sich der Vogtsdiener dem Mittelpunkte der Stadt näherte, je langsamer setzte er seinen Weg fort und oft stand er still, entweder um etwas besser mit sich selbst zu überlegen oder um den lebhaften Gesprächen zu belauschen, die aus vielen Häusern in Französischer Sprache herausschallten. An der Ecke der Klappergasse hielt er sich länger als bisher auf. „Geh ich nach Haus oder nicht," flüsterte er endlich vor sich hin. „Wer weiß, wenn ich die Sache angebe, ob ich nicht noch schlimmer dabei fahre. So gut die Franzosen nach Lüttich gekommen sind, können sie uns auch heimsuchen und dann ist das junge Volk obenauf und meine Angeberei wird mir schlecht bezahlt. Meine Pflicht freilich! Pah, darum wagte ich den Hals nicht. Aber ich muß den Burschen los werden, wenn ich das Mädchen und das Geld des alten Narren haben will, und vielleicht kann ich mich für jeden Fall sicher stellen."

Er hüllte sich fester in seinen Mantel und bog in die schmale Gasse ein, welche nach dem ehrwürdigen Münster führte, an dessen Kreuzgang der Herrenkeller gelegen war, wo, wie er wußte, der Schöffen-Bürgermeister jeden Abend seine Flasche guten Rheinweins zu trinken pflegte. Einen Bürger, der eben in die Weinstube treten wollte, bat er, dem Bürgermeister zu sagen, daß er ihn wegen dringender Sachen auf einen Augenblick sprechen müsse. Bald darauf kam ein großer Mann her-

aus, dem man es ansah, wie verdrießlich er über die Störung war, und frug den Vogtsdiener barsch, was es gebe.

„Hochverrath!" sagte Houbben leise und sich auf den Zehen erhebend, um dem Ohre des Andern näher zu kommen. Der aber schien von dem gewichtigen Worte gar nicht betroffen, sondern verzog bloß das geröthete Gesicht zu einem spöttischen Lächeln und antwortete, sich schon halb umwendend: „Laßt mich ungeschoren."

Houbben aber erlaubte sich, den Bürgermeister bei den Kleidern festzuhalten, und wiederholte lauter und mit feierlichem Ausdrucke: „Es ist Ernst! Der Hochverrath liegt offen da! Man verschwört sich gegen den Rath, gegen die Verfassung der Stadt."

„Wer?"

„Eine Menge. Ich kenne sie nicht." Der Bürgermeister zuckte verächtlich die Achseln. „Ich meine, ich kenne sie nicht Alle; aber einen kann ich liefern, den Rädelsführer, durch den das ganze Nest aufgehoben ist."

„Und wer ist das?"

„Der junge Senden."

„Der Wildfang? der Hasenfuß? Lächerlich. Der wirft uns nicht um."

„Gerade solche Hitzköpfe sind die gefährlichsten; wenn man die gewähren läßt, so bekommen sie immer stärkeren Anhang und die Stimmung ist ohnehin schon nicht die beste."

„Ja, was soll man aber mit ihm anfangen? Ich will ihn morgen auf die Acht oder vor das Chorgericht laden lassen.“

Jetzt war es an dem Diener, die Achseln zu zucken. „Und wenn er nicht kommt?“ antwortete er beinahe spöttisch. „Wenn er sich aus dem Staube macht? Dann seyd Ihr — der Aachener Dialekt kennt noch kein Sie — ihn freilich los, aber der Rest ist noch da und wird gewarnt, und um so vorsichtiger.“

„Ja, aber was ist fast zu thun, wo keine Beweise vorliegen?“

„Nehmt es nicht so streng und laßt ihn frisch weg festsetzen, die Beweise werden schon nachkommen, ich stehe Euch dafür.“

Der Bürgermeister besann sich eine Weile, schüttelte aber mit dem Kopfe und sagte endlich: „Es geht nicht. Die Sache würde Lärm machen, unsere Gegner würden aus unserer Strenge auf unsere Furcht schließen und immer lauter werden, und unter Umständen, wie die jetzigen, muß man sich in Acht nehmen und die Leute nicht zu sehr gegen sich erbittern. Man kann nicht wissen, wie sich das Rad dreht, und wer die andere Woche regiert und wer regiert wird.“

„Aber —“

„Nichts, nichts. Ihr habt Eure Pflicht gethan und sollt für Euren Diensteifer belobt werden. Vom Uebrigen versteht Ihr nichts. Das ist unsere Sache. Bestellt mir den jungen Menschen morgen vor das Gericht. Ich will ihn selbst verhören. Gute Nacht.“

Damit ließ er den Diener stehen und eilte in die Wirthsstube zurück, deren Thür er heftig hinter sich zuwarf.

„Weinschlauch!" brummte ihm Houbben ingrimmig nach und stampfte vor Aerger mit dem Fuße auf, „aber einmal geschlagen, ist noch nicht besiegt. Zu einem andern Versuche!"

Er eilte mit schnellen Schritten durch den Kreuzgang, der nach dem Katschhofe, einem von Bäumen besetzten Platze, führte, in dessen Mitte sich auf hohen Stufen der sogenannte Kaak oder steinerne Pranger befand. „Hätte ich ihn daran!" flüsterte er. Er ging jedoch schnell vorwärts, an der Acht (der Gerichtsstube) und dem anstoßenden Schauspielhause vorüber, in dessen unteren Räumen sich die Folterbank befand, während das obere Stock freilich oft genug nur eine fortgesetzte Marterbank war, und kam sehr bald vor dem Hause des Vogt-Meyers an, der statt des Kaisers über der Gerechtigkeit zu wachen hatte. Houbben fand leicht Einlaß und erzählte dem Vogte, was er erfahren, verschwieg ihm jedoch, daß er schon Einen fruchtlosen Bericht gemacht habe. Sein jetziger fand bessere Aufnahme. Der Vogt ließ sich alles genau erzählen und ging dann sinnend einige Minuten im Zimmer auf und ab.

„An Einem," sagte er endlich, „kann uns nichts liegen. Wir müssen alle herausbekommen. Es ist noch die Frage, ob der Senden zum Plaudern zu bringen ist. Besser, wir überraschen sie in Flagranti. Ihr schweigt über alles, was ich eben gehört habe; versteht Ihr — Houbben nickte mit dem Kopfe — und sucht, sobald als möglich Stunde und Ort der Versamm-

lung dieſer Franzoſenaffen zu erfahren. Wo ſo viel Theilnehmer ſind, kann das nicht ſchwer fallen. Für das Weitere werde ich ſorgen."

Das Glück wollte dem Vogtesdiener wohl. Als er ſich, mit dem Reſultate ſeiner Unterredung ziemlich zufrieden, endlich nach Hauſe begeben wollte und ſich ſchon einen bedeutenden Schritt näher zu ſeinem erſehnten Ziele träumte, war er plötzlich zwei Perſonen näher gekommen, die, in ein eifriges Geſpräch verwickelt, langſam vor ihm her gingen. Schon der erſte Satz, den er vernahm, machte ihn ſtutzig. Er blieb einen Augenblick ſtehen und da er ſich überzeugte, daß die Beiden ihn nicht hatten herankommen hören, ſo ſchlich er ihnen leiſe nach, um noch mehr von ihrer Unterhaltung zu erhorchen.

Es waren zwei Männer, aber bei der Dunkelheit ließ ſich nicht erkennen, zu welchem Stande ſie gehören mochten.

„Vor einer Stunde," hatte der Eine geſagt, „ſind die Franzöſiſchen Prinzen abgereiſt."

„Vortrefflich," antwortete der Andere; „das beweiſt, daß hier für ſie keine Sicherheit mehr iſt. Ehe wir uns verſehen, werden die Kaiſerlichen denſelben Weg einſchlagen und dann —"

„Still," beſchwichtigte der Andere, „nicht zu laut. Unſere Sachen ſtehen gut. Bald wird auch uns die Morgenröthe der Freiheit leuchten. Nur Alles brav vorgearbeitet."

„Ich werde das Meinige thun. Alſo morgen Abend?"

„Finden wir uns bei Euch. Gute Nacht."

Der zuletzt geſprochen, wandte ſich bei dieſen Worten in

eine Seitenstraße, während der Andere ihm emphatisch eine: gute Nacht, Bürger! nachrief und dann flüchtigen, beinahe hüpfenden Schrittes nach dem Markte zu eilte. Houbben hatte sich, als die Beiden sich trennten, um nicht bemerkt zu werden, in einen Thorweg gedrückt und verdoppelte darauf seine Schritte, um den, bei dem am andern Tage die Versammlung Statt finden sollte, die seiner Ueberzeugung nach nur aus der Gesellschaft der Freiheitsfreunde bestehen konnte, nicht aus den Augen zu verlieren. Er hatte ihm bald erreicht und folgte ihm bis zu einer der entlegensten Gassen, wo derselbe in einem schmalen, unansehnlichen Hause verschwand. Der Vogteidiener betrachtete sich das Gebäude genau, nicht ohne eine Spur von getäuschter Erwartung zu verrathen.

„In dem Hause!" dachte er. „Das hat oben und unten nicht für zwanzig Menschen Platz. Und wenn ich Lärm machte und es käme hernach eine Albernheit zum Vorschein, und ich hätte es dann erst recht und zwar hier und dort verdorben. Aber den Schein könnte trügen. Ich will mir das Ding bei Tage betrachten."

Aber als er am andern Morgen bei Zeiten wieder in der kleinen Straße erschien, fand er, daß das verdächtige Haus womöglich noch erbärmlicher aussah, als es ihm den Abend vorher gedäucht hatte. Hoch und schmächtig, mit kleinen Fenstern und vorstehendem Giebel schien es jeden Augenblick vornüberstürzen zu wollen, und die zersprungenen Balken, die sich durch das an vielen Stellen durchflechtige Mauerwerk zogen, konnten

die Nachbarn nur wenig gegen die Besorgniß ermuthigen, daß das morsche Gebäude sich nicht eines Tages auflösen und einen Einfall in ihre Zimmer unternehmen werde. Houbben konnte, wenn er nicht Verdacht erregen wollte, sich nicht durch den Augenschein überzeugen, ob das Innere des Hauses dem Aeußern entspreche und alle Fragen in einem nahebei gelegenen Branntweinladen verschafften ihm keine Auskunft weiter, als daß ein junger Perrückenmacher mit seiner alten tauben Mutter drin wohne.

Die Sache wurde immer zweideutiger. Nichts desto weniger glaubte er, seine Nachrichten dem Vogtmeyer oder, wie ihn das Volk nannte, Vogtmajor nicht verschweigen zu dürfen. Daß seine Angaben kein Lachen erregten, war schon eine angenehme Ueberraschung für ihn, und als im Gegentheil sein Vorgesetzter ihn für den Abend zurückbestellte, da die Sache jedenfalls näher untersucht werden sollte, so hielt er sich schon um einen Zoll größer. Möglich war ja Alles, warum nicht auch, daß eine baufällige Baracke einen Trupp Verschworner in sich schließe. Jedenfalls beschloß er, seinen Nebenbuhler Senden nicht vor das Gericht zu laden, überzeugt, daß der Bürgermeister schon an seinen Befehl nicht mehr denke. Gelang es nicht, ihn mit seinen Freunden auf der That zu ertappen, so blieb zu dem Verhör des Einzelnen, zu seiner Verhaftung noch immer Zeit genug.

Die Nachrichten aus Belgien waren im Verlauf des Tages immer beunruhigender geworden. Bei Herve und Verviers waren

Scharmützel vorgefallen, in denen die Oesterreicher den Kürzeren gezogen haben mußten, denn ein Theil ihrer Infanterie war bereits auf seinem Rückzuge vor den Thoren Aachens angekommen und sollte hier, wie in dem anstoßenden Städtchen Burtscheid einstweilen einquartirt werden. Mit jeder Stunde wurde der Rest des Heeres erwartet und man sagte, dasselbe werde in der Umgegend Position nehmen, die Wälle der Stadt mit Kanonen besetzen und in der Nähe Batterien aufwerfen. Alle Einwohner waren voll der lebhaftesten Besorgnisse. Eine Schlacht unter ihren Mauern, die Stadt selbst beschossen, vielleicht erstürmt — das waren Bilder, die auch den Muthigsten Schrecken einflößen konnten. Nachdem Aachen nur bisher fremde Flüchtlinge aufgenommen, sollte jetzt an seine eigenen Bürger die Reihe kommen, sich und ihre Habe zu flüchten. Ueberall herrschte Verwirrung und alle Behörden hatten den Kopf verloren. Selbst der Vogtmeyer hatte ganz vergessen, daß und warum er Houbben auf den Abend wieder zu sich beschieden hatte und er erinnerte sich der Komplottgeschichte erst, als dieser sich meldete und nach Aufträgen seines Vorgesetzten fragte. Der Letztere war jetzt fast geneigt, die Sache auf sich beruhen zu lassen, wenn nicht Houbben geschickt darauf aufmerksam gemacht hätte, welchen Vorwürfen er sich von Seiten der Kaiserlichen Feldherren aussetzen dürfte, daß er in ihrem Rücken einen Heerd des Aufruhrs geduldet habe, den er, gewarnt, hätte ersticken können. Aber der Vogt ward so unabläßig mit immer neuen, für den Augenblick wichtigeren Botschaften und Mel-

dungen überhäuft, daß er nicht zu Athem kommen konnte und am Ende dem Diener befahl, ein Dutzend Mann von dem Stadtmilitair zu nehmen und mit einem andern untergeordneten Offizianten sich nach der Versammlung der Clubbisten zu begeben und dort nach eigenem Ermessen zu handeln.

Die Stadt war so mit Bajonnetten angefüllt, und die Leute, welche bei dem verdächtigen Friseur ihre Zusammenkunft halten sollten, schienen von einer so naiven und herzlosen Zuversichtlichkeit erfüllt, daß ihnen die zwölf Mann, mit denen Houbben und ein anderer Scherge mit ernster Haltung, wie es einer tapfern Stadtmiliz zusteht, gegen das feindliche Quartier anrückten, weder Verdacht noch Furcht einflößten. Ja als die bis an den Hals bewaffnete Schaar schon an dem Eingange des Gäßchens angelangt war, in welchem das baufällige Haus gelegen war, sah man noch einige Gestalten an ihnen vorbeischlüpfen, als ob von ihr alles eher, als ein Angriff zu besorgen gewesen wäre. Houbben aber ließ sich dadurch nicht irre führen, sondern vertheilte seine Truppen wie ein geschickter Feldherr, indem er eine Reserve in einiger Entfernung von dem Hause, eine Wache an der Thür desselben zurückließ und dann, ohne weiteren Kriegsrath zu halten, mit dem Rest der Mannschaft kühn den nicht einmal verschlossenen Eingang erstürmte. Auf so wenigen Widerstand hatte er gar nicht gerechnet, und die Stille und Oede, die rings umher zu herrschen schien, machte ihn stutzig. Er fürchtete jeden Augenblick in einen Hinterhalt zu gerathen und setzte den Fuß

nicht vorwärts, ohne vor Angst zu zittern, er möchte auf irgend eine Fallthüre treten und rettungslos in einen Abgrund unter die Dolche der Verschworenen stürzen. Ein Soldat öffnete das eine Zimmer zur ebenen Erde — eine alte Frau saß drinnen und spann bei dem kärglichen Lichte einer kleinen Lampe. Man frug sie nach den Hausbewohnern, erhielt aber keine Antwort, und Houbben, der sich erinnerte, daß die Mutter des Perückenmachers stocktaub sey, bedeutete den Uebrigen, ihre Lungen zu schonen. Sein Kollege war einstweilen die Treppe hinaufgeschlichen, aber auch dort war alles still — keine Seele zu finden. Der ganze Trupp sah sich mit einem zufriedenen Lächeln an; nur Houbben machte ein verdrießliches Gesicht und hätte vielleicht seinem Unmuthe noch lauter Luft gemacht, hätte man nicht aus einiger Entfernung plötzlich einen tumultuarischen Lärm vernommen. Houbben sprang, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, in die Höhe, packte seinen Amtsgenossen fest beim Arme und hielt ihm die Finger auf den Mund. „Nicht gerührt!" flüsterte er den Soldaten zu und schlich tappend einen langen Gang hin, der schon nach wenigen Schritten ein Ende nahm und von einer Thür begrenzt war, die bei dem ersten Drucke nachgab und den Eingang zu einem schmalen Hofe bildete, auf dessen Hinterseite, so viel sich in der Dunkelheit erkennen ließ, eine Art Remise oder Stall sich erhob, aus dem offenbar der vorhin vernommene Lärm gedrungen war. Noch jetzt hörte man deutlich jemand laut drin reden. Houbben eilte zurück und achtete es nicht, daß er über eine

steinerne Stufe stolperte und sich Knie und Hände dabei wund stieß. Als er wieder bei den Seinigen angelangt war, berichtete er über den Erfolg seiner Rekognoszirung, nahm der alten Frau ihre Lampe weg, sperrte sie in ihrer Stube ein und gebot seinen Leuten, ihm leise zu folgen. Bei dem Schimmern des Lichtes konnte man das Terrain besser überschauen. Ein ziemlich großer, hölzerner Schuppen, baufällig wie das ganze Gebäude, zeigte an verschiedenen Stellen so viel Löcher und Risse, daß man bequem das Innere desselben in Augenschein nehmen konnte. Nachdem Houbben für jeden möglichen Fall vor der einzigen Thüre, die zu sehen war, drei Mann mit gefälltem Bajonnette aufgestellt hatte, rückte er, ohne Geräusch zu machen, einen Holzblock heran, vermöge dessen er die erste Spalte — durch das Licht erkennbar, welches aus dem Schuppen durchschimmerte — erreichen konnte. Der Anblick, der ihm zu Theil wurde, mußte ihn sehr interessiren, denn er verweilte lange auf seinem luftigen Posten. Sein Kollege mußte sich vorläufig mit dem Hören begnügen.

Eine wunderbare Gesellschaft hatte sich in dem Stalle eingefunden. Der ziemlich große Raum war nur von einem Paar Lampen erhellt, so daß es einige Mühe und Zeit brauchte, die Gestalten, welche sich in demselben bewegten, zu erkennen. Es schienen gegen dreißig Männer zu seyn, die, in ihre Mäntel gehüllt, den Vordergrund einnahmen und stehend, in einzelne Gruppen vertheilt, einem Manne zuhörten, der weiter hinten auf einer kleinen, kunstlosen Erhöhung mit leb-

haften Gebehrden zu ihnen sprach. Hobbden erkannte ihn bald an der Stimme, es war der Perückenmacher, der Eigenthümer des Hauses.

„Schande den Brüdern," rief er eben mit seiner schreienden Stimme, „die in unwürdiger Feigheit sich haben abhalten lassen, unserer Sitzung beizuwohnen. Wir zählen mehr als hundert Mitglieder und ich sehe ihrer kaum vierzig. Was, dürfen die Freunde der Freiheit sich von gemeiner Furcht zurückschrekken lassen? Schmach ihnen, sie sind unwürdige Söhne der großen Göttin und sie wird sie dereinst nicht zulassen zu ihrem himmlischen Mahle. Ihr aber, Ihr wackere, ächte Kampfgenossen, seyd willkommen, Ihr seyd die wahren Priester der gesegneten Freiheit und Gleichheit; Ihr steht nicht an, trotz der Feindesmacht, die uns umgibt, auf ihren Altären zu opfern und ihren Ruhm zu verherrlichen. Bald werden ihre Tempel sich auch am lichten Tage erschließen und die ganze Welt wird Euch verehren als ihre Retter."

„Der Kerl thäte besser," flüsterte ein Soldat, „er baute statt Tempel sein Haus auf."

„Dummheit," antwortete ein Anderer, „den Tempel hat er umsonst, aber Reparaturen kosten Geld. Und wenn er Geld hätte, würde er keine Gleichheit wollen. Der will nur so lange Gleichheit, bis er sich die Freiheit genommen, seine Tasche zu füllen."

Hobbden sah die Sprechenden streng an und gebot ihnen leise, den Mund zu halten.

„Die Welt liegt im Argen," fuhr der Redner fort, „und läßt sich von Eigennutz regieren. Wohl dem, meine Freunde, der wie ich sich auf die Brust schlagen und rufen kann — sehet her, ich arbeite nur für das allgemeine Wohl, nicht für mich. Wer hat mehr von den Neuerungen, von dem Beispiele der Franzosen zu fürchten, als ich? Haben sie nicht mit der Tyrannei auch das Altehrwürdige zertrümmert? Sind sie nicht im Uebermaß ihres Zornes gottlos genug gewesen, selbst den Perücken, dieser Krone des Mannes, dem Sinnbilde der Würde und der Ehrfurcht, den Krieg zu erklären, und drohen sie nicht, die wüste Herrschaft der kurzgeschnittenen Haare auch über uns auszubreiten? O meine Freunde, erlaubt mir eine stille Thräne über das Schicksal meiner Kunst. Diese Thräne auf den Altar des Vaterlandes! Es sey die letzte Regung, die letzte Schwäche des uns angebornen Egoismus. Da liegt sie — jetzt bin ich Euer, ganz Euer, und jeder Blutstropfe glüht nur noch für das große Ziel, das wir uns gesteckt. Meine Freunde, die Sitzung ist eröffnet. Bruder Senden hat das Wort."

Bei der Bewegung, die in der Versammlung entstand, gelang es Houbben, mehre Gesichter zu erspähen. Es waren fast sämmtlich junge Leute, einige von verworfenem Karakter, niemand von gesellschaftlicher Bedeutung. Doch wandte er bald den Blick von der Gesellschaft ab, um dem neuen Redner zu folgen, der so eben die Tribüne bestieg und in dem er wirklich und zu seiner nicht geringen Freude den gehaßten Nebenbuhler

erkannte. Der Pathe des alten Rathsdieners fing damit an, die Abwesenden zu entschuldigen und zu versichern, daß man trotzdem im Augenblicke des Handelns zuverläßig auf sie werde zählen können. Immer mehr in Feuer gerathend, fuhr er dann fort: „Ich glaube nicht, daß die Kaiserlichen es wagen werden, entmuthigt durch ihre wiederholten Niederlagen, in unserer Nähe den siegreichen Franzosen Widerstand zu leisten. Binnen wenigen Tagen werden wir sie ihre Flucht weiter fortsetzen sehen. Thun sie es nicht, so ist es an uns, den ruhmgekrönten Verkündigern der Freiheit die Hand zu bieten, dann ertöne die Sturmglocke des Aufstandes, wem noch ein heiliger Funke in der Brust glüht, der erhebe sich, daß die Flamme der Freiheit hoch aufschlage und das Joch der Sklaverei, das man uns auferlegt, verzehre. Von zwei Seiten bestürmt, muß die alte Tyrannei in Trümmer zerfallen und ein neuer Tag wird aufgehen über unsere Vaterstadt, ein neues Leben wird erwachen, Freiheit und Gleichheit das Zepter führen und die eingefleischte Sünde der Vorrechte und Mißbräuche beschämt ihr Haupt beugen. Wer von uns hat nicht gefühlt, daß der Zustand, in dem wir jetzt leben, ein unerträglicher sey? Der Despotismus, unter dem wir leben, ist der schlimmste von allen. Unter einem großen, mächtigen Tyrannen zu leben, ist schrecklich, aber nicht das Schrecklichste; man kann ihm durch Entfernung entgehen, man sieht wenigstens die Hand nicht, welche die Ketten schmiedet und den ersten Ring derselben hält; der Ruhm, in den er sich hüllt, strahlt auch auf

seine Sklaven zurück. Aber der aristokratische Despotismus drückt auf alle Menschen gleich stark und seine beständige, gehässige Gegenwart erweckt Bitterkeit und reizt die Rachsucht. Und was hat er dafür zu bieten, welchen Ersatz, welchen Trost? Keinen. Aber in einem so kleinen Staate, wie dem unserigen, gesellt sich zum Haß noch die Verachtung. Wir fühlen die Erbärmlichkeit unserer Herren, weil wir sie mit ihren Schwächen stets und dicht vor unsern Augen haben und ihre Anmaßung vernichtet unsere Menschenwürde. Es muß anders werden. Der Weg ist bezeichnet, ist geebnet, wollt Ihr ihn nicht einschlagen? Wollt Ihr den Krebs, der an Eurem Marke zehrt, auf Eure Kinder und Enkel vererben? Wollt Ihr Diener bleiben, weil Eure Väter es gewesen? Regieret Euch selbst oder werft Euch Frankreich in die Arme, werdet ein Glied dieser großen Nation, und nieder mit dem verfaulten Thron unserer Machthaber. Schwört mir, wenn das Zeichen erschallt, Euch alle zu erheben, wie Ein Mann, die Ketten von Euch zu schleudern, und wenn es gilt, das Leben einzusetzen für das höchste Gut der Menschheit, der Freiheit."

„Wir schwören es!" rief die Versammlung, die Hände erhebend.

Während dieses Tumultes hatte Houbben dem andern Beamten auf seinem Blocke Platz gemacht. „Seht Ihr," fragte er leise, „den Menschen auf der Erhöhung, mit den schwarzen Haaren? Habt Ihr ihn? den Joseph Senden? Ja? Das ist der Rädelsführer, das Haupt der ganzen Verschwörung. Die

Sache iſt klar. Es iſt Hochverrath und der Senden ſteht an der Spitze. Wir müſſen das ganze Neſt aufheben, aber vor allem den Lockvogel nicht entwiſchen laſſen."

„Wir ſind unſerer nur wenig."

„Aber gut bewaffnet und werden wohl mit den Burſchen fertig werden. Vorwärts, die Pflicht gebietet und der Lohn wird nicht ausbleiben."

Das Thor des Schuppens war verriegelt. Houbben befahl es einzuſtoßen. Ein Soldat ſchlug mit dem Kolben ſeines Gewehres dagegen und im Augenblicke fuhren die morſchen Bretter auseinander und ließen der Miliz Raum zum Eindringen. Bei dem erſten Lärm war das Innere des Behältniſſes der Schauplatz unbeſchreiblicher Verwirrung geworden.

„Wir ſind verrathen!" ſchrie der Perückenmacher, „rette ſich, wer kann!"

Aber die Rettung war nicht ſo leicht. Nirgends ein Ausgang, die einzige Oeffnung von Soldaten verſtopft, über deren Anzahl man im Ungewiſſen war.

„Ergebt Euch," ſchrie der Gehülfe Houbben's, der ſich an die Spitze der Wache geſtellt hatte, während Houbben ſelbſt, dem es nicht darum zu thun war, von Senden erkannt zu werden, oder es überhaupt mit jemanden zu verderben, von dem man nicht wiſſen konnte, ob er nicht einmal Vergeltung üben möchte, ſich hinter ſein Korps zurückgezogen hielt. Joſeph war der einzige, der die Beſinnung nicht verlor. Mit zwei Sätzen ſprang er nach den beiden Lampen, die auf jeder Seite des hölzernen

Gebäudes brannten, und löschte sie aus, so daß in demselben Augenblicke Alles in tiefes Dunkel versank. Es entstand der fürchterlichste Tumult. Einer stürzte über den Andern, die Verschworenen ergriffen sich einander und schlugen sich, in der Meinung, daß sie es mit dem Feinde zu thun hätten, andere wurden über den Haufen gerannt und mit Füßen getreten und baten jammernd um Pardon. Statt ruhig den Eingang zu suchen, drangen die Soldaten vor und wagten doch nicht, aus Furcht, sich selbst zu verletzen oder aus natürlicher Scheu, das Bajonett vor sich auszustrecken; in dem Lärm war kein Kommando zu vernehmen, Flüche, Gekreisch, Bitten wogten laut durch einander, das Gebäude selbst krachte in seinen Fugen und drohte, jeden Augenblick den ganzen Trupp unter sich dem Gebälk zu begraben; der Perückenmacher heulte vor Furcht oder vor Schmerz, nur die Stimme Seuden's war nicht zu vernehmen. Er hatte sich, ohne ein unnützes Wort zu verlieren, längs der Wand hingeschlichen, bis er an der einströmenden Luft merkte, daß er in der Nähe des Eingangs war. Er tappte behutsam weiter, er schlossen, wenn er denselben bewacht fände, sich mit Gewalt seinen Weg in das Freie zu bahnen. Ein Scheit Holz, das er aufgerafft, um es als Waffe zu gebrauchen, vor sich hinhaltend, drängte er immer muthig vor, stieß aber auf keinen Soldaten, sondern auf eine Gestalt, die das Holz für einen Gewehrkolben halten mochte, und im Uebermuthe lauter, als sie wünschte, ausrief: „Seht Euch vor, ich bin es. Haltet alles gut besetzt, daß nur keiner entwischt.“

Senden ermunte die Stimme Houbben's und schlug ihm, da er ohnedies nicht Ursache zu schonen hatte, mit seinem Schelt über Schulter und Rücken, daß er Hülfe schreiend zu Boden stürzte. Die Soldaten eilten besorgt nach der Thür zurück, aber nicht mehr in geschlossenen Gliedern, sondern vermischt mit den Freiheitsfreunden, welche, das Schwanken der Macht, und, einmal im Freien, ihre bessere Ortskenntniß benutzend, wie der Sturm nach allen Richtungen hinstoben. Senden war ihnen allen längst voran, die einzigen Opfer auf beiden Seiten waren Houbben und der zertretene Friseur. Der eine wurde von seinen Kollegen aufgehoben und unter Bedeckung nach seinem Hause, der andere auf die Wache am Stadthause abgeführt. Einige Mann blieben an dem Gebäude zurück, um bei anbrechendem Tage den Kampfplatz noch zu durchsuchen, und zogen sich einstweilen in das warme Zimmer zur ebenen Erde zurück, wo sie der Mutter des Perückenmachers Gesellschaft leisteten, die, ohne das Geschehene recht zu begreifen, still vor sich hin weinte und an keinen Schlaf dachte. Auf der Straße war alles ruhig. Niemand hatte sich um die nächtliche Exekution bekümmert.

Senden verfügte sich nicht in seine Wohnung, aus Furcht, sie schon von der Polizei besetzt zu sehen. Die Gegenwart Houbben's bei dem Ueberfall machte ihn besorgt. Er war überzeugt, daß diese auflackernde Energie der Behörde nur durch den Haß seines Nebenbuhlers erzeugt worden sey, und daß dieser, wenn er ihn durch seinen Schlag nicht unschädlich gemacht habe,

ihm, so lange er könne, keine Ruhe gönnen werde. Da die Sache einmal so weit gediehen war, so mußte er besorgen, daß die Oesterreicher, die sie so nah anging, sich hineinmischen würden, und er hatte alle mögliche Achtung für das schnelle Verfahren eines Militairgerichts. Er mußte unverzüglich fliehen. Die Stimme seines Herzens rief ihn nach der Jakobsstraße, sich dort Muth und Kraft für die Gefahren zu holen, denen er entgegen zu gehen hatte. Die Brust wurde ihm weiter, als er durch die Schläge im Hause des Herrn Lambert noch Licht schimmern sah. Es war ihm, als habe ihm das Schicksal ein Pfand künftigen Glücks gegeben. Er trat in das Haus und in die Wohnstube, wo er Marien allein bei einer weiblichen Arbeit fand. Sie sprang erschrocken über sein plötzliches, zu solcher Stunde unerwartetes Erscheinen und über den verstörten Ausdruck seiner Züge von ihrem Stuhle auf, hatte aber nicht die Kraft, ihn anzusprechen.

„Wo ist der Oheim?“ fragte er hastig, seinen Mantel abwerfend.

„Noch nicht zu Hause,“ antwortete sie, voll ahnungsvoller Bewegung. „Der Bürgermeister hat ihn rufen lassen.“

Joseph lächelte beinahe geringschätzend. „Desto besser,“ sagte er, drückte Marie auf ihren Stuhl zurück und setzte sich neben sie. „Marie,“ fing er nach einer Pause wieder an, indem er ihre beiden Hände ergriff und ihr recht innig in die thränenumflorten Augen blickte, „liebe Marie, es macht mich sehr, sehr glücklich, daß ich Dich noch gesehen habe, es wird mir

Stärke geben, vieles vielleicht sehr Hartes zu ertragen — nein, zittre nicht so, es kann sich alles noch zum Besten wenden."

Marie wollte aufspringen, vermochte es aber nicht; sie wollte sprechen, aber sie schien wie von einem Krampfe ergriffen; sie athmete schwer. Joseph fürchtete, sie würde die Besinnung verlieren.

„Ich muß fort," sagte er leise, ihre Hand fester drückend, „aber," fügte er schnell hinzu, „nur auf kurze Zeit, ehe Wochen, ja was sage ich, ehe wenige Tage vergangen sind, sehen wir uns wieder."

Ein Thränenstrom erleichterte die Brust des jungen Mädchens. „Fort?" wiederholte sie. „O Gott!"

„Ich muß. Man ist mir auf der Spur. Sie haben mich eben verhaften wollen, sie werden mich hetzen wie ein wildes Thier, und wer weiß, was sie mit mir begingen, wenn sie meiner habhaft würden. Sie halten mich hier für gefährlich, eigentlich aber ist's nur ein Anschlag des Schurken Houbden, der mich los seyn möchte, um Dich desto sicherer zu gewinnen."

„Ich, sein!" rief Marie. „Nimmer, nimmer!"

„Ich erwartete nicht weniger von Dir. Du bist mein, mein Leben, meine Seele. Uns vermag nichts mehr zu trennen, keine Entfernung, keines Dritten Wille. Mit Deiner Liebe biete ich einer Welt Trotz. Laß sie nur kommen, die Dich von mir reißen wollen und sie sollen es sehen. Dein Oheim, viele andere nennen mich leichtsinnig, tollkühn — Du allein hast mir vertraut, und glaube mir, Du sollst Dich nicht getäuscht haben.

Wenn Liebe glücklich macht, und oh! ich fühle es, welche Himmelspforte sie meinem Leben ist, so soll das Glück noch niemand reicher zugemessen worden seyn, als Dir. Es wird eine ruhigere Zeit kommen . . ."

„Horch," unterbrach ihn Marie, „ich höre Soldaten."

„Sie gehen vorüber," sagte Joseph, nachdem er einen Augenblick aufgehorcht hatte.

„Aber man verfolgt Dich vielleicht; wenn sie Dich nicht zu Hause finden, kommen sie gewiß hierher; die Thore sind geschlossen, aus der Stadt kannst Du nicht seyn, ich beschwöre Dich, denk' an Deine Rettung."

„Leb' wohl, meine Marie. Die Nacht, die jetzt angebrochen, wird nur kurze Zeit dauern; ich sehe in der Ferne schon die ersten Strahlen einer neuen Sonne. Bald werden wir gesiegt haben und mit der Freiheit wird auch die Liebe ihren Triumph feiern."

„Ewige Treue!" flüsterte Marie, ihr Haupt an seiner Brust bergend.

„Ewig," antwortete er, seine Lippen auf ihre Stirn drückend. „Und jetzt leb' wohl! Ich werde über den Wall in's Freie zu kommen suchen, der Himmel wird das Weitere fügen."

„Aber ich habe doch auch ein Wort darein zu sprechen," sagte auf einmal der Rathsdiener, der so eben eingetreten war.

„Oheim," flüsterte Marie, „haltet ihn nicht auf, er wird verfolgt, er muß fliehen."

„Und einem solchen Menschen sollte ich meine Nichte ein

Hals werfen? Der Vergnügen daran findet, mit scharfen Messern zu spielen, bis er sich in die Finger geschnitten, der das Land verbessern will, aber sein eigenes Leben nicht, der bei Andern das Unkraut ausreißen möchte und sich selber in die Nesseln setzt? Einem Menschen, der sich um alles kümmert, nur nicht um sich, der ein Paar Wochen sein Vergnügen an Dir hätte und Dich hernach sitzen ließe? Und was fingst Du hernach an? Hungern und Lungern? Ei ja doch. Oder wieder zu dem alten Oheim gehen? Ich bedanke mich."

„Aber ich kann nicht ohne ihn leben. Ich stürbe, wenn ich ihn missen möchte."

„Laß mir meine Ruhe."

„Laß gut seyn, Marie," sagte Joseph. „Verlaß Dich nur auf mich. Er nimmt mir meinen Muth, meine Zuversicht nicht. Ich bin Deiner Liebe gewiß, das Uebrige ist leicht. Sorgt nicht, Pathe, es soll Euch niemand zu Last fallen, aber das versichere ich Euch, Hindernisse werde ich zu besiegen wissen."

„Wird sich finden," antwortete der Alte. „Mach', daß Du auf Dein Zimmer kommst, Marie. Morgen spreche ich mit Hobbben und dann wollen wir sehen, ob sich der Riegel, den ich vorschiebe, so leicht zerbrechen läßt. Und er, Monsieur Joseph, sehe er zu, daß er das Weite gewinnt, sonst thue ich meine Pflicht und verhafte ihn in meiner Stube. Ich habe schon erfahren, was es gegeben hat."

Joseph gab ihm keine Antwort, sondern drängte ihn zurück, gab Marie noch einmal die Hand, die sie an ihre Brust drück-

te, tauschte ein schnelles Lebewohl mit ihr und stürzte dann mit freudigem Gesichte aus dem Zimmer. Man hörte noch lange Zeit seine Schritte, wie er über die bevölkerte Straße nach dem Hankenthore zu eilte. Marie verließ weinend das Zimmer, aber Sorge für den Geliebten, Kummer über die ihr bevorstehenden Kämpfe verscheuchten jede Ruhe von ihrem Bette. Der alte Rathsdiener schlief vortrefflich.

Am folgenden Tage ließ sich Houbben nicht sehen. Marie war so angegriffen, daß sie kaum die nöthigsten Arbeiten ihrer Wirthschaft zu versehen vermochte. Sie sah ihren Oheim mehrmals fragend an, wagte aber nicht, ihn anzusprechen, und er that, als ob er nichts bemerkte. Sie hielt das bis gegen Mittag aus, die Spannung wurde ihr jedoch zuletzt unerträglich und sie faßte sich ein Herz, Herrn Lambert unbefangen zu fragen, ob er nichts gehört habe.

„Was?" antwortete er, den Unwissenden spielend.

Marie errathete. „Von ihm," sagte sie leise.

„Laß mir meine Ruhe," erwiederte er in seiner gewöhnlichen Weise.

Marie weinte still vor sich hin. Auf den Abend kam Agnes zu ihr. Die erste liebevolle Frage zerbrach den künstlichen Damm, den ihr Gefühl bis jetzt zurückgedrängt hatte, und wie ein Bergstrom brach es jetzt hervor, froh der ersehnten Erlösung. Die Angst hatte ihr den Tag über so zentnerschwer die Brust gedrückt, daß sie sich erleichtert fühlte, als sie jemand fand, dem sie sich mittheilen konnte. Sie wäre selbst schon früher zu

Agnes herübergeeilt, hätte sie nicht die Nähe ihres Bettes gescheut. Sie erzählte ihrer Freundin, was Joseph begegnet sey und jedes Wort war ein Liebesgeständniß.

„Ich hatte Euer Verhältniß geahnt," sagte Agnes wehmüthig lächelnd.

„Und Du bist mir nicht bös?" fragte Marie, ihr um den Hals fallend und sie ungestüm küssend. „Dein Franz —"

„Mein Franz?" wiederholte Agnes, indem auch ihr die Thränen in die Augen kamen und man wußte nicht, welches dieser beiden Worte sie am meißten betont hatte, und ob ihr Kummer um die getäuschten Hoffnungen ihres Verwandten oder ein anderer ihr Schmerz mache.

„Ich kann wahrlich nicht anders," betheuerte Marie. „Um Deinetwillen hätte es mich gefreut, ihm Hoffnung geben zu können, aber Joseph — ach! mein Joseph. Fühltest Du nur, welche Himmelswonne darin liegt, sagen zu können: mein, mein, mein einziger Joseph. Schon der Gedanke, ihm anzugehören, ist Seligkeit."

Agnes drückte ihr die Hand. Beide schwiegen, sich ihren Träumen überlassend. Erst nach einer Weile fragte Marie: „Und Du hast heute nichts von ihm gehört? Man hat nichts bei Euch gesprochen, von einer Verschwörung — von Verhaftungen?"

Agnes schüttelte mit dem Kopfe. Marie schöpfte freien Athem. Sie dachte, wenn Joseph eingeholt, festgenommen worden wäre, so hätte man gewiß in der Stadt davon gesprochen

Am Tage darauf brachte Herr Lambert den Vogteidiener mit zum Essen nach Hause. Das Gesicht des Erstern war düster und verrieth große Niedergeschlagenheit. Marie blickte ihn besorgt an und wandte sich von ihm zu Houdben, aus dessen kalten Zügen nichts zu lesen war und an dem nur ein schmerzhaftes Zucken der Schulter auffiel. Ihr Oheim warf selbst den Mantel ab, ohne ihre Hülfe zu erwarten, und setzte sich schweigend an den Kamin. Draußen wurde Generalmarsch geschlagen. Truppen aller Art eilten im Sturmschritt vorüber und nicht nach dem Thore, sondern nach dem Markte zu, in einer Richtung, die der Stellung, welche die Franzosen inne haben mußten, entgegengesetzt war.

„Es ist kein Zweifel mehr, sie marschiren ab," sagte Houbben.

„Gott sey uns gnädig!" antwortete der Rathsdiener, indem er den Kopf auf die Brust sinken ließ.

„Er ist gerettet, kommt wieder," rief Marie laut, außer Stande, ihre Freude zurückzuhalten.

Der Alte warf ihr einen finstern Blick zu. „Was ich heute," sagte er, „auf dem Stadthause vernommen, hat mir den Todesstoß gegeben. Es ist sonst auch Krieg geführt worden, aber wenn der Feind in ein fremdes Land kam, hat er sich doch nicht um die innere Verfassung bekümmert. Aber was die Franzosen sich jetzt herausnehmen, das ist ein Krieg gegen alles Völkerrecht und die Mächte sollten bei Zeiten ein Einsehen haben, und eine Nation, die immer überlocht und ihren Ab-

schaum versengend über die Grenzen wirft, für vogelfrei erklären. Ich überlebe es nicht. Hobbden, gebt mir die Hand, wenn ich sterbe, sorgt Ihr für das Mädchen. Ich habe es Euch versprochen. Es ist Euer."

Der Vogteidiener wollte Marie bei der Hand nehmen und mit ihr sich dem Alten nähern, sie stieß ihn aber mit unverhohlenem Abscheu zurück. „Nimmermehr!" rief sie. „Ich mag sein neuen Schutz und seine Liebe nicht. Der Verräther Josephs, der ihm hinterrücks an Ehre und Leben zu kommen sucht, weil er ihm nicht wagt in's Gesicht zu blicken, kann bei mir nur Haß finden. Daß Ihr's wißt, ein- für allemal, ich liebe Joseph —"

„Er ist fort," unterbrach sie Hobbden, ohne aus seiner Ruhe zu kommen, „und wer weiß, ob er wiederkommt."

„Was wißt Ihr davon?" fuhr ihn Marie, noch heftiger werdend, an. „Und wäre es, so zöge ich Euch noch lieber ein Kloster vor."

„Dazu kann Rath werden," sagte ihr Oheim, „denn ohne meiner Einwilligung bekommst Du den Vagabunden nicht. Ich will meine Ruhe haben und verlange nicht darnach, wenn Du Dich sitzen läßt, Dich mit vielleicht einem Paar Kindern auf dem Halse zu haben."

Das Gespräch wurde durch Geschrei auf den Straßen unterbrochen. Eine Menge Arbeiter, die eben eine Fabrik oberhalb der Jakobskirche verlassen hatte, lief unter dem Rufe: „Die Franzosen! die Franzosen!" vorüber. Ueberall eilten die Hausbewohner an die Fenster, um die nur von Wenigen erwünsch-

die Gäste zu sehen. Aber es kam nichts und ließ sich nichts hören. Herr Houbben wollte jedoch nicht bleiben, sondern nahm Mantel und Hut und nahm Abschied von dem Rathsdiener. „Ich muß wissen, was vorgeht," sagte er.

Er war kaum fort, als der Goldschmied herüberkam, um, wie er versicherte, seine guten Nachbarn zu beruhigen und sie zu bitten, wenn sie in irgend einer Verlegenheit wären, über seine Kräfte zu verfügen. Aber Marie hörte kaum auf ihn. Sie wich nicht vom Fenster, voll Hoffnung, jeden Augenblick den Geliebten zurückkommen zu sehen. Der Alte aber war so niedergebeugt, daß er für keinen Trost und keine Zusprache mehr empfänglich schien.

Die Franzosen hatten sich wirklich vor der Stadt gezeigt, aber nur in sehr geringer Anzahl. Es war ein bloßes Picket, das auf Rekognoscirung ausgeschickt war, und nachdem es sich von dem wirklichen Abzuge der Oesterreicher überzeugt hatte, wieder zu seinem Korps umkehrte, dessen Ankunft man jetzt in der Stadt mit Spannung entgegensah. Niemand wagte, sich in dieser Nacht zu Bett zu legen. Wer seine Habe nicht flüchten konnte, suchte wenigstens das Kostbarste zu verbergen. Ueberall sah man düstere Gesichter und nur der immer lärmlustige Pöbel, der in Fabrikorten lauter und unruhiger ist, als anderwärts, schwärmte durch die öden Straßen, obgleich auch er nicht einmal Freude über die erwarteten Gäste zeigte. Der Rest der Freiheitsfreunde, der sich jetzt zum erstenmale an das Tageslicht wagte, lieferte die einzigen Personen, die ihnen

NEW YORK PUBLIC LIBRARY CIRCULATING

friedenheit nicht länger verhehlten. Sie fühlten, daß auch jetzt endlich für sie der Augenblick erschienen sey, eine wichtige Rolle zu spielen, und aus der Anmaßung, mit der sie auftraten und sich gegen Personen benahmen, vor denen sie sich noch gestern tief verbeugt hätten, ließ sich schließen, was von ihnen zu erwarten sey, wenn sie sich erst ganz Herren fühlen würden. Am rauhsten und übermüthigsten trat der Perückenmacher auf, der sogleich nach dem Abmarsche der Kaiserlichen von seinen Freunden befreit worden war, ohne daß die Stadtmiliz der Wache den geringsten Widerstand geleistet hätte, und nun schreiend und predigend hin und her rannte und als Märtyrer der Freiheit auf nicht geringen Lohn rechnete. Da die Ereignisse sich zu schnell gedrängt hatten, als daß er nur zum Verhör hätte kommen können, so that er sich nicht wenig darauf zu gut, daß er — obwohl nicht gefragt — seine Genossen nicht angegeben habe und hätte gern, wenn es Glauben gefunden hätte, zugesetzt, daß er seiner Verschwiegenheit halber sogar die Tortur bestanden habe. Die letztere Uebertreibung behielt er sich vor bei den Franzosen geltend zu machen.

Noch ein Tag verging und kein Franzose ließ sich sehen. Schon fingen die Freiheitsfreunde an, ihre Anmaßungen etwas herabzustimmen; die Bürger begannen schon zu hoffen, der Rückzug der Oesterreicher sey nicht so ernstlich gemeint gewesen, als plötzlich — am 16. Dezember — um sieben Uhr Trommeln und Trompeten vom Jakobsthore herabschallten und die Französische Avantgarde unter den Generälen Stengel und

Desforets in die Stadt zog. Nirgends war illuminirt. Fast überall waren die Schläge geschlossen, unter düsterm Fackelschimmer rückten die Republikaner in die alte Kaiserstadt. Die ganze Nacht dauerten die Durchzüge fort. Truppengattungen aller Art folgten sich, zum Theil ihre Richtung gegen Maestricht, zum Theil über Düren nach Köln nehmend.

Als Joseph nach der Auflösung der Gesellschaft der Freiheitsfreunde von Marien Abschied genommen hatte, war er, ohne von Wachen oder Patrouillen angehalten zu werden, durch Queergassen nach dem Walle geeilt und dort, in ziemlicher Entfernung vom Thore, an einer ihm bekannten Stelle, wo ein Theil eines alten verfallenen Thurmes halb in den trockenen Graben gestürzt war und eine sichere Brücke bildete, die von Schmugglern oft genug benutzt worden, glücklich hinabgeklettert. Einmal außerhalb der Stadt, lief er auf den ihm wohlbekannten Pfaden weiter. Von den Oesterreichern mußte er überall angehalten und nach Aachen zurücktransportirt zu werden fürchten. Es blieb ihm also keine Wahl, als bei den Franzosen Hülfe zu suchen, die ihm, dem Gleichgesinnten, ihren Schutz nicht versagen konnten. Mehr als einmal gerieth er in Gefahr, den zerstreuten Detaschementen der Kaiserlichen in die Hände zu fallen, und erst nach langem Irren stieß er auf einen republikanischen Vorposten. Anfangs als Spion behandelt, wurde er zu dem Obersten eines weiter zurückstehenden Regimentes abgeführt, dem er seine Lage auseinandersetzte. Der Colonel Raynard war noch ein ziemlich

170959

junger Mann und fand Gefallen an dem lebendigen Wesen Jo-
sephs, der ihm mit feurigen Worten die Lage seiner Vaterstad
schilderte. Er versprach seinem Gefangenen Schutz, bis er sic
in Aachen selbst von der Wahrheit seiner Aussage überzeugen
könnte.

Dieser Zweifel verhinderte Joseph, noch am 16. Abends z
seiner armen Marie zu eilen, die über sein Ausbleiben fa
vergehen wollte, und erst am andern Morgen erhielt er
von dem Perückenmacher, der an der Spitze einer Deputatio
den Befehlshaber der Franzosen bewillkommt hatte, jubel
umarmt, seine Freiheit wieder. Mit welchem Entzücken verlie
er den Obersten, so lieb er ihn auch in der kurzen Bekannt
schaft gewonnen hatte. Was kümmerte ihn jetzt die ganze Stad
und ihre Rechte und alle Reformen, er hatte jetzt nur Einen
Gedanken, der seine ganze Seele ausfüllte. Mit einem lauten
Schrei fuhr Marie von ihrem Stuhle auf und flog, alles
Kummers ledig und uneingedenk der Anwesenheit ihres Oheims
an die Brust des eintretenden Geliebten und Minuten vergin
gen, ehe sich Beide, die sich fest wie für die Ewigkeit um
schlungen hielten, aus den Armen ließen. Aber länger noch
dauerte es, ehe Beide zu Worte kommen konnten, und erst,
als der Rathsdiener seine Nichte bei der Hand nahm und sich
zwischen sie und Joseph stellte, kamen Beide wieder zu ihrer
Ruhe und Besinnung.

„Nun, Herr Franzos," sagte der Alte mit bitterm Hohne,
„also er hat die Jakobiner glücklich hergeleitet. Gratulire. Er

kann jetzt wohl Bürgermeister oder Henker werden, es ist ja eine Stelle bei den lieben Republikanern so wichtig, als die andere.

Joseph nahm dem Alten so leicht nichts übel, lächelte blos und sah zu Marien mit Blicken voll Liebe herüber. Als aber Herr Lambert dadurch nur noch heftiger wurde und hinzufügte: „Was und so ein Verräther an seinem ehrlichen Vaterlande, ein Kind, das seine Mutter in's Gesicht schlägt, weil sie ihm nicht genug Taschengeld und Spielzeug gegeben hat, der will mir mein Mädchen stehlen?"

Nun wurde auch Joseph ernst und antwortete, aber mit vieler Mühe: „Ihr übertreibt's, Pathe, Ihr thut mir Unrecht. Weiß Gott, bei allem, was ich that und wollte, dachte ich nicht gar zu sehr an mich, sondern mehr an das Recht, und die Liebe für die Freiheit und Gleichheit beseelte mich mehr, als die Liebe zu mir. Und was ich jetzt von den Franzosen gesehen habe, erschüttert mich nicht in meinen Hoffnungen. Sie kämpfen nicht um schnöden Erwerb, nicht für Eroberung und Raub, sondern nur für die heiligsten Ideen und Prinzipien. Die Herrschaft der Vernunft wollen sie gründen, das Joch der Sklaverei und den unsinnigen Aberglauben zerstören, aber nichts für sich gewinnen. Ja, es ist ein schönes Panier, für das sie kämpfen, und ruhmvoll schon ist das Streben, ruhmvoller der Sieg. Nur das Schlechte, Verwerfliche fällt in Staub vor dem Strahlenglanze ihrer unüberwindlichen Tapferkeit, aber das Gute, Edle gedeiht stark unter ihrem

Schutze. Sie nehmen dem Volke seine Rechte nicht, sie geben einem jeden zurück, was die Tyrannei Einzelnen geraubt, zu eigenem Vortheile ausgebrütet hat."

„Ja, ja," antwortete der Alte, „das heißt, der Pöbel wird jetzt auch einmal zum Regimente kommen und sich von dem Rathe bedienen lassen. Nun, es wird eine hübsche Zeit werden. Aber mich laßt in Ruhe. Ich bin ein alter Mann und zum Lernen verdorben. Vielleicht geht's andern ehrlichen Leuten auch noch so. Mich laßt ungeschoren mit dem Krame. Ich will meinen Glauben und meine Pflicht nicht abschwören, auch meine Nichte keinem anvertrauen, dem die Eide so wohlfeil sind. Wer sie einem bricht, hält sie auch dem andern nicht. Und damit Basta. Ich will meine Ruhe haben und in der Vergangenheit leben, bis es besser wird hier oder dort, und wer mich darin stört, den weise ich, so alt ich bin, zur Thür hinaus. Habt Ihr es verstanden, Du und Du?"

Der Rathsdiener verließ brummend das Zimmer und ließ die Liebenden allein, die jetzt erst nach Herzenslust miteinander kosen konnten. Ein tumultuarisches Treiben auf der Straße weckte sie aus ihren Träumen. Joseph trat an das Fenster und wurde von einem der Freiheitsfreunde erkannt, der, von einem Paar Trompetern begleitet, mit einem Schwarm Jungen und anderm Gesindel heranzog. Die Truppe hielt still und ruhte nicht, als bis Joseph herauskam und sich, obgleich wider Willen, ihnen angeschlossen hatte. Es ging nach dem Markte, wo eine Schaar Franzosen unter dem Gewehr stand und ein Frei-

heitsbaum gepflanzt wurde. Nur wenige Bürger wohnten dieser Ceremonie bei, nirgends zeigte sich Sympathie für die fremden Ankömmlinge und nirgends Zutrauen in ihre Versprechungen. Joseph war nur über eins erstaunt. Als die Soldaten ihre Flinten fortgestellt hatten, mischten sie sich unter das Volk und fingen in bunter Reihe und unter dem Gesange der Carmagnole einen Rundtanz um den Freiheitsbaum an. Aber nicht dieses an und für sich so barocke Schauspiel erregte seine Verwunderung, sondern der unerwartete Anblick des Vogteidieners Houbben, der lustig unter der Menge mitherumsprang. Houbben winkte ihm zu und wollte mit freundlichen Worten eben auf ihn zugehen, aber er drehte ihm empört und voll Verachtung den Rücken zu und entfernte sich, so schnell er konnte. Aber er war noch nicht weit gekommen, als er auf den Obersten Raynard stieß, dem er nicht so leicht entgehen konnte.

„Sie kommen mir ganz erwünscht in den Wurf," sagte der Franzose. „Sie müssen mit mir zu dem General Dampierre gehen und einige Proklamationen übersetzen."

Der General, dem Oberst Raynard seinen jungen Schützling noch besonders empfahl, nahm Joseph sehr gut auf und dieser fand um so mehr Gefallen an der ihm zugetheilten Arbeit, da der Inhalt derselben ganz seinen Erwartungen entsprach. Die Proklamation verkündete, daß weder die Französische Republik, noch die Generäle ihrer Armeen sich im Geringsten in die Verrichtungen des Aachener Volks mischen wollten, sondern daß diesem völlig anheimgestellt bleiben sollte, sich eine Regie-

rungsform und Verfassung nach eigenem Belieben zu wählen, sobald dasselbe seine Souverainetätsrechte begonnen habe. Denn von dem Volke gehe alles aus und unter der Herrschaft der Gleichheit dürfe zwischen den Bewohnern eines Landes, die alle an Rechten gleich seyen, kein Unterschied Statt haben. „Aachener," hieß es am Schlusse, „wir sind Brüder, unsere Sache ist die Eurige, auch Ihr habt Unbilden zu rächen und Ihr habt das Joch zu lange gefühlt, um uns fürchten zu lassen, daß Ihr uns nicht als Freunde begrüßen werdet."

Joseph war noch ganz jung, um den Schein für Wahrheit, Worte für Sache, Hoffnungen für Wirklichkeiten zu halten. In der Stadt herrschten jedoch andere Gesinnungen und Ansichten vor. Der Rath hatte sich zwar von selbst aufgelöst, aber die Mitglieder desselben, zu den angesehensten Familien gehörig, benutzten ihren Einfluß nicht zu Gunsten der Franzosen. Auch bot ihnen das Beispiel Belgiens, wo die Republikaner trotz ähnlicher Versprechungen sich immer ärgere Eingriffe in die alten Freiheiten des Landes und noch ärgere in dessen Güter erlaubt hatten, Stoff genug zu üblen Nachreden, so daß es ihnen bald gelang, die Ueberzeugung zu erwecken, daß hinter allen diesen Vorspiegelungen nur die Absicht stecke, Formen einzuführen, um sich hernach des Landes selbst mit desto bequemerer Leichtigkeit zu bemächtigen. Ein solches Gefühl brach sich nicht allein der zuletzt herrschenden Rathspartei auf, sondern auch der, welche bei den früheren Wahlen diesen den Sieg streitig gemacht und darüber in bitterer Fehde [illegible]

hatte, und diese Einsicht einer gemeinschaftlichen Gefahr verband auf einmal die entschiedensten Gegner.

Der Leichtsinn, mit welchem die Franzosen ihre eigenen Zusagen vergaßen und kaum nach deren Bekanntmachung die Effekten der Klöster und Stifter versiegeln ließen, die Nichtachtung, mit welcher sie alle religiösen Gebräuche und Vorurtheile behandelten in einem Lande, wo die Frömmigkeit und die Verehrung des Cultus noch so hoch gehalten wurde, erbitterte die Bürger noch mehr, so daß schon nach einigen Tagen nur der alte Klub der Freiheitsfreunde, nur wenig durch einige verkümmerte Advokaten und ausgetretene Ordensgeistliche und andere Leute noch geringeren Schlages vermehrt, es offen und unumwunden mit den Franzosen hielt. Aber auch sie, welche zum größten Theile in der fremden Herrschaft ein Mittel zur eigenen Gewalt und Bereicherung gesehen hatten, sahen sich bald in ihren schönsten Hoffnungen betrogen.

Der General Valence, der in Aachen eingetroffen war, hatte, als Oberbefehlshaber während des auf Urlaub nach Paris abgereisten Generals Dumouriez, dem von dem Nationalconvente vorgeschriebenen Formulare gemäß eine neue Proklamation an das Volk erlassen, in der es hieß: „Brüder und Freunde! Wir haben die Freiheit erobert und werden sie handhaben; unsere Vereinigung und unsere Stärke sind Bürge dafür. Wir erbieten uns, Euch den Genuß dieses unschätzbaren Gutes, das Euch immer zugehörte und das Eure Unterdrücker Euch nicht rauben konnten, ohne ein Verbrechen zu begehen,

wieder zu verschaffen. Wir sind gekommen, Eure Tyrannen zu vertreiben; sie haben die Flucht ergriffen. Zeigt Euch als freie Menschen, dann werden wir Euch vor ihrer Rache, vor ihren Entwürfen und vor ihrer Wiederkehr sicher stellen. Von jetzt an proklamirt die Französische Republik die Abstellung aller Ehrer bürgerlichen und militairischen Obern, aller Gewalten, die noch bisher regiert haben. Imgleichen hebt sie alle Korporationen, wie auch alle Vorzüge und Privilegien auf, die der Gleichheit zuwider sind. Ihr seyd von diesem Augenblicke an Brüder und Freunde, Alle Bürger, Alle gleich in Rechten und Alle gleichmäßig berufen, Euer Vaterland zu vertheidigen, zu regieren und ihm zu dienen. Bildet auf der Stelle eine Gemeinde-Versammlung, eilt, Eure provisorische Verwaltung niederzusetzen. Die Agenten der Französischen Republik werden sich mit Euch verstehen, um Euer Glück und jene Verbrüderung zu sichern, welche fortan zwischen uns bestehen soll."

Eine solche Erklärung war nicht geeignet, die Mehrheit der Bürger, am wenigsten den vorherrschenden Zunftgeist zu befriedigen. Auch verrieth sich die Wirkung dieser Stimmung in den in den verschiedenen Stadthauptmannschaften vorgenommenen Wahlen der provisorischen Verwaltungsmitglieder. Niemand von der Gesellschaft der Gleichheitsfreunde ward gewählt und der Klub verhehlte seine Wuth nicht, und in seinen Sitzungen ging es fast so stürmisch zu, als in dem Jakobinerklub zu Paris, mit dem er sich in Rapport gesetzt hatte und der ihm bal-

e Unterſtützung durch einige ſeiner Mitglieder verſprach, die
n Begriffe ſeyen, zur Armee abzugehen.

Bald darauf trafen wirklich die Konventsmitglieder Danton,
mms, Lacroix und Goſſuin ein, gingen zwar unverzüglich
r Armee an der Ruhr ab, die einen beſtändigen Vorpoſten-
eg mit den Oeſterreichern unterhielt, welche ihr Hauptquartier
Bergheim aufgeſchlagen hatten, kamen jedoch bald wieder
rück, um auch den Aachener Angelegenheiten ihre Aufmerk-
ſamkeit zu ſchenken. Danton's Stentorſtimme machte ſich bald
merkbar. Von den Freiheitsfreunden aufgewiegelt, ſprach er,
e ohnedies heftig genug war, in dem Verwaltungsrathe auf
ne Weiſe, die manches Geſicht blaß machte. „Il ne faut pas
re ici," ſchloß er ſeine donnernde Rede, „une révolution
miel et de lait, mais de sang, f . . . . .; voyez, com-
ent nous avons fait à Paris." Eine ſolche Sprache war den
achner Bürgern zu neu, die ganze Erſcheinung hatte etwas
Furchtbares, Erſchreckendes, der Gedanke an die ſchauder-
ften Septembertage, an alle die Schrecken, die der damalige
ſtizminiſter Danton theils befohlen, theils geduldet hatte,
r zu betäubend, als daß nicht alle ſtarr und entſetzt, wie
nn ein Blitzſtrahl dicht über ſie hingezuckt wäre, das Haupt
r einer ſolchen Gewalt gebeugt hätten. Erſt nach einer lan-
n Pauſe wagte ein Rathsmitglied die ſchüchterne Bemerkung:
Aber das Klima iſt hier nicht daſſelbe wie in Paris."

„Il faut le chauffer," fuhr ihn Danton zur Antwort an.

Zum Glück währte der Aufenthalt der Konventsdeputirten

nur kurze Zeit. Ein wichtigeres Ereigniß rief sie nach Pa zurück. Sie hatten das Todesurtheil Ludwigs XVI. auszuspr chen. Vorher hatten sie jedoch dem Kommandanten Dampier noch Vorwürfe gemacht, daß er sich eine an aristokratis Gesinnung grenzende Mäßigung zu Schulden kommen lasse daß er die Feinde der Republik beschütze und die wahren Fr der der Freiheit verkümmern lasse. Sie hatten ihm angewiese das Beispiel Custines in Mainz nachzunahmen, widrigenfa sich im Jakobinerklub Anklagestimmen gegen ihn erheben wü den. Dampierre sah das Beil der Guillotine schon über seine Haupte drohen.

Joseph wurde durch die vielen Arbeiten, die ihm Gener Dampierre, bei dem er eine Art Sekretairstelle vertrat, unun terbrochen auflud, so in Anspruch genommen, daß er Mari kaum auf Augenblicke sehen konnte. Desto häufiger besuchten s Agnes und ihr Vetter, mit welchem letztern sich der Her Lambert recht gern unterhielt. Seit der Anwesenheit der Fran zosen hatte der Alte das Haus nicht verlassen, nicht einm durch das Fenster auf die Straße blicken wollen, am wenig sten von dem neuen provisorischen Rathe, noch den übrige neuen Institutionen etwas wissen wollen. Jeden Morgen un jeden Abend verbrachte er still und allein in einer an die Wohn stube angrenzenden Kammer; dort hatte er, wie ein Heiligen bild über einem Altare, auf einem kleinen Tische seinen Dre zack, das Sinnbild seiner frühern Würde und Gewalt, aufg stellt, und da saß er denn davor in stummer Andacht un

mußte über die Schmach, die Aachen getroffen. Niemand im Hause wagte, gegen dieses Benehmen Einsprache zu thun, und der Magistrat hatte andere Sachen zu thun, als sich um einen alten Diener zu kümmern, und es hatten sich Leute genug zu den offenen Stellen gemeldet, als daß man nach denen, die sich freiwillig zurückhielten, hätte zu schicken brauchen. Auch Joseph suchte jeden Streitpunkt sorgfältig zu umgehen, und so hätte der kleine Kreis trotz seiner verschiedenen Ansichten und Sympathien den Schein vollkommenen Einverständnisses dargeboten, wenn nicht Herr Houbben wieder seinen grellen, störenden Schatten hineingeworfen hätte.

So empfindlich ihn auch Marie gekränkt hatte, schien die Beleidigung ihn doch gar nicht berührt zu haben, denn er stellte seine Besuche keineswegs ein, suchte sie jedoch so einzurichten, daß er nicht mit Joseph zusammentraf. Er konnte dies leicht, da er die Stunden wußte, in welchen derselbe bei dem Kommandanten zu arbeiten pflegte. Lambert nahm ihn noch immer mit gleicher Herzlichkeit auf und gab ihm dadurch einen Haltpunkt gegen die Kälte, mit der er von andern Seiten behandelt wurde. Der Rathsdiener sah in ihm den gleichgesinnten Kollegen, den von einem gemeinschaftlichen Unglücke Getroffenen, gleichsehr dadurch Gebeugten, einen Freund, gegen den er sich nach Herzenslust über die Heiligkeit ihres ehemaligen Berufes und über die Schändlichkeit der Neuerungen auslassen konnte.

„Und was haben uns denn nun," sagte er eines Abends

„die Franzosen für Glück und Heil gebracht? Geht's jetzt v
deutlicher zu in unserer Stadt, sind die Leute zufriedener, wi
weniger geschimpft? Und geschieht das Letztere wirklich in g
ringerem Grade, ist nicht blos die Freiheit Schuld daran
Sind die Arbeiter vielleicht jetzt reich geworden oder nicht viel
mehr noch elender, weil sie keine Arbeit mehr finden? Ha
ich nicht Recht?"

Houbben schüttelte mit dem Kopfe, man wußte nicht, sollt
es ja oder nein bedeuten.

„Aber, Oheim," bemerkte Marie, „wie könnt Ihr nun
absprechen, da Ihr ja seitdem noch nicht herausgekomme
seyd und blos nach Hörensagen urtheilt und noch dazu na
Quellen, von denen Gott weiß, ob sie rein sind?"

Herr Lambert sah sie mit seinen großen blauen Augen spöt
tisch an. „Meinst Du?" sagte er. „Wenn ich Herrn Joseph
beistimmte, wäre die Quelle freilich viel reiner."

„Ihr geht wirklich zu weit," fiel Franz ein, um Marien,
so wehe ihm ihr Erröthen that, zu Hülfe zu kommen. „Ihr
wißt, daß ich mich immer von allen Parteien fremd gehalten
habe, aber es läßt sich nicht leugnen, daß in der Verfahrungs-
weise der Franzosen manche Verbesserung liegt; das Drückende
besteht nur darin, daß es kränkend ist, so sich von Fremden
regieren zu lassen, und daß sie, ohne sich um unsern Schmerz
zu kümmern, nicht darnach fragen, wenn sie beim Ausschnei-
den des Schadens mit dem Messer zu tief gerathen. Am trau-
rigsten ist, daß, da sie die Machthaber, die vermögendere

lasse, verletzen müssen, sie den Beistand des Ueberrestes vom Volke, oft des schlechtesten Theiles desselben, in Anspruch nehmen müssen und dadurch zu Ungerechtigkeiten und Exzessen verleitet werden, an die sie selbst vielleicht nicht gedacht hätten."

„Der Gedanke der Freiheit," rief Agnes, „ist wohl schön, und ich kann mir recht gut denken, daß man sie anbeten kann wie ein göttliches Bild, aber daß die Priester Messer in der Hand haben, ist schrecklich."

„Wenn die Tyrannei uns mit dem Schwerte droht," bemerkte Houbben zaghaft, „so unterwerfen wir uns, weil wir das Thörichte des Widerstandes einsehen, so unglücklich uns auch der Gehorsam macht, denn nicht jeder fühlt sich geschaffen, nutzlos sein Leben hinzugeben, weil er in seinem Trotze beharren will. Wenn nun die Freiheit mit gleichem Zwange droht, sollten wir ihr nicht williger folgen, da sie doch um so viel schöner und edler ist, als der Despotismus?"

Herr Lambert sah ihn groß an.

„Ich meine," fuhr Houbben, durch das Schweigen der Andern kühner gemacht, fort, „ob nicht jeder Bürger seine Pflichten empfindlicher verletzt, wenn er sich unthätig zurückhält, als wenn er der neuen Ordnung der Dinge sich anschließt, die er nicht ändern kann. Ich finde das ganz richtig, was Nachbar Franz bemerkt hat. Durch unser Schmollen kommen nur, zum Nachtheil des Ganzen, noch schlechtere Hände in's Spiel. Auch haben die Franzosen bis jetzt nichts an unserer eigentlichen Verfassung abgeändert. Sie haben Beamten gewechselt, aber doch

die Aemter gelassen und es ist nichts geschehen, was der Stad
Karls des Großen —"

„Dessen Bild," unterbrach ihn Lambert bitter, „sie auf e
jenem Markte eine rothe Mütze aufgesetzt haben, so daß d
Herren auf dem Stadthause es jeden Augenblick sehen könne
was für ein Regiment das der heiligen Reichskrone verdrän
hat. Was?" fuhr er, immer heftiger werdend, fort, „und J
fangt auch schon an, lau zu werden, Ihr, auf dessen Tre
und Redlichkeit ich noch gehofft, Ihr wendet Euch zu d
neuen Götzen und drängt Euch zu dem falschen Dienste?"

„Aber —"

„Was aber? Es gibt keine Entschuldigung für Euch? O
war all Euer früheres Reden nur Trug, um mich zu gewinnen
Desto erbärmlicher. Die Lobpreisungen der alten Ordnung,
Schimpfreden auf die Neuerer und die Franzosen klingen n
noch in den Ohren, und Ihr, die Ihr sie hundert- und hu
dertmal mir vorgesprochen, Ihr habt sie vergessen, Ihr wan
ket schon und lenket ein? Um schnöden, elenden Gewinnstes
willen. Denn sonst ist es doch nichts. Geht, geht mir — wir
passen nicht zusammen."

„Erst," sagte Marie, froh des Schutzes, „führt er die Hä
scher an und überfällt die Freunde der Freiheit in der Nacht,
um sie in's Unglück zu bringen."

„Das war seine Pflicht," unterbrach sie ihr Oheim.

„Und dann wie die Gewalt an sie kommt, küßt er ihnen
die Hand, die er hatte in Fesseln legen wollen."

„Das habe ich nicht gethan," rief Houbben mit Heftigkeit.

„Was nicht?" fragte Marie, die den Zwiespalt gern zu einem entscheidenen Bruche geführt hätte.

„Weder das Eine noch das Andere," erwiederte Houbben heftig.

„Wovon ist denn hier die Rede?" sagte Joseph, der in demselben Augenblicke eintrat. Houbben wurde noch blasser, als gewöhnlich und wollte sich entfernen, indem er Herrn Lambert versicherte, er werde morgen wiederkommen und sich zu rechtfertigen wissen. Aber Marie forderte ihn auf, zu bleiben, und da Joseph noch in der Thüre stand, als ob er ihm den Ausgang versperren wollte, so setzte er sich trotzig wieder nieder. Marie erzählte Joseph, was vorgegangen war.

„Darf man hier denn von so etwas sprechen?" fragte Joseph, seinen Pathen ansehend. „Ich glaubte, alle solche Gespräche wären verboten, welche Herrn Lambert in seiner Ruhe störten? Ich habe bis jetzt ehrlich geschwiegen, weil ich wußte, das gute Recht würde am Ende doch siegen, und weil ich den Leuten nicht gern hinter ihrem Rücken etwas Böses nachsage, wenn sie auch meine Feinde sind. Aber da einmal die Sache angeregt ist, so gestehe ich, Herr Houbben, ich begreife nicht, warum Ihr ableugnen wollt. Ich kann mir denken, daß Ihr jetzt nicht wissen wollt, daß Ihr damals unsern Klub aufhobet."

„Das war ich nicht," rief Houbben, „sondern mein Kollege."

*

„Der fort ist mit dem Vogte? Da hat auch der den Schlag von mir bekommen? Es ist gut, daß er fort ist, nicht wahr? Aber das braucht Ihr doch jetzt nicht zu leugnen, daß Ihr ein Paar Tage darauf um den Freiheitsbaum mitgetanzt habt?"

„Um den Baum?" stammelte Lambert.

„Das geschah aus Zwang," entschuldigte sich Herr Houbben.

„Soll ich das im Klub wiederholen?" fragte Joseph. „Oder ist es auch aus Zwang, daß Ihr gestern die Stelle eines Mairieschreibers angenommen habt?"

„Mairie?" seufzte Herr Lambert, von dem Klange des Französischen Wortes tief ergriffen. „Also die ehrliche Bürgermeisterei ist in eine Mairie verwandelt worden und nicht einmal die unschuldigen Namen hat man uns gelassen! Und mit einer solchen Verleugnung des Herrn wagt Ihr es noch, meine Stube zu betreten? Geht, geht, Ihr habt mir heute den härtesten Schlag versetzt. Alles hätte ich ihrer Abtrünnigkeit verzeihen können, aber daß Ihr, den ich an meine Brust gezogen habe, mich so betrügen konntet, das ist zu schlecht. Geht, geht, von einem Bunde zwischen uns kann keine Rede seyn. Ihr habt ihn selbst zerrissen. Sucht Euch ein Mädchen, das auch einen Französischen Namen hat. Dem Vogteidiener hätte ich mein Versprechen gehalten, aber mit dem Mai . . . zum Teufel mit dem fremden Worte! — habe ich nichts zu schaffen. Und damit Gott befohlen!"

Joseph trat von der Thüre zurück, um Houbben Platz zu machen, der Hut und Mantel nahm und ganz still mit sei-

der gewöhnlichen Ruhe allen gute Nacht sagte, aber noch auf der Schwelle sich umwendete und Herrn Lambert zurief: „Ihr werdet Euch noch besinnen, denke ich, denn ich gebe meine Ansprüche nicht auf und werde sie schon geltend zu machen wissen."

„Nehmt Euch in Acht vor ihm," sagte Franz, als er fort war. Ein Mensch, wie der, kann in der niedrigsten Stellung gefährlich werden."

Der Alte antwortete blos mit einem verächtlichen Lächeln und versank, den Kopf auf die Brust gesenkt, in düsteres Schweigen. Marie allein war voll Freude, da sie von der Bewerbung eines verhaßten Menschen sich befreit glaubte, aber auch sie wurde plötzlich von Angst ergriffen, als sie in Josephs Gesicht blickte und dieses von trüben Schatten überzogen sah. „Was hast Du?" fragte sie erschrocken.

„Ist etwas Neues vorgefallen?" fügte Franz hinzu, da die Antwort auf sich warten ließ.

Joseph verbarg sein Gesicht in beiden Händen und man sah, wie er mit sich kämpfte, einen großen Schmerz nicht laut werden zu lassen. Marie ergriff zitternd seine Arme und Agnes trat besorgt zu ihrer Freundin, die sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

„Am 19.," sagte Joseph leise und mit mühsam errungener Fassung, „haben sie Ludwig hingerichtet."

„Königsmörder!" schrie der alte Mann, plötzlich auffahrend und den Stuhl mit Gewalt von sich stoßend. „Fluch ihnen und allen, die mit ihnen halten!"

Marie sank, entsetzt über die Worte ihres Oheims, der aus dem Zimmer geeilt war, ihrer Freundin in die Arme, während Joseph sich langsam und wie betäubt entfernte. Franz und Agnes gingen erst nach Hause, als sich die arme Marie ganz erholt hatte, beide mit Thränen in den Augen über das blutige Ende des unglücklichsten aller Monarchen, das sie den Kummer über das eigene Geschick eine Zeitlang vergessen ließ.

Aber auch nur kurze Zeit und doppelt heftig brach er wieder hervor. In der ganzen Stadt herrschte ein banger Trübsinn, der sich, mit wenigen Ausnahmen, aller Gemüther, selbst in der niedrigsten Klasse bemächtigt hatte, nirgends vielleicht aber hatte die Verstimmung die Höhe erreicht, wie in den beiden uns bekannt gewordenen Familien. Joseph bekam seine Geliebte nur selten, in der Kirche oder bei ihren Nachbarn zu sehen, und diese spärlich zugemessenen Momente, diese kurzen Unterredungen mit der allen Muthes beraubten Marie waren nicht hinreichend, ihn recht aufzurichten, da die äußeren Verhältnisse mit jedem Tage schwieriger wurden und sich unerfreulicher gestalteten. General Dampierre war durch die Drohungen des Konventsmitgliedes eingeschüchtert worden und lebte in steter Angst vor einer Denunziation im Jakobinerklub, eine Klage, die nur zu häufig einer Verurtheilung gleich sah und um so mehr zu befürchten war, da die Nachrichten von der Armee immer bedenklicher lauteten und jede Stunde die Nachricht erwartet wurde, daß die Oesterreicher mit überlegenen Streitkräften das an der Roer aufgestellte Korps der Republik

begriffen, vielleicht geworfen hatten. Er hielt es daher nur für der Klugheit angemessen, sich immer nachgiebiger gegen den Aachener Freiheitsklub zu zeigen, ja zuletzt ihm ganz zu Willen zu leben.

Unwissenheit und Schlechtigkeit durften jetzt das eiserne Zepter schwingen, der unseligste Herrscherverband, der über ein Land verhängt werden kann. Die Abgeschmacktheit ging mit der Niederträchtigkeit Hand in Hand. Joseph war fast der Einzige, in ehrliche Schwärmerei unter diese Rotte brachte, der aber auch schnell gegen die Beschränktheit der Einen, wie gegen die einseitigen Zwecke der Andern scheiterte. Weil die Einen aber seine Ideen nicht begriffen, wurde es den Andern um so leichter, den unbequemen Mahner zu verdächtigen, und als er zuletzt, über die ihm widerfahrene Behandlung entrüstet, ganz aus dem Klub ausblieb, kostete es nur noch einen kleinen Schritt, um ihn geradezu zum Verräther zu stempeln. Am heitersten erschien noch Franz. Er ging jetzt häufiger als je zu dem alten Rathsdiener herüber, der sich ganz abgesperrt von der übrigen Welt hielt und an dem jungen, schöneren Goldschmied am wenigsten auszusetzen fand. Die Liebe hatte ihm weise Nachgiebigkeit in die Launen des Alten gelehrt und seine Hoffnungen waren durch die entschiedene Zurückweisung Josephs nicht wenig gestiegen. Agnes schien am tiefsten zu leiden. Der Schmerz machte auf ihrem Gesichte einen erschütternderen Eindruck, als bei Marie. Man war des heiteren, kräftigen Wesens so gewöhnt an ihr, daß die gänzliche Verwandlung des-

selben, ihr stilles, fast gleichgültiges Benehmen, das wehmüthige Zucken ihrer Lippen selbst ihrer mit ihrem eigenen Unglücke so sehr beschäftigten Freundin auffiel.

„Aber was hast Du nur?" fragte sie eines Tages verwundert. „Wenn Du so betrübt aussiehst, was soll ich erst thun bei meinem traurigen Loose?"

„Du?" antwortete Agnes lächelnd, „Du bist nicht am meisten zu beklagen. Du wirst geliebt, wie kannst Du den Gipfel des Schmerzes kennen?"

In einem solchen Zustande trauriger Abgespanntheit war man bis über die Mitte Februars gekommen. Der Klub, der, wie bereits erwähnt, mit der Zusammensetzung des provisorischen Raths unzufrieden war und sich durch diesen zu häufig gehemmt sah, betrieb die Bildung eines Konventes, welcher eine neue Verfassung für die Stadt entwerfen sollte, mit Eifer. Zugleicher Zeit ergriff er eine von Custine in Mainz ausgegangene Idee, um die Bürger zu einer bestimmteren Darlegung ihrer Gesinnungen zu zwingen. Man wollte, daß ein jeder sich kompromittirte, und war dies einmal geschehen, sich zu allen revolutionairen Ausschweifungen hinreißen ließe, oder geradezu als Feind der Republik betrachtet werden könne. Die Klubbisten wollten nicht umsonst gearbeitet haben und verlangten nach Opfern, um sie zu beerben. Sie ließen zu dem Ende in ihrem Sitzungssaale zwei Bücher auflegen, deren eines roth eingebunden und mit den drei Farben geziert, folgende Einleitung enthielt: „Im Namen des Allmächtigen. Wir Unterzeich-

eten huldigen dem Gesetze, welches die höchste Gewalt in
le Hände des Volkes legt und dem Volke sein Recht wieder
lebt, diese Gewalt durch Personen ausüben zu lassen, die es
ch selbst von Zeit zu Zeit wählt. Wir erkennen Freiheit und
leichheit als die Hauptgrundsätze an, auf denen eine gute
taatsverfassung beruhen muß. Da das edle Volk der Fran-
n bereits den Anfang gemacht hat, auf diesen Grundsätzen
ne neue Verfassung aufzurichten, so nehmen wir diese mit
r Veränderung an, welche wir selbst durch unsere Stellver-
eter in Gemeinschaft mit den Bevollmächtigten der Französi-
hen Nation für gut finden werden."

Neben diesem Buche, das des Lebens genannt, lag ein an-
eres, schwarz eingebunden und mit Ketten umwunden, das
ie Aufschrift führte: Sklaverei. Alle Bürger wurden aufge-
ordert, sich in einem dieser Bücher einzuschreiben; wer gar
icht erschien, sollte als ein Freund der alten Sklaverei be-
rachtet werden und es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn
r wie ein Sklave behandelt werde.

Diese Bekanntmachung erregte allgemeinen Tumult. Der
Rath wollte sich derselben widersetzen, der Kommandant befahl
edoch, ihr Folge zu leisten. Vergebens hatte Joseph, der trotz
llem, was er sah, noch immer fest an den schönen Worten
ielt, die das Panier der republikanischen Krieger schmückten,
inzureden gesucht. Dampierre, dem man ihn selbst als höchst
erdächtig vorgestellt, hatte es für angemessen gehalten, ihn
mit zunehmender Kälte zu behandeln und sein Ohr einem der

Hauptklubbisten zuzuwenden, der trotz seiner scheinbaren Heftigkeit und Wildheit nur das Werkzeug Houbben's war, der sich nirgends gern zu sehr hervorstellte. Am ergrimmtesten zeigte sich Mariens Oheim, dem das neue Edikt nicht verhehlt werden konnte.

„Klub?" fuhr er auf. „Was habe ich damit zu schaffen? Was hat er zu befehlen? Und wenn es der neue Rath befohlen hätte, so gehorchte ich nicht, und einem Klub, einer Rotte Gesindel sollte ich folgen? Nimmermehr."

„Aber —" sagte seine Nichte.

„Laß mich in Ruhe. Was geht mich so ein verrückter Perrückenmacher an? Buch des Lebens! Lieber sterben, als das Leben von Schurken und Narren erbetteln? Eine schöne Figur würde ich unter dem Possenspiele machen! Wißt Ihr, was ich thäte? Zerreißen würde ich die Dummheit und sie den schlechten Leuten stückweise an den Kopf werfen. Sklaverei? wo wo denn die Sklaverei? Doch wohl nicht früher unter dem Schutz des von Gott gesalbten Kaisers, doch nicht im heiligen Römischen Reiche? Oder herrscht hier jetzt etwa nicht die ärgste Sklaverei? Wo sollte ich mich in dieser Verwirrung denn einschreiben?"

„Es ist nur eine Form, eine Kinderei," bemerkte Frau, „das keine Bedeutung hat und leicht gethan ist."

„Leicht für Euch mag sie seyn," fuhr der Alte aufstehend und heftig mit den Armen ausfahrend fort, „aber nicht für mich. Ihr seyd noch jung und da biegt sich vielleicht alles

nemer und richtet sich wohl auch zuweilen wieder zum Rechten
uf, aber meine Glieder sind starr geworden — und wer mich
iegt, der bricht mich auch. Ich bin mit geradem Rücken durch
ebenzig Jahre gegangen und die Paar Haare, die meinen
Schädel noch decken, lassen sich nicht mehr so oder so gewöh-
en. Wie sie liegen, so bleiben sie auch oder fallen aus. Der
te Lambert bleibt der alte Lambert und damit Punktum, und
chten noch Tausend wie ich, so sollten die hungernden Schreier
ld ans einem andern Tone pfeifen."

„Aber eben, weil sie nicht so denken, so ist der Widerstand
s Einzelnen zu nutzlos. Ich wünsche nichts sehnlicher, als
esem Zustande ein Ende gemacht zu sehen, ja selbst dazu beizu-
agen, aber wenn ich Freiheit und Leben allein, ohne Kampf,
nlos opfere, was habe ich damit gefördert?"

„Ihr hättet Recht," antwortete der Alte etwas ruhiger,
uf Eure Weise, ich aber auch. Wer seine Pflicht so lange
ukellos erfüllt, der will sie bei seinem Tode auch gegen das
einste Fleckchen verwahren. Und das Beispiel, denke ich, ist
ch etwas werth, und in einer Zeit, wie die jetzige, mehr
s etwas. Und werde ich auch zum Märtyrer, so will ich den
immel und seine Heiligen preisen, wenn mein Tod noch der
ten Sache hilft und die Bürger auffordert, kräftiger auf
rem Rechte und ihrer Freiheit zu bestehen und sich nicht
f so jämmerliche Weise stehlen zu lassen.

Vergebens war alles weitere Bitten und Dringen, Lambert
b standhaft und gefiel sich immer mehr in dem Gedanken,

daß es ihm beschieden sey, sich für das einstige Wohl des V terlandes zu opfern. Durch die Anwesenheit der Franzosen e geschüchtert, hatte bereits der größte Theil der Bürger sich z Lebensunterschrift bereitwillig gefunden; Lambert allein hat den Muth gehabt, einen ihm, auf Veranlassung Houbben's der auf den Trotz seines ehemaligen Kollegen rechnete und de selben sobald als möglich bekannt zu sehen wünschte, zug schickten Boten, der ihn nach dem Saale der Klubbisten b schied, mit heftigen, verletzenden Worten abzuweisen. Die vo Marie befürchtete Wirkung blieb nicht aus. Noch denselbe Abend, wo dies geschehen war, erschienen Französische Sold ten in dem Hause des Herrn Lambert, um ihn in das Ge fängniß zu führen. Der Alte ging ihnen mit stolzer Hal tung entgegen. „Hier sind meine Hände," sagte er, mi einem für seine Stellung etwas zu hohen Pathos, der jedo bei dieser ehrwürdigen Gestalt nicht einmal einen Anflug d Lächerlichen hatte, „wo habt Ihr Eure Ketten?" Der Unte offizier reichte ihm statt dessen blos ein Papier, welches de Verhaftsbefehl des Bürgers Lambert enthielt. „Bürger rief er mit funkelnden Augen und zerriß ihr Papier: „Hier nur der Rathsdiener Lambert; wenn Ihr den wollt, so füh mich fort."

Marie zerfloß in bittern Thränen, als sie ihren Ohei nachdem er ihr noch einen Kuß auf die Stirn gedrückt und s aufgefordert hatte, muthig die Zukunft abzuwarten, ruhig u gelassen zwischen den Soldaten dem Gefängnisse, vielleic

noch Schlimmerem entgegengehen sah. Sie stand jetzt allein. Joseph eilte zwar, als er die traurige Nachricht von der Verhaftung seines Pathen erhielt, sogleich zu Marien, aber auch er hatte ihr keinen Trost zu bieten. Sie beschwor ihn, alles zur Rettung des alten Mannes zu versuchen, aber er hatte allen Kredit verloren und mußte für sich selber fürchten. Was konnte er thun? Er versprach das Mögliche, aber der Ton seiner Stimme verrieth, wie wenig er hoffte. Trotzdem ließ Marie nicht ab, in ihn zu dringen, und er ging noch einmal in den Klubb, wo man ihn jedoch nicht zu Worte kommen ließ. Dampierre ließ ihn gar nicht einmal vor sich. Es waren in der letzten Zeit Kuriere über Kuriere von der Armee gekommen, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er berichtete der Geliebten, wie wenig er ausgerichtet habe, hielt sich aber nicht lange auf, sondern suchte noch, das Letzte zu versuchen, den Obersten Raynaud auf, der sich fortwährend freundlich und herzlich gegen ihn erwiesen hatte. Er traf ihn im Glück allein und bat ihn auf das Beredtste um seine Verwendung. Der Oberst zuckte die Achseln. „Ich bedaure sehr," sagte er, „daß ich nichts für den armen Mann thun kann. Kein General wird unter den jetzigen Verhältnissen es wagen, diesen Jakobinern in den Arm zu fallen. Ich theile Ihren Schmerz, denn ich weiß ihn aus eigener Erfahrung nur zu gut zu würdigen. Wer weiß, ob nicht ein Zufall Ihnen besser zu Hülfe kommt, als ich es vermag. Wir müssen Alle zur Armee, die Oesterreicher machen Bewegungen, die einen Angriff

erwarten lassen und ich rathe Ihnen, mit uns zu ziehen, denn nach dem, was ich heute bei dem Kommandanten gehört habe, ist Ihre eigene Freiheit hier gefährdet. Es gibt Menschen, die einen Groll gegen Sie haben und Sie zu verderben suchen. Die Reihen der Armee bieten jetzt die einzige Zufluchtstätte gegen solche Nachstellung und, wenn Sie meinem Regimente den Vorzug geben wollen, sollen Sie mir willkommen seyn. Ich habe Sie lieb gewonnen und werde für Sie zu sorgen suchen."

Joseph drückte dem braven Manne dankbar die Hand und nahm den Antrag an. Er sollte als Freiwilliger eintreten und nur Adjutantendienste bei dem Obersten versehen.

„Wir brechen in der Nacht auf!" sagte der Letztere noch.

Erst auf der Straße fiel es Joseph schwer auf das Herz, wie Marie diesen neuen Schlag aufnehmen werde. Ihm selbst schien die Aufregung des kriegerischen Lebens, die Begeisterung des Kampfes etwas Erwünschtes gegen die dumpfe Schwüle, in welcher er in der letzten Zeit hatte athmen müssen. Aber Marie? Sie hörte jedoch die Mittheilung Josephs mit größerer Ruhe an, als er gedacht hatte. Sie hatte so viel gelitten, daß sie fast in Apathie versunken war. Sie machte nur Eine Bemerkung, deren Bitterkeit ihre Stimmung aufdeckte. „Also," sagte sie, „ist es unter den Kugeln der Feinde jetzt sicherer leben, als in friedlicher Vaterstadt!"

Erst als draußen Generalmarsch geschlagen wurde und er Abschied nahm, da löste sich der Krampf, der sie zu fesseln

schien: sie schlang ihre Arme um ihn und preßte ihn mit Gewalt an sich, als ob sie ihn nicht wollte ziehen lassen.

„Ich muß fort!" sagte er leise.

„Vielleicht auf Nimmerwiedersehen!" flüsterte sie zitternd.

„Wir sehen uns wieder!" rief er vertrauensvoll; „Gott kann es so schlimm nicht mit uns meinen. Er wird mich aus allen Gefahren retten und auch Deinem Oheim helfen, und wir werden noch Alle glücklich seyn."

Noch einen langen, heißen Kuß drückte er auf ihre Lippen, entwand sich ihr mit Mühe und eilte nach dem Quartier des Obersten Raynaud, der ihm Uniform und Pferd bringen ließ und sich sodann mit ihm zum Sammelplatze des Regimentes Flandern begab. Es war Nacht, als sie aus der Stadt marschirten und die Kölner Landstraße einschlugen. Die Generale Dampierre, Stenzel, Lanoue und Miaczynski waren schon einige Stunden früher zur Armee geeilt. Maestricht, von den Franzosen hart bedrängt, war seinem Falle nahe, und die Oesterreicher waren aus ihren Positionen gerückt, um die wichtige Festung um jeden Preis zu entsetzen.

Als die Bürger Aachens am andern Morgen — es war am 1. März — erwachten, sahen sie schon eine Menge Wagen mit Verwundeten durch die Stadt hindurchfahren. Alles war in gespannter Erwartung, voll Furcht und Hoffnung. Der bei weitem größte Theil der Einwohner wünschte sehnlichst, daß die Kaiserlichen sie von dem Drucke der Republikaner befreien mögen, zitterte jedoch vor den Ausschweifungen, denen sich die

Geschlagenen überlassen möchten. Die Klubbisten allein schienen eine Niederlage ihrer Beschützer für ganz unmöglich zu halten, und zeigten ihre gewöhnliche Anmaßung. Marie zitterte bei jedem Karren, den sie mit Verwundeten ankommen sah, vor Angst über das Schicksal des Geliebten, um gleich darauf wieder über die Lage ihres Oheims zu trauern. Trotz den Unruhen auf der Straße hatte sie schon am frühen Morgen Zutritt zu demselben zu erhalten gesucht, war aber unbarmherzig abgewiesen worden. Einer der Gleichheitsfreunde, den sie in der Nähe des Gefängnisses fand und an den sie sich bittend wendete, hatte ihr höhnisch erwiedert, daß es jetzt an der Zeit sey, ein Beispiel aufzustellen, und daß mit dem alten Gefangenen der Anfang gemacht werden sollte. Franz, der gegen Mittag zu ihr herüberkam, brachte günstige Nachrichten von dem Erfolge der Oesterreicher und versprach, alles zu thun, um den schlechten Absichten der Klubbisten zuvorzukommen. Sie reichte ihm die Hand und beschwor ihn mit so ergreifendem Wehmuth, ihren unglücklichen Oheim zu retten, daß er begeistert sein Leben dafür einzusetzen gelobte.

Kaum hatte er das Haus verlassen, als der Tumult auf den Straßen immer mehr zunahm. Eine Menge Gepäck zog längs der Jakobstraße zum Jakobsthore hinaus, Reiter sprengten hin und her, Flüchtlinge in jämmerlichem Zustande drängten sich nach. Niemand von den Einwohnern wagte den ersten Augenblick, seine Wohnung zu verlassen. Bald hieß es jedoch, nur der rechte Flügel der Franzosen sey von den Oesterreichern bis

nach Eschweiler zurückgetrieben worden, es sey noch nichts verloren und dieser Unfall leicht wieder gut zu machen. Die Verständigeren erkannten jedoch die Wichtigkeit dieser Nachricht. War die Französische Armee bis Eschweiler umgangen, so mußte sie sich nothgedrungen auch ohne Angriff aus ihrem Centrum zurückziehen und eine neue Position einnehmen, und man erschrack vor dem Gedanken, daß dies in der Nähe Aachen's geschehen könne. Diese Besorgniß wenigstens wurde jedoch bald durch neue Flüchtlinge gehoben, die in immer dichtern Schaaren die Kölner Landstraße bedeckten und von einem allgemeinen Angriffe der überlegenen Oesterreicher erzählten, bei welchem die Franzosen so geworfen worden waren, daß sobald an keine Hauptschlacht zu denken sey. Die Kaiserlichen waren Tags zuvor von ihrem Hauptquartier zu Bergheim aufgebrochen, und während der Prinz von Würtemberg den Feind gegen Eschweiler zurückdrängte, hatte der Feldmarschall Prinz von Koburg mit dem Erzherzoge Karl und dem General Clairfait sich gegen das Centrum der Republikaner bei Aldenhoven gewendet, wo die Letzteren, obgleich ihre Flanke schon entblößt war, noch Miene machten, Stand halten zu wollen. Auf einem Hügel hatten sie eine Batterie errichtet, welche die Straße beherrschte, aber dennoch mit der größten Wuth von den Kaiserlichen gestürmt wurde. Das Dragoner-Regiment Latour, dessen tapferer Oberst von einem schon gefangenen Franzosen, einem Knaben, meuchlings erschossen worden war, jagte, voll Erbitterung über den Verlust des geliebten Führers, die Anhöhen

hinan und hieb die Kanoniere an ihren Stücken nieder, so daß den Republikanern, denen der Donner der Geschütze von allen Seiten das Herannahen des Feindes verkündete, nur schleuniger Rückzug übrig blieb. Die Nacht verhinderte, daß er sehr gestört wurde, und die Franzosen ließen sich angelegen seyn, dies gut zu benutzen. Bei der Ungewißheit über die Stellungen, welche die verschiedenen Korps der Oesterreicher schon eingenommen haben möchten, wurde der Gedanke, sich bei Aachen noch einmal festzusetzen, aufgegeben und beschlossen, sich mit der ganzen geschlagenen Armee nach Belgien zurückzuziehen, wo man auf Verstärkung und sichere Haltpunkte rechnen konnte. Die ganze Nacht dauerten die Durchmärsche durch Aachen. Dampierre, der gegen Abend vom Kampfplatze zurückgekommen war, hatte den Bürgern verboten, sich auf der Straße blicken zu lassen, dagegen die Fenster zu erleuchten befohlen. Marie sah sich vergeblich nach dem Regimente Flandern um, dem, wie sie wußte, Joseph sich angeschlossen hatte. Es war noch nicht eingetroffen. Unter schweren Sorgen verging ihr die Nacht. Gegen Morgen sank sie, auf dem Stuhle am Fenster sitzend, von Müdigkeit überwältigt, in einem unruhigen Schlummer, aus dem sie jedoch bald durch heftiges Klopfen an die Thür geweckt wurde. Noch schlaftrunken eilte sie hinaus und öffnete, ohne zu fragen wer Einlaß begehre. Erschrocken fuhr sie zurück, als der ehemalige Vogteidiener, mit einer großen dreifarbigen Schärpe bekleidet, die ihm als Freipaß auf der Straße gedient hatte, auf die Hausflur trat. Sie hatte nicht die Kraft, die-

Thür vor ihm wieder zuzuwerfen, sondern ging stumm und wie maschinenmäßig in das Zimmer zurück, wohin Houbben ihr nachfolgte.

„Ihr hättet mich wohl nicht erwartet, Jungfer?“ sagte er, indem er sich niedersetzte, mit seinem gewöhnlichen kalten Lächeln.

Marie schüttelte blos mit dem Kopfe.

„Nun, dann seht Ihr, daß ich Beleidigungen zu vergeben und zu vergessen weiß, aber desto besseres Gedächtniß für das Gute habe. Jungfer Marie, Ihr habt mir Unrecht gethan.“

Marie gab noch keine Antwort; nur ihr Mund verzog sich zu einem so bittern Ausdrucke, der deutlich genug sprach.

„Glaubt nur,“ fuhr er fort, „was man auch gegen mich vorgespiegelt, ich habe es nur redlich mit Euch und den Eurigen gemeint. Wäre ich sonst hier? Ich hätte die Verläumdungen alle wiederlegen können, aber fand ich Ihr Gehör? Daß ich mich den neuen Einrichtungen unterworfen habe, kann nur Euer Oheim tadeln und seine Störrigkeit, seine Heftigkeit darin ist allein Schuld, daß ich nicht schon früher die Hand der Versöhnung angeboten habe. Jetzt vielleicht wird er sie nicht ausschlagen, da ich allein ihn von dem Schrecklichsten retten kann?“

„Und wer,“ fuhr Marie auf, „wer hat ihn in das Elend gestürzt, wer hat Joseph von uns vertrieben?“

„Ich doch nicht,“ antwortete er mit derselben Gelassenheit „ich kann doch nichts dafür, wenn Beide sich durch ihre Unbe-

fonnenheit zu Worten und Handlungen hinreißen laſſen, die zu jeder Zeit, aber beſonders in einer ſo gefährlichen, Anſtoß erregen müſſen. Ich kann ja nicht mehr thun, als wieder gu zu machen ſuchen."

„Eure Sachen ſtehen wohl ſehr ſchlecht?" fragte Marie, ihn ſtarr anſehend.

„Wie ſo?"

„Weil Ihr wieder einlenken und die Rache, die Ihr ſo ſorgſam eingeleitet habt, aufgeben wollt. Der Klub iſt wohl ſehr im Preiſe gefallen?"

Houbben biß die Lippen zuſammen. In demſelben Augenblicke fiel ein Schuß, dem gleich darauf noch mehrere folgten.

„Dacht' ich's doch," rief Marie triumphirend über die Beſtürzung des ihr verhaßten Bewerbers, ohne daran zu denken, daß ihr Joſeph in den Reihen der Franken fechte; „ſind das nicht ſchon die Kugeln der Oeſterreicher? Darum, darum alſo?"

Herr Houbben fuhr bei dem erſten Schuſſe zuſammen, faßte ſich jedoch bald wieder. „Diesmal mögt Ihr Euch doch irren, Jungfer," ſagte er ſpöttiſch. „Das ſind die Kugeln des Regiments Flandern, das Befehl hat, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen." Marie erbleichte. „Bis auf den letzten Mann," wiederholte Houbben langſam, „und der Oberſt iſt der Mann dazu, daß er den erſten, der von ſeiner Stelle weicht, ſelbſt niederſchießt und wenn es ſein beſter Freund wäre. Vor den Mauern dieſer Stadt wird der Feind aufgehalten werden, bis friſche Schaaren der Republik herbeigezogen ſind.

nd die Freiheit und Gleichheit wird keinen Augenblick vor em Bilde der Tyrannen ſich zu verhüllen brauchen. Nun, ingt das anders? Warum bin ich nun gekommen? Lernt Ihr eine Großmuth jetzt beſſer würdigen? Die Zeit drängt. Ich iete noch einmal Vergeſſenheit des Vergangenen an. Euer heim hat mir Eure Hand zugeſagt. Wollt Ihr ſein Wort rfüllen? Joſeph lebt für Euch nicht mehr. Was kann Euch r Soldat ſeyn? Jede Stunde dem Tode Preis gegeben, von dem Befehle hin- und hergeworfen, iſt nur die Schlacht ſeine Braut, nach der er ſich ſehnt."

Das Schießen wurde immer heftiger. Houbben trat unruhig n das Fenſter. Mehre Franzoſen liefen über die Straße und rien: „der Feind iſt da!" Man hörte einen Trupp Kavalle- ie nach dem Markte zu ſprengen, ſah aber nichts davon. och ſchien es, als ſchalle von demſelben der Ruf herüber. Es leben die Kaiſerlichen!"

Marie faltete die Hände. „Für wen betet Ihr?" fragte houbben finſter, „für den davongelaufenen Geliebten oder für en Mann, der Euch ein zweiter Vater geweſen iſt. Glaubt icht, daß alles gethan ſey. Ich ſage Euch das letzte Friedens- ort. Noch iſt Koburg nicht in der Stadt und ich verſichere uch, wenn Ihr meine Güte zurückweiſt, ſo ſollt Ihr Euren heim nie und nimmer ſehen. Er ſtirbt hin, ſo lange es noch ne Franzöſiſche Kugel in Aachen gibt, den Tod des Verrä- rs, oder ich laſſe ihn fortſchaffen, damit dem Schaffot ſein

Recht widerfahre. Ich habe die Macht dazu und werde sie brauchen. Besinnt Euch kurz."

Marie stand einen Augenblick wie vernichtet. Plötzlich schien sie wie durch einen Zauberschlag zum Leben zu erwachen, sprang auf ihn zu, ergriff ihn beim Arme, riß ihn an das Fenster, zeigte hinaus und stürzte nach der Thüre und in die Arme ihres Oheims. Es war das Werk eines Moments. Starr wie sie eben, stand jetzt Houbben und betrachtete die jubelnde Volksmenge, die den ehrwürdigen Rathsdiener nach seiner Wohnung begleitet hatte. Von Marien und Franz geführt, trat er jetzt in sein Zimmer. Thränen der Rührung und der Freude benetzten sein Auge, das sich nur verdüsterte, als es auf seinen ehemaligen Kollegen traf. „Was will der hier?" fragte er.

„Nichts, nichts mehr davon," bat Marie, die Hand des Oheims mit Küssen bedeckend, „jetzt ist ja alles gut, Ihr seyd gerettet, seyd frei."

„Geht, Herr Houbben," sagte Agnes, die ebenfalls herüber gekommen war, „aber ich rathe Euch, thut die Binde ab, sonst möchte es Euch nicht gut ergehen."

Houbben schlich sich ergrimmt davon und seine Stimmung wurde nicht freundlicher, als er sich draußen von dem Volke mit Geschrei und Pfeifen empfangen sah und es ihm nur mit Mühe gelang, sich noch schlimmeren Behandlungen zu entziehen.

„Dem danke ich meine Rettung," sagte Lambert zu Marie

indem er auf Franz zeigte. Marie drückte ihm herzlich die Hand. Agnes sah ihn mit einem Blicke an, in dem Freude und Furcht gleichsam gemischt waren.

Franz mußte erzählen. Alle seine Bemühungen waren Tags vorher fruchtlos gewesen, und er selbst war mehr als einmal in Gefahr gewesen, von den Franzosen festgehalten zu werden. Erst diesen Morgen, als einige Oesterreichische Pikets in die beinahe unvertheidigte Stadt — die Geschichte mit dem Regimente Flandern war ein Mährchen — eindrangen, konnte er seinen Zweck erreichen. Einige Klubbisten waren wirklich eben im Begriffe, die politischen Gefangenen auf einige Wagen zu schaffen und mit ihnen der Französischen Armee nachzuziehen, als Franz mit Hülfe einiger Bürger, die er in Eile zusammengerafft, über die Gleichheitsfreunde herfiel, sie in die Flucht jagte und die Gefangenen befreite. Ein Paar Oesterreichische Ulanen, die zu gleicher Zeit die Straße in vollem Gallopp heransprengten, genügten, ein kleines Detaschement, das den Klubbisten zu Hülfe kommen wollte, zur schleunigen Flucht aus der Stadt zu bewegen.

Franz sprach noch, als sich Kanonendonner ganz in der Nähe vernehmen ließ. Aengstlich schlug Allen das Herz und Alles horchte voll Erwartung. „Was wird noch geschehen?" seufzte Marie.

Ein Trupp Französischer Dragoner jagte über die Jakobsstraße hinauf nach dem Markte zu und zugleicher Zeit fielen noch einige Kanonenschüsse. Sie waren gegen das Pontthor ge-

richtet, das von den Bürgern verschlossen worden war, aber gegen das Geschütz eines kleinen Französischen Korps, das von Herzogenrath herangekommen war, um sich der fliehenden Armee anzuschließen, keinen Widerstand leisten konnte. Es war das Regiment Flandern, das in die Stadt rückte, und während ein Theil desselben sich in ein Quarré auf dem Markte formirte und einige Pikets nach der Kölner Hauptstraße vorschob, mit einem andern die Höhen vor dem Jakobsthore besetzen ließ, um den Rückzug zu decken. Von allen Seiten hörte man schießen. Die Kaiserlichen hatten den Louisberg mit Kanonen besetzt und trieben die Franzosen von dem Kölnthore zurück. Einzelne Tyroler Schützen schlichen sich über die Wälle in die Stadt und beschossen, von Bürgern durch Queergassen geführt hinter Steinen und Häuservorsprüngen gedeckt, die auf dem Markte aufgestellten Franzosen. Das unablässige Feuern, das Rasseln der Trommeln, das Geschrei war betäubend. Während einer augenblicklichen Pause hörte man einen Wagen vom Markte herabrollen. Es war ein leichtes Kabriolet, das vor dem Hause Lamberts still hielt. Marie eilte mit klopfender Brust an die Thür, erkannte aber kaum in den mühsam aussteigenden Offizier ihren Joseph. Sein Gesicht war noch schwarz vom Pulverdampfe, den einen Arm trug er in der Binde. Alle begrüßten ihn herzlich, selbst Lambert konnte seine Theilnahme nicht verbergen.

„Muß ich Dich so wiedersehen!“ sagte er vorwurfsvoll.

„Er ist wieder unser,“ frohlockte Marie.

„Aber nur auf Minuten," antwortete Joseph, „das Regiment zieht ab und ich muß mit. Diese Wunde und ihr Verband hat mich verhindert, Euch früher zu sehen."

„Wir lassen Dich nicht mehr fort," rief Marie. „Oder kümmert Dich eine fremde Sache mehr, als wir? Und ist es nicht genug, daß Du schon für sie geblutet hast?"

Joseph schüttelte trübe mit dem Kopfe. „Ich bin gebunden," sagte er, „und darf die neuen Freunde und Kampfbrüder nicht mehr verlassen. Pflicht und Ehre rufen mich. Sollte ich feige eine Fahne verlassen, das Panier der Freiheit, für die alle meine Pulse schlagen, sollte ich ihr jetzt den Rücken wenden, wo sie der Hülfe aller ihrer Söhne am meisten bedarf? Nimmermehr."

„Aber Ihr seyd ja unfähig zu fechten," bemerkte Agnes.

„Traurig genug. Aber wäre mein Loos, wenn ich hier bliebe, nicht noch schrecklicher? Abgeführt als Gefangener der Kaiserlichen oder eingezogen als Revolutionair — das wäre die Aussicht, die ich hätte. Ob wir uns aber je wiedersehen und ob neue Siege unsere Heere wieder zu Euch zurückführen werden? Was soll mir auch das Leben? Von meiner Heimath, von den Lieben meiner Jugend vielleicht auf immer geschieden, kann mir etwas erwünschter seyn, als ein früher, ehrlicher Tod?"

Alle waren ergriffen. Draußen nahm das Schießen an Heftigkeit immer zu.

Marie ging zu dem Rathsdiener und sagte mit feierlicher

Stimme und verklärtem Blicke: „Oheim, ich verlasse Joseph nicht. Ihr habt ihn von Euch gestoßen, ich will es gut machen.“

„Wie, Du wolltest—“ rief Joseph, sie mit dem freien Arme an seine Brust drückend, während die Andern erstaunt zurücktraten.

„Ja, ich folge Dir,“ antwortete sie mit fester Stimme. „Du hast mein Wort und ich lasse nicht von Dir. Du kannst nicht bleiben; so ist es meine Pflicht, Dir zu folgen.“

„Bedenkt —“ rief Franz erblassend.

„Lieber Oheim,“ fuhr sie fort, ohne darauf zu hören, „für Euch beginnt bald wieder das alte Leben, und die Lücke, die ich darin mache, werdet Ihr ersetzen können. Zürnet mir nicht scheltet mich nicht undankbar, aber er bedarf des Trostes, der Liebe mehr, als Ihr.“

Der Alte wendete sich ab und gab keine Antwort. Man sah ihm an, wie schwer er kämpfte.

„Gebt uns Euren Segen,“ bat Joseph.

„Thut, was Ihr wollt und verantworten könnt,“ antwortete der Alte bitter. „Was der alte Lambert gesagt, hat er für die Ewigkeit gesagt. Ihr bekommt meine Nichte nicht. Dem wilden Jungen hätte ich sie nicht gegeben, so gern ich ihn hatte, dem Französischen Offizier noch weniger. Wenn der sie sich aber nehmen will, der Gewalt kann ich nicht wehren.“

Marie wollte seine Hand ergreifen, er zog sie aber heftig zurück und sie flüchtete sich mit ihrem Schmerze an die Brust ihrer Freundin.

„Weine nur," setzte der Alte hinzu. „Die Thränen werden schon noch besser kommen. Denk an meine Prophezeihung, aber dann rechne nicht auf den Oheim, den Du verlassen hast."

„Ich werde dafür zu sorgen wissen," antwortete Joseph an ihrer Stelle stolz, „daß sie Eurer nie bedürfen soll."

„Soll mir lieb seyn," erwiederte der Rathsdiener, „denn ich will endlich meine Ruhe haben."

Er hatte es noch kaum ausgesprochen, als die Thüre aufgerissen wurde und ein Paar Französische Soldaten in das Zimmer traten, hinter denen man die Stimme Houbben's vernahm, der ihnen den alten Mann drinnen festzunehmen und aus der Stadt zu transportiren befahl. Die Republikaner machten schon Miene, sich des Rathsdieners zu bemächtigen, als Joseph, der seitwärts gestanden hatte, vortrat und sich vor seinen Pathen stellte. „Was gibt's?" frug er kurz.

Die Republikaner traten einen Schritt zurück vor dem Offizier und berichteten, ihr Lieutenant habe ihnen auf den Bericht des Bürgers Houbben befohlen, den alten Mann als Gefangenen mit fortzuführen, da er ein erwiesener Feind der Republik sey, die Stadt an die Oesterreicher verrathen und sie auf Seitenwegen in den Rücken der Franzosen geführt habe.

„Der Mann," antwortete Joseph, „hat kaum erst das Gefängniß und seitdem das Haus nicht verlassen. Der Angeber ist ein Schurke."

„Glaubt ihm nicht, meine Tapferen," schrie Houbben, „er

ist selbst ein Verräther. Ihr seht, er hat seine Fahne verlassen im Angesichte des Feindes. Nehmt ihn mit gefangen, als Deserteur."

Die Soldaten waren unschlüssig. Joseph zog ein Pistol aus der Brust. „Den ersten, der Hand an diesen alten Mann legt, schieße ich nieder. Obgleich verwundet, werde ich mit Euch noch fertig werden. Auf Euren Posten, Soldaten, ich folge Euch."

„Fest zusammengehalten!" hörte man draußen kommandiren. „Ruhigen Schritt."

Die Soldaten eilten nach der Thüre, Joseph folgte ihnen. Vom Markte zog eine Kolonne Franzosen in gedrängter Masse heran. Sie zogen sich zurück. Die Oesterreicher, welche bei ihrer schwächeren Anzahl sich hier jetzt auf vereinzeltes Plänkeln beschränkt hatten, waren nach einigen Stunden durch die nunmehr hereinziehende Avantgarde verstärkt worden und drangen nun mit überlegenen Streitkräften in die Stadt. Während sich ein Theil derselben des Carmeliterklosters, das zu einem Militairhospitale eingerichtet worden war, bemächtigte und sich dort festsetzte, drang der Rest von drei Seiten, über die Büchel-, die Pont- und die Kölnstraße, nach dem Markte vor und zwang durch sein Feuer, das die Franzosen fast von allen Seiten bestrich, dieselben zum Rückzug. In ziemlich guter Haltung marschirten sie die hochgelegene Jakobstraße hinan, von den nachsetzenden Kaiserlichen verfolgt. Als sie noch einige zwanzig Schritte von dem Hause Lamberts entfernt wa-

ren, erkannte der Oberst seinen Adjudanten, der nebst den Soldaten auf die Straße getreten war. Er sprengte auf ihn zu. „Was," rief er hastig, „Sie sind noch hier? Eilen Sie, es ist kein Augenblick zu verlieren." Zugleich befahl er seinen Truppen, Halt zu machen und den Oesterreichern die Mündungen ihrer Flinten zu zeigen. Auch ließ er zwei kleine Kanonen, die er bei sich führte, abprotzen und einige Kartätschenschüsse thun, um sich den Feind etwas vom Leibe zu halten.

„Wo ist Ihre Braut?" fragte er, sich wieder zu Joseph umwendend. „Machen Sie, machen Sie, steigen Sie ein."

Joseph ergriff die fast bewußtlose Marie mit seinem gesunden Arme und hob sie in den Wagen. Lambert verließ das Zimmer nicht, sprach kein Wort und blickte starr vor sich hin. Franz und Agnes folgten an den Wagen, beide tief ergriffen.

„Seyen Sie unbesorgt," sagte der Oberst, auch noch in einem solchen Augenblicke galant, „mein Adjudant führt sie nach Paris, wo Sie bei meiner Frau eine passende Aufnahme finden werden und Ihr Bräutigam die Heilung seiner Wunde abwarten soll. Hier," fügte er hinzu, indem er sich zu Joseph wendete und ihm eine Börse in die Hand drückte, „ist Reisegeld. Keine Umstände. Wir sind Kameraden und danke ich Ihnen nicht mein Leben, das Sie, vielleicht mit Verlust Ihres Armes, mir gerettet haben?"

Joseph schüttelte dem Kolonel Raynaud die Hand und stieg in den Wagen. Durch die Bewegung, die dieses machte, kam Marie wieder zu sich. Sie blickte wie verwirrt umher, bog sich

heraus und rief: „Mein Oheim!“ die Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie keine Antwort erhielt, ihn nicht mehr sah. Agnes reichte ihr die Hand. Sie bog sich noch weiter heraus aus dem Kabriolet, ergriff auch die halb ausgestreckte Hand des jungen Goldschmiedts und legte sie ineinander. — „Macht sie glücklich,“ sagte sie leise zu ihm, „wie sie es verdient. Sie liebt Euch mit ganzer Seele, wie sie es auch mir ausgesprochen. Denkt an mich, es gehe Euch Allen wohl, recht wohl und nehmt Euch des alten Mannes an meiner Stelle an.“

„En avant!“ schrie der Oberst und hinrollte der Wagen. Zu gleicher Zeit machten die Truppen, die durch das Feuer ihrer Geschütze die Oesterreicher in achtbarer Ferne zurückgehalten hatten, wieder Kehrt und eilten ebenfalls im Geschwindschritt dem Jakobsthore zu, indem die letzten Reihen sich von Zeit zu Zeit umwendeten und Feuer gaben. Agnes und Marie waren wieder in das Haus des Rathsdieners getreten und hatten die Thüre hinter sich zugeworfen, ohne Honbben's zu gedenken, der neben ihnen gestanden hatte und keine Lust zu haben schien, mit den Franzosen die Stadt zu verlassen. Er eilte im Gegentheile auf die schon ganz nahe herangekommenen Oesterreicher zu, indem er laut rief: „Haltet! ich führe Euch einen andern Weg, daß Ihr den Republikanern zuvorkommt und sie Alle abschneiden könnt.“

Aber sein Ruf ging in dem Krachen des Gewehrfeuers unter. Von beiden Seiten war in einem und demselben Momente eine Gewehrsalve gegeben worden, und lautlos stürzte der

Verräther an beiden Seiten, von Oesterreichischen und Französischen Kugeln durchbohrt, auf das Pflaster nieder. Ueber ihn weg stürmte die Kolonne der nachsetzenden Kaiserlichen, und obgleich der Haß der Bürger gegen die Republik ihnen zu Hülfe kam und die Franzosen, je näher sie dem Thore kamen, ich selbst aus den Häusern von den Einwohnern der Stadt angegriffen sahen, vor einer Schmiede von den mit eisernen Stangen bewaffneten Arbeitern ihnen sogar die Kanoniere an ihren Geschützen erschlagen und die beiden Kanonen abgenommen wurden, so gelang es ihnen doch, glücklich in das Freie zu kommen, wo sie ihre auf den Anhöhen neben der Straße aufgestellten Kameraden an sich zogen und sodann unangefochten ihren Rückzug zu dem Hauptkorps bewerkstelligen konnten.

Aber Aachen war frei, war wieder eine Deutsche Stadt!

Alle Glocken läuteten. Alles drängte sich auf den Straßen, umarmte sich, wünschte sich Glück. Von allen Vierteln zogen die Bürger nach dem Markte, die vom Jakobsthore in Begleitung der zwei eroberten Kanonen, die der eben eingetroffene Prinz von Würtemberg der Stadt zum ewigen Angedenken geschenkt hatte. Der Freiheitsbaum wurde niedergerissen sammt der rothen Mütze, mit der man Karls des Großen Haupt vernunziert, vor dem Stadthause verbrannt und dazu nach der Melodie der Marseiller Hymne ein Spottlied angestimmt, das im Munde des singlustigen niedrigen Volkes lebte und, so derb es war, in dieser Stunde freudiger Aufregung niemand sich

enthalten konnte, im Chore zu begleiten. Und die ehemaligen Klubbisten schrien am lautesten mit:

Uehr Halonke, schlehte Prije,
Kanalje Pack en Schelmevieh!
Für mossen üch hei lije
En böschen ons net reppe mieh.

Wa't ühr mär, ühr franze Bieste,
Hos könt der ongersche Zaldat
Met Koborg üch an de Schwa't,
Datt ühr noh heem mot fieste.

Uehr ärm Zitojengs!
Uehr Lompe-Bataljongs!
Uehr Hong! ühr Hong!
Sed net mieh we'th, als Dreck a gen Schong.

Nur an dem Herrn Lambert, an Agnes und Franz waren die letzten Ereignisse spurlos vorübergegangen. Der Alte saß starr und stumm in seinem Lehnsessel und nur ein leises Bewegen des Kopfes verrieth, daß noch Leben in dem greisen Körper sey. Agnes und Marie standen neben einander am Fenster, die Hände noch verbunden, wie Marie sie beim Abschiede in einander gelegt hatte, aber tief in Gedanken versunken, mit ihren eigenen Gefühlen beschäftigt, sahen sie nichts von Allem, was vor ihren Augen vorging. Lange unterbrach niemand die heilige Stille. Agnes war durch die Offenbarung ihrer Freundin

n eine bange Verlegenheit verſetzt und Franz hatte noch mit em Grame über den Verluſt zu kämpfen. Die lange Stille urde durch den Eintritt des Goldſchmieds unterbrochen, der eine Tochter und ſeinen Vetter abholen wollte, damit ſie das Haus hüteten, weil er nach dem Stadthauſe ginge und ſich mſah, was es Neues gebe. Während er zu dem Herrn Lam- ert trat und ihm die Hand reichte, flüſterte Franz, der wohl ühlte, daß ein längeres Schweigen unthunlich ſey: „Und Du liebſt mich wirklich, Agnes?“

Sie drückte ihm die Hand.

„Und Du, die geſchaffen iſt, ſo ganz glücklich zu werden, Du wollteſt Dein Leben, Dein Heil einem Manne anvertrauen, der nichts hat, als ſeinen ehrlichen, treuen Sinn, nichts — nicht einmal ein freies, ganzes Herz zu bieten hat.“

Agnes wendete ſich zu ihm und ſah ihm vertrauensvoll mit ren hellen, leuchtenden Augen in's Geſicht. „Ich werde den chmerz der Erinnerung zu heilen ſuchen,“ ſagte ſie mit freu- iger Ueberzeugung.

Franz lächelte ihr einen wehmüthigen Dank zu und folgte it ihr dem Eile gebietenden Vater.

„Allein, ganz allein,“ ſeufzte Lambert. Es war das erſte ort, das er ſeit Stunden geſprochen. Aber es war noch kaum er die Lippen, als der Nachbar Goldſchmied wieder in die ube trat und ſagte: „Der alte Rath iſt wieder einberufen d verſammmelt ſich jetzt eben auf dem Stadthauſe. Die Her- eilen ſchon hin.“

Diese Meldung wirkte wie ein elektrischer Schlag. Der Alt fuhr von seinem Sessel auf. Sein Gesicht glänzte in hohe Verklärung. „Der Rath!“ stammelte er und ging mit zittern den Schritten in die Nebenkammer, aus der er bald darauf mit Mantel und Hut bekleidet und in der Hand das Amtsze chen, den Dreizack, haltend, heraustrat. Und plötzlich erschi ein neuer Geist in ihm erwacht zu seyn. Der Kopf war wiede mit der alten Würde zurückgeworfen, der Gang wieder stol und fest wie ehedem und mit kräftiger, siegreicher Stimm rief er:

„Der Lambert geht wieder auf seinen Posten!“

Liebes-Glück und Unglück.

I.

Der größte Dichter und Maler bleibt der Mond. Seine silbernen Strahlen schmelzen das sprödeste Gemüth in weichen Fluß sehnsüchtiger Empfindung um, sein Licht wirft über die trockensten Formen einen zauberhaften Schleier. Wie erst, wenn ihm ein poetischer Sinn entgegenzittert, wenn ein erhabener Bau die Brust in seinen geheimnißvollen Schein taucht! Es war eine milde, süße Nacht. Das stolze Antwerpen, das schimmernde Juwel Belgiens, lag schlummernd zur Seite des leise rauschenden Stromes. Die prächtige Stadt, mit ihren Domen und altehrwürdigen Gebäuden, den Denkmälern einer gewaltigen Zeit, schwamm im Mondlichte, in das die hohen Thürme ihre langen Schatten warfen. Nirgends regte sich ein Laut nur in Pausen tönte von hier und dort ein Glockenspiel durch die klare Luft, das in dieser Stille fast feierlich erklang. Kein Mensch war auf den Straßen zu sehen. Nur auf der Place de Meir hörte man eine laute Stimme. Sie kam aus einem

großen, ansehnlichen Hause. Der Mond, der sich in dem blanken Schilde an der Thür spiegelte, verrieth den Namen des Eigenthümers, des Herrn Wilhelm Verlaenen, eines der reichsten Handelsherrn von Antwerpen. Aber die Stimme klang wie von gewaltigem Zorne, und stach schneidend ab gegen die Ruhe, die überall herrschte.

In der Stube des untern Stockwerks lag ein reizendes Mädchen zu den Füßen eines schon bejahrten Mannes, der sie mit Wuth in den Blicken unsanft zurückstieß, während eine ältliche Frau, deren Gesicht Angst und Schrecken verrieth, sich zwischen sie warf und um Schonung zu flehen schien.

„Erbarmen, Vater," rief das Mädchen, die Hände ringend, „Erbarmen für mich und Edward."

„Nimmermehr! Nenne mir den Namen nicht mehr oder Du hast meinen Fluch."

„Sey nicht so hart gegen sie," beschwor ihn die Mutter zitternd. „Gönne ihr etwas Ruhe. Wir sprechen morgen weiter darüber und ich bin überzeugt, daß dann Marie —"

„Was soll das? Eine undankbare, enkartete Tochter verdient keine Nachsicht. Warum trotzt sie mir, warum schlägt sie den Mann aus, den ich für sie bestimmt habe, den reichsten Mann von Brügge, meinen Neffen, mein Adoptivkind? Und wem zu Liebe? Um eines Fremden, eines elenden Menschen willen, der weder Name, noch Familie, noch Vermögen besitzt. Nachsicht? Sie wäre schlecht angebracht. Kein Wort! Höre mich an, Marie, mein Wille ist unerschütterlich. Karl Rukkens ist

mein Verwandter, der Sohn meines besten Freundes, der mir, als es Noth that, mit Geld und Rath beisprang, eines Mannes, dem ich die Erhaltung meiner Ehre verdanke, der es möglich machte, daß ich meine Verpflichtung erfüllen konnte. Karl selbst reiste vor drei Jahren nach Holland und rettete mir beträchtliche Summen, die mir sonst durch den schlechten Bankerott eines Amsterdamer Hauses verloren gegangen wären, und schützte mich so vor dem schauderhaften Unglück eines Falles. Seine Verbindung mit Dir verschmilzt das Vermögen beider Familien und verschafft mir die einzige Möglichkeit, einen Theil meiner Schuld abzutragen. Die Verbindung ist am Sterbebette des Herrn Suttens verabredet und beschlossen worden. Sie war von je her mein Lieblingsgedanke, mein schönster Traum, und ehe ich ihn aufgäbe, wollte ich Dich lieber todt zu meinen Füßen sehen. Du kennst jetzt meinen Willen. Verschone mich mit Deinen Bittreien. Man umfaßt nicht die Kniee eines Vaters, wenn man ihm so trotzig zuwider handelt. Steh auf! Steh auf! Ich will nichts von dieser Heuchelei wissen. Gehorche, das ist das Beste, was Du thun kannst, für Dich und für mich."

Und damit stieß er seine Tochter zurück, verließ schnell das Zimmer und befahl seiner Frau, ihm zu folgen.

Die Verzweiflung Mariens aber war so ergreifend, daß ihre Mutter nicht sogleich sich von ihr zu trennen wagte; sie hob sie auf, schloß sie in ihre Arme und suchte sie zu beruhigen.

„Sieh nur," sagte sie, „wohin uns Deine thörichte Liebe

führt. Marie, meine gute Marie, beruhige Dich. Willige nur ein, daß Dein Bräutigam, den Du noch gar nicht kennst, Dir vorgestellt werde, und ich verspreche Dir, der Vater wird freundlicher gegen Dich gestimmt."

„Wird's bald? Kömmst Du wohl?" rief Herr Berlaenen heftig aus der andern Stube.

„Ich komme schon, lieber Mann. Sey vernünftig, Marie, und rechne auf die Zärtlichkeit Deiner Mutter."

Sie umarmte noch einmal ihre Tochter und entfernte sich voll Angst über den Zorn ihres Mannes.

Als Marie allein war, stand sie auf und verriegelte die Thür, die zu den Gemächern ihrer Eltern führte, blickte zitternd auf die Uhr, die schon auf halbzwölf zeigte, und sank dann wieder erschöpft auf das Sopha. Die Thränen, die unaufhaltsam ihren Augen entströmten, das krampfhafte Zittern, das sie ergriff, alles verrieth den schweren Kampf, der sie bewegte.

„Was soll ich thun?" flüsterte sie vor sich hin und rang die Hände. Aber immer wieder ließ sie den Kopf sinken, keine Aussicht öffnete sich aus diesem Leiden.

So verging eine lange Stunde. Plötzlich ließ sich ein Geräusch aus einem Gange vernehmen, der aus ihrem Zimmer nach dem Garten führte. Marie schrack zusammen, stürzte aber sogleich nach der Thür und öffnete einem Manne, der, in einen Mantel gehüllt, in das Zimmer trat. Sie warf sich an seine Brust.

Der Fremde mochte etwa dreißig Jahre alt seyn; er war stattlich gewachsen und sein Gesicht regelmäßig. Die dunklen Augen schossen Flammen.

„Nun?“ sagte er leise.

„Keine Hoffnung!“ seufzte sie.

„Sie wollen es also? So mögen sie es haben. Nimm Deinen Mantel und komme.“

„Edward, o mein Gott, was soll ich thun? Das Haus meiner Eltern verlassen, mich auf immer der Verachtung der Welt Preis geben?“

„Gibt es noch ein anderes Mittel, Deinen Vater zur Einwilligung in unsere Verbindung zu zwingen? Bist Du fort, muß er nachgeben.“

„Du kennst ihn nicht, Edward. Er wird mich verfluchen und nichts mehr von mir wissen wollen.“

„Hast Du ihm Alles entdeckt?“

„Ich wäre zu seinen Füßen gestorben, hätte ich ihm meine Schande verrathen.“

„Man stirbt nicht so leicht. Und was willst Du denn? Hier bleiben? Dich Karl Ruttens vorstellen lassen, dem Du bald nicht mehr wirst verbergen können —“

Marie stieß einen Schrei aus. „Du hast Recht,“ rief sie mit erstickter Stimme, „ich muß fliehen, sogleich fliehen. Komm, ich bin bereit.“

„Hast Du Dein Geld, Deinen Schmuck genommen.“

„Nichts. Alles, was hier ist, gehört meinem Vater.“

„Doch nicht das, was er und Deine Mutter Dir geschenkt haben.“

Der Fremde öffnete einen Schrank und nahm den Schmuck und die Börse heraus, die sich darin befanden. Darauf reicht er Marien den Arm.

„O Gott!“ stöhnte sie. Ihre Augen starrten wie verwirrt umher und die Hände preßten die brennende Stirn.

Einige Minuten später und die Lampe brannte nur noch in einer leeren Stube.

II.

Sechs Monate waren vergangen. Es war zu Brüssel, in einem kleinem Hotel garni in der Straße Notre Dame. Ein junger Mann trat eben hinein und verlangte von der Wirthin den Schlüssel zu seinem Zimmer.

„Hier ist ein Brief von Brügge an Sie,“ sagte die alte Frau

„Geben Sie her, Frau Migure.“

„So warten Sie doch. Ich habe Ihnen noch viel Neues zu erzählen.“

„Ich habe heut keine Zeit.“

„So, und doch wollten Sie immer etwas von Madame Livingston wissen? So sollen Sie es auch nicht erfahren.“

Der junge Mann blieb stehen; eine leichte Röthe überflog sein Gesicht.

„Wie!“ sagte er. „Ist sie wieder nach dem Hotel gekommen?“

Frau Migure verließ ihre Stube, sah sich erst auf der Treppe um, ob auch niemand lausche und zog dann den jungen Mann bei Seite.

„Ach, lieber Herr Ruttens,“ sagte sie, „das ist ein wahrer Jammer. Sie wissen, daß der schändliche Mensch, ihr Mann, sie eben, wie sie ihrer Entbindung nahe war, fortgejagt hat. Heute kömmt das arme Weib wieder, das Kind auf den Arm, das unschuldige Ding, das der Tiger von Engländer noch nicht einmal gesehen hat. Sie steigt hinauf und denken Sie sich, ich glaube, er hat sie nicht einmal hereingelassen. Herr Livingston will nicht aufmachen, und ich vermuthe gar, er ist nicht einmal allein. Denn ich sehe jetzt immer Leute, auch Frauenzimmer heraufgehen, die nach nichts Rechtem aussehen. O die Männer, die Männer! Aber wenn ich könnte, der sollte es mir bezahlen.“

Ruttens hatte dem Anscheine nach ruhig zugehört. Aber wer ihn genauer betrachtet, hätte sehen können, wie er vergebens seine Bewegung, seinen Schmerz zu verbergen suchte. So wie Frau Migure aufgehört hatte, sprang er hastig die Treppe hinauf. Aber auf dem Flur des ersten Stocks stieß er fast gegen eine Frau, die auf dem Boden saß, mit dem Rücken gegen eine Thür gelehnt, bleich, abgezehrt, in ärmliche Kleider gehüllt und ein Kind auf den Knieen. Als sie ihn erblickte, stöhnte sie laut auf und schlug beide Hände vor das Gesicht. Ruttens

wollte sie anreden, aber er ahnte ihren tiefen Schmerz und zog sich in sein Zimmer zurück. Der Antheil, den er an ihr nahm, trieb ihn jedoch an die Thür, um Acht darauf zu geben, was vorgehen würde.

Die Frau klopfte wieder leise an die Thür.

„Edward," sagte sie mit zitternder Stimme, „mach auf. Marie, die Mutter Deines Kindes beschwört Dich darum."

Alles blieb still. Keine Antwort.

Der Elende hatte die unglückliche Marie wirklich verstoßen, nachdem sie von Madame Verlaenen einen Brief erhalten worin sie ihr anzeigte, daß ihr Vater sie enterbt habe, und ihr verbiete sich je wieder vor ihm blicken zu lassen. Herr Verlainen — Marie wußte nur zu gut — war unerschütterlich, wenn er einmal etwas beschlossen hatte. Madame Verlaenen versprach zwar, sie werde ihre Tochter nie ganz verlassen und sie zu unterstützen suchen, aber das genügte dem Herrn Edward Livingston nicht, der auf eine reiche Heirath spekulirt und in Marie nur die glänzende Mitgift gesehen hatte. Er hatte durch seine Entführung dem Vater Mariens die Einwilligung abzutrotzen geglaubt, aber sich geirrt. Sobald er dies erkannte, sobald er wußte, daß Marie ihm nur eine Last, kein Gewinn seyn werde, war er auch sogleich entschlossen, sich ihrer zu entledigen. Der Schmuck Mariens war bald durchgebracht, zuerst deutete er ihr an, sie thue besser, wenn sie zu ihren Eltern zurückkehrte, und da sie sich weigerte, überschüttete er sie mit Mißhandlungen. Marie trug alles mit Engels-

duld, als Strafe ihres Vergehens. Als auch das nicht frucht-
te, schritt der Bösewicht zum Aeußersten und stieß sie mit
ewalt aus dem Hause.

Marie war Mutter geworden. Kaum hatte sie wieder Kraft
nug, zu gehen, so kehrte sie zu ihrem Verführer zurück, sein
itleid anzuflehen.

„Edward," rief sie von Neuem, „antworte! Willst Du Dein
ind nicht sehen?"

In diesem Augenblick öffnete sich endlich die Thür. Eine
rau trat aus dem Zimmer Edwards und fragte mit frecher
iene: „Was wollen Sie? Was schreien Sie nach meinem
anne?"

Die junge Frau starrte sie sprachlos an.

„Ihr Mann?" sagte sie endlich. „Wohnt hier nicht Herr
dward Livingston?"

„Allerdings."

Ein Mann näherte sich der Thür. Edward trat heraus.

„Das wird unerträglich," sagte er mit Härte. „Ich habe
hnen verboten, wieder zu kommen. Sie entfernen sich sogleich
us dem Hotel, Madame, und lassen sich nicht wieder sehen,
lange ich hier wohne."

Marie war, wie krampfhaft, aufgesprungen. Sie wollte das
hte versuchen. „Edward," sagte sie, und hielt ihm ihr Kind
n, „Edward, es ist unser Sohn. Du kannst ihn nicht zurück-
ßen."

„Ich kenne weder Sie, noch Ihr Kind."

Das war zu viel. Karl, der alles gehört hatte, stürzte in seinem Zimmer und sagte zu Edward:

Haben Sie denn gar kein Gefühl! Wie! Sie haben die arme, unglückliche Frau verführt, und geben sie nun ohne Erbarmen dem Elende Preis!"

Edward zitterte vor Wuth. „Ich begreife nicht," sagte er, „wie Sie sich in Sachen mischen können, die Sie nichts angehen. Entfernen Sie sich oder ich werde Ihre Anmaßung zu züchtigen wissen."

„Sie sind ein Schurke!"

Marie hörte nichts mehr. Ohnmächtig sank sie auf die Stufen der Treppe. Als sie wieder zu sich kam, lag sie in den schrecklichsten Phantasien. Ein hitziges Fieber tobte in ihren Adern und erst viele Tage später, während deren sie mehr als einmal am Rande des Grabes geschwebt hatte, erkannte sie, daß sie sich in Karls Zimmer befand, und daß sie und ihr Kind auf das Sorgfältigste von Frau Migure gepflegt worden.

III.

Sobald Marie wieder zum Bewußtseyn gelangt war, erfuhr sie von der Wirthin, daß die beiden jungen Männer sich geschlagen hatten. Karl Ruttens war verwundet worden und Edward hatte das Hotel verlassen. Karl hatte Marie in sein Zimmer schaffen lassen und die Wohnung Edwards bezogen. So lange Marie in Gefahr war, hatte er ihr Bett nicht verlassen

ie an seine eigene Wunde zu denken, und Tag und Nacht
it der Frau Migure bei ihr gewacht.

Als die junge Frau sich wieder etwas hergestellt fühlte, er-
lärte sie, daß sie das Hotel verlassen werde, da sie nicht län-
r einem Fremden zur Last fallen könne.

„Und wo wollen Sie hin?" fragte Karl. „Bleiben Sie we-
stens, bis ich Ihnen irgendwo eine passende Arbeit verschaf-
kann, die Sie und Ihren Sohn ernährt."

Karl fühlte zart genug, um ihr selbst das Drückende seiner
roßmuth ersparen zu wollen, und ließ ihr ins Geheim die
ikereien, für die er ihr Aufträge besorgt, mehr als den
ppelten Werth bezahlen.

Erst spät und zufällig erfuhr sie den Namen ihres Wohlthä-
s. Es war der härteste Schlag von allen. Er, dessen Hand
einst ausgeschlagen, um dem schändlichen Edward zu folgen,
r Verwandter, mußte sie jetzt in einer solchen Lage finden.
s war ein schwerer Kampf, den sie mit sich zu kämpfen hatte.

„Karl," sagte sie, „Sie haben mich getäuscht, und ich kann
tzt nicht mehr hier bleiben. Sie selbst werden es fühlen, wenn
h Ihnen meinen Namen nenne. Ich bin Marie Verlaenen."

„Ich wußte es, theure Cousine," sagte er mit einem trüben
cheln.

Marie wollte fort. Aber den dringenden Bitten Karls, den
rstellungen der Frau Migure war nicht zu widerstehen. Sie
te den Muth nicht, die letzte Stütze von sich zu stoßen, die
auf der weiten Welt geblieben war.

So saß sie eines Abends allein an der Wiege ihres Kindes, als der Wächter hereintrat und ihr einen Brief übergab.

Er war von ihrer Mutter. Sie drückte ihn an ihre Lippen, öffnete ihn und las:

„Dein Vater wird nie einer Tochter verzeihen, die das elterliche Haus verlassen hat, aber auf meine Unterstützung hättest Du immer rechnen können. Ich bin nach Brüssel gekommen, um es meinem Kinde selbst zu versichern, um es zu trösten, es in meine Arme zu schließen. Aber was mußte ich hier hören! Gerechter Gott, nicht genug mit Einer Verirrung verläßt Du auch den Vater Deines Kindes, ihm, dem Du alles geopfert hast, Deine Eltern, Deine Zukunft — und warum? — um einem andern Unbekannten zu folgen, mit ihm unter Einem Dache zu leben! Muß denn immer der erste Fehltritt zum Abgrunde führen? Dein Vater hat Recht und ich trete ihm jetzt bei. Auch ich will nichts mehr von einer Tochter wissen, die so sehr allem Ehrgefühl, aller Schaam entsagt hat. Ich sage mich los von Dir und bin Deine Mutter nicht mehr.

„Louise Verlaenen."

Marie war erstarrt und sprachlos.

„Sie haben Recht," seufzte sie endlich. „Alle haben Recht. Nach dem Verrath Edwards blieb mir nichts, als der Tod. Ich hätte ihn sogleich suchen müssen. Ich darf nicht mehr hier bleiben. Ich muß fort."

Marie nahm ihr Kind und eilte fort. Unten begegnete sie der Wirthin, die vor ihrem Aussehen zurückschrack.

„Mein Gott, wo wollen Sie hin, so spät, und in dem Wetter."

„Ich muß," antwortete sie. „Der Brief ruft mich zu einer Person, die mich augenblicklich erwartet."

„Aber es gießt in Strömen. Wollen Sie Ihr Kind diesem Sturme Preis geben?"

„Ich fürchte das Wasser nicht," sagte Marie mit bitterm Lächeln und fester Stimme. „Aber mein Kind! Sie haben Recht, Frau Migure. Bewahren Sie es bis zur Rückkehr des Herrn Ruttens und übergeben Sie ihm das Billet, das ich sogleich schreiben will."

„Sie weinen ja. Mein Gott, so beruhigen Sie sich doch und warten Sie ab, bis Herr Ruttens wieder da ist."

„Es ist nichts, Frau Migure. Ich danke Ihnen."

Marie schrieb schnell einige Zeilen, die sie zusiegelte und der Wirthin übergab. Noch einmal drückte sie krampfhaft ihr Kind an die Brust und eilte dann schnell die Montagne de la Cour hinab.

Die Wirthin sah ihr lange kopfschüttelnd nach. „Da steckt etwas dahinter," sagte sie, „Ich wollte, Herr Ruttens wäre da."

Aber er kam diesmal nicht so früh zurück, wie gewöhnlich, und die Nacht sank immer tiefer und dunkler herab, ein kal-

ter Wind pfiff durch die Straßen und jagte Ströme von Nebel vor sich her.

Endlich kam Karl. Die Wirthin übergab ihm das Billet. Es enthielt nur folgende Zeilen:

„Karl!

„Verlassen Sie mein Kind nicht, bis Sie es in die Arme meiner Mutter gelegt haben. Sie thun es, ich weiß, Sie thun es. Auch sie verläßt mich; Ihretwegen denkt sie Böses von mir und verachtet mich. Karl, beten Sie für mich und erfüllen Sie die letzte Bitte der unglücklichen

„Marie."

Karl stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„O Gott, sie ist todt!" rief er, sich verzweiflungsvoll vor die Stirn schlagend.

„Jesus!" schrie Frau Migure, „meine Ahnung!"

„Wo ist sie hin? Welchen Weg hat sie genommen?"

„Dort, die Madeleine hinab, nach der untern Stadt."

Karl lief wie wahnsinnig nach, und Frau Migure sank erschöpft in einen Stuhl.

IV

Karl war seiner Sinne nicht mächtig. Die Ruhe, welche sonst in seinem ganzen Wesen vorherrschte, hatte der furchtbarsten Aufregung Platz gemacht. Die Häuser, die Wagen, alles flog an ihm vorüber, ohne daß er etwas bemerkte. Man

todt. Es war der einzige Gedanke, der ihn erfüllte. das einzige Bild, das seinen Augen vorschwebte.

Endlich hatte er den Kanal erreicht. Dort mußte sie seyn. Er stieß auf einen Mann.

„Haben Sie eine junge Frau mit Hut und Mantel gesehen? fragte er zitternd.

„Sie war eben am Bassin," antwortete der Mann kurz und ging seines Weges.

Karl lief athemlos weiter. Angestrengt blickt er in die Nacht und sah nichts. Niemand war am Bassin. Er war bis zur schmalen Brücke gekommen, die das Bassin von einem der kleinen Kanäle trennt. Er bangte, daß er eine falsche Richtung eingeschlagen habe. Bebend lehnte er an einen Stein. Eine einzelne Laterne, die sich im Winde schaukelte, warf plötzlich einen schwachen Schimmer über den Platz. Er erblickte eine Frau, die auf einem der über das Wasser gestreckten Balken mehr lag, als saß. Es war Marie.

Nur von ihren Todesgedanken eingenommen, hörte sie nichts, sah sie nichts. Sie gehörte schon der Welt nicht mehr an.

Karl starrte sie einen Augenblick an, ehe er selbst zur Besinnung kommen konnte. Aber als er sah, wie sie sich erhob, und einige Schritte machte und hinabblickte in das Wasser, wie um seine Tiefe zu ergründen, sprang er, sich plötzlich ermannend, auf sie zu, und ergriff sie beim Kleide. Erschrocken wendete sie sich um, erkannte ihn und sank zu seinen Füßen.

„Was thun Sie hier, Marie?“ fragte er mit einem Tone, in den sich Liebe und Tadel mischte.

„Ich suche ein Mittel gegen meine Leiden. Aber ich habe keinen Muth. Der eisige Tod entsetzt mich. Ich habe gezögert und nun —“

„Unglückliche! Und Ihr Sohn und Ihre Mutter!“

„Mein Sohn? Er wird mir einst fluchen. Meine Mutter haßt, verläßt mich. Die Welt verachtet mich. Für wen soll ich leben? Ich muß sterben.“

„Nein, nein,“ sagte er, sie an sich ziehend. „Der Sturm hat Dich geknickt, aber ein Sonnenstrahl kann Dich wieder aufrichten. Gott verläßt Dich nicht. Er hat Dir in mir einen treuen Freund gegeben. Was kümmert mich das Urtheil der Welt? Du bist mein, Dein Sohn wird mein Sohn seyn. Niemand wird an Deiner Ehre zweifeln, wenn Du an meinem Arm erscheinst. Marie, schlägst Du die Hand eines Mannes aus, der Dich liebt, Dich verehrt?“

Marie gab keine Antwort. Sie lag besinnungslos in Karls Armen.

Alles war öde, weit und breit keine lebendige Seele. Der Sturm heulte über das Wasser. Der Regen fiel noch immer kalt und schaurig herab. Und doch waren hier zwei Glückliche, die nichts fühlten von der Wuth des Ungewitters.

V.

Drei Wochen später hielt ein Wagen auf dem Meirplatze zu

Antwerpen, vor dem Hause des Herrn Verlaenen. Ein Mann und eine Dame, deren Gesicht von einem schwarzen Schleier bedeckt war, stiegen aus und verlangten den Hausherrn zu sprechen. Im Wagen hatten sie eine Dienerin gelassen, die ein schlummerndes Kind auf ihrem Schooße wiegte.

„Herr und Madame Ruttens," meldete der Bediente, indem er die Thür des Empfangzimmers öffnete.

„Ich reise," sagte Karl, „wahrscheinlich auf einige Jahre nach Deutschland, will Ihnen aber zuvor meine Frau vorstellen, da ich nie vergessen kann, daß Sie mein zweiter Vater sind."

„Wie!" rief Madame Verlaenen mit schmerzlichem Erstaunen, „Sie sind verheirathet?"

„Sie hätten mich vielleicht erst um Rath fragen sollen," sagte Herr Verlaenen bitter, „ehe Sie einen solchen Schritt thaten, aber ich habe es gelernt, mich über nichts mehr zu verwundern und zu betrüben. Uebrigens bringt mir Ihre Klugheit für die Wahl, die Sie getroffen. Sie wissen, daß ich einstmals andere Absichten mit Ihnen gehabt hatte. Aber der Himmel hat es anders gewollt. Nehmen Sie dennoch meine besten Wünsche für Ihr künftiges Glück an."

Die junge Frau kniete nieder vor ihm und hob den Schleier auf, der sie bis jetzt bedeckt hatte.

„Marie!" riefen Herr und Madame Verlaenen zugleich.

„Nicht mehr Marie," sagte Karl, „sondern Madame Ruttens, die Mutter des Kindes, das ich adoptirt habe. Sie müs-

sen das Geschehene vergessen, Vater, und nur Eine Familie mit uns machen. In drei Jahren sehen wir uns in Brüssel wieder, denn wir verlassen Antwerpen auf immer. Aber wollen Sie vor unserer Abreise nicht Ihre Tochter umarmen, die Gattin des Schwiegersohnes, den Sie selbst gewählt haben."

Herr Verlaenen schwankte noch; aber die Thränen traten ihm in die Augen. Er beugte sich herab zu Marien und zog sie an seine Brust.

„Möge sie Dich glücklich machen, Karl. Es ist die einzige Bedingung, unter der ich ihr einst verzeihen kann. Der Himmel möge den Fluch zurücknehmen, den ich über sie herabgeschworen, wie ich ihn jetzt zurücknehme und wie ich Dich segne, mein Sohn, der Du uns zum zweitenmale vor der Schande errettest."

„Karl!" riefen Mutter und Tochter und schlossen ihn in ihre Arme.

Er war überreich belohnt!

Der Mäßigkeitsverein.

I

„Du willst nicht beitreten, Vetter!“ fragte Herr van Huysum.

„Nein, Ohm,“ antwortete Hendrik. „Erlaßt mir das, es ist gegen meine Grundsätze.“

Ein junges Mädchen, das im Zimmer saß und die Füße über einem blanken Kohlenbecken hielt, sprang wie ärgerlich von ihrem Stuhle auf und legte den Kopf an die Fensterscheiben, auf die der Frost die schönsten Blumen gemalt hatte. Draußen stürmte und schneite es, daß man sich desto behaglicher in der festen, warmen Stube befand.

„Und Deine Ursachen, junger Herr?“ fragte der Alte und blies immer dickere Wolken aus seiner irdenen Pfeife.

„Die Ursachen?“ antwortete der junge Mann, betrübt nach dem Mädchen hinschauend, das ihm unwillig den Rücken kehrte und die Achseln zuckte. „Schenkt sie mir, Ohm. Wenn Euch das Ding Spaß macht, ich gönne es Euch, aber laßt jedem seine Ansichten darüber.“

„Das heißt," antwortete der Alte immer böser, „Ihr haltet Euch für klüger, wie der Ohm, und meint, den könne schon noch ein Steckenpferd reiten, über das ein Studirter, wie Ihr, lange erhaben seyd. Das junge Volk weiß ja jetzt Alles besser, und ist so verdorben, daß es gar nicht einmal leiden will, daß die Welt sich bessere."

„Und glaubt Ihr es damit zu erreichen?"

„Jawohl, myn Heer! In der Sittenlosigkeit des Volkes liegt der Kern des Uebels, von dem alles Unglück über die Welt ausgeht. Wäre das Volk moralischer, so wären alle die Gräuel nicht vorgefallen, die alle Staaten betroffen haben. Hier steht es," auf ein großes Papier schlagend, „die Moral ist die Stütze des allgemeinen Wohles, die Moral aber wird durch die Ausschweifung untergraben."

„Wer läugnet das?" erwiederte der Neffe. „Ich meine nur, daß die Mittel dazu verkehrt angegriffen werden. Ich bin so gut, als einer, überzeugt, daß nichts von Bestand seyn kann, was nicht auf ein moralisches Prinzip begründet ist, und daß allen Verwirrungen und Umwälzungen der Staaten für immer vorgebeugt würde, wenn es möglich wäre, durch alle Klassen eine gesunde Moral zu verbreiten. Wo überall gleich hohe Sittlichkeit herrscht, kann kein Sturm entstehen, der eben nur eine Folge der Verrückung der Elemente, ein Kampf zwischen feindlichen Bestandtheilen ist, und der nicht bloß faule, sondern auch gesunde Stämme entwurzelt, ehe es zur Ruhe kommt. Ich bin so gut, wie einer, ein Feind aller solcher Orgien,

ich wünschte nichts sehnlicher, als daß sich die höchste Vollkommenheit durch ein ruhiges Fortschreiten erreichen ließe."

„Also!"

„Nur zweifle ich, daß das bloß auf diesem Wege zu erlangen sey, vielmehr glaube ich, daß man dieses mit Unrecht als Hauptmittel betrachtet und überhaupt das Kind mit dem Bade ausschüttet."

„Ich sehe schon, er gönnt mir nicht, daß ich auch etwas geworden bin. Es ärgert ihn, daß der schlichte Ohm auch etwas bautet. Nun ja, ich halte etwas darauf, daß ich auch Mitglied eines Vereins bin, der mich im ganzen Dorfe allein zum Provisor und Bekehrer gemacht hat, und ich will dafür thun, was ich kann, und wer nicht mit mir ist, ist gegen mich."

„Ihr seyd Mitglied des Mäßigkeitsvereins von Alkmar geworden, und sollt Theilnehmer dafür auch in unserm Dorfe beiso anwerben. Wenn es Euch Freude macht, warum soll es mir nicht auch lieb seyn? Nur verargt es mir nicht, daß ich nicht solchem Werth darauf lege, wie Ihr, rechnet es mir nicht übel an, daß Eure Versuche bei mir gescheitert sind. Ich kann mich nun einmal nicht von dem Nutzen überzeugen. Wenn die Gesellschaft bloß bei dem Buchstaben ihres Namens stehen bliebe, so ließ ich es mir gefallen, und ich glaube selbst, daß sie dann Gutes stiften könnte. Aber sie ist unmäßig in ihrer Mäßigkeit. Sie will nicht beschränken, sondern gleich Alles abthun. Und das ist nicht gut. Ich halte Trunkenheit, das

heißt nicht einen gelegentlichen zufälligen Rausch, sondern
Laster des fortgesetzten übertriebenen Trinkens für kein ge
geres Laster, als Ihr, das nicht bloß für den Augenblick
leidenschaftlichen Ausbrüchen führen kann, sondern das
ganzen Menschen verdirbt, das Wohl seiner ganzen Umge
untergräbt und so immer weiter wirkt. Denn ein Laster ist
ein Oelfleck auf einem Blatt Papier, es greift immer we
um sich und es ist kein Mittel, als schnell ein Stück abzu
ßen, um den Rest zu retten. Aber zwischen trunken sein
trinken, ist ein Unterschied. Warum wollt ihr dem armen M
das einzige Labsal und Erfrischungsmittel, das er hat,
rauben? Der Schnitter, der in der Hitze des Sommers
schwere Arbeit verrichtet, der Fischer, der im kalten Wa
watet, warum ihm diese einzige Erquickung entziehen?
ließe mir gefallen, wenn man einen Preis auf Mäßigkeit s
auf irgend eine Weise den Trunkenbold zu isoliren suchte.
freilich müßten denn die vornehmen Klassen mit gutem
spiele vorangehen. Wie kann man sonst auf das Volk wirk
Der gemeine Mann wird immer antworten, ihr habt gut
Branntwein in die Acht zu erklären, ihr trinkt Wein,
tauschten auch gern, könnten wir es nur bezahlen. Verbre
mehr Bildung und Religion unter das Volk und das Ue
wird sich von selbst finden. In den Beiden liegt der eigent
Lebenskeim für das Wohl der Menschheit; Unmäßigkeiten
nur die Hitzblattern der Verzweiflung, des Elends, der
gültigkeit gegen unsere Pflichten; sie vergehen schon,

enſch zum Bewußtſeyn ſeines Berufes kömmt. Gute Schu-
n, gute Kirchen ſind beſſer, als alle ſolche Vereine.

„Katharina, bring das Frühſtück," ſagte Herr van Huyſum
d rückte ſeinen Stuhl ärgerlich von dem Vetter weg.

Das Mädchen eilte hinaus und warf im Vorausgehen dem
nſin Hendrik einen ſtrafenden Blick zu. Der Vetter ließ be-
ßt den Kopf ſinken. Der Alte ſtopfte ſich die Pfeife und
lt ſie über das neben ihm ſtehende Gefäß mit glühenden
rfohlen. In ſeinem Aerger blies er die Backen ſo auf, daß
Aſche umherflog und die Pfeife nicht brennen wollte. Er
rmelte ein Gott verdamm! vor ſich hin, und nahm den bren-
den Fidibus an, den ihm Hendrik währenddeß im Ofen
gezündet hatte. Er bedankte ſich aber nicht, ſondern kehrte
n gleich wieder den Rücken.

Katharina kam indeß mit dem Kaffee herein, legte das glän-
dweiſe Tiſchzeug auf und ſtellte die Taſſen in Ordnung.
s einem Schränkchen holte ſie eine Flaſche Genever und
äſer herbei.

„Alſo das iſt doch nicht verpönt?" ſagte Hendrik lächelnd,
enkte ſich ein Glas voll und wollte auch das des Oheims
llen.

„Ich will Euch zeigen, daß ich mit gutem Beiſpiel voran-
hen kann," antwortete der Alte ſtolz und ſchob die Flaſche
ück. Ein leiſer Seufzer folgte jedoch der heroiſchen Entſa-
ung.

„Nehmt doch nur, es ſieht es ja keiner. Ihr ſeyd es ge-

wohnt, und wißt, daß es bei unserm Klima beinah unmen[schlich] lich ist."

„Und wenn es keiner sieht, Herr Naseweis, ich [sehe es] doch nicht. Ein für allemal, ich mag die superklugen [Leute] nicht, die andere immer über die Achseln ansehen. Ich bra[uche] keinen Rath und keine Belehrung, und weiß schon selber, [was] mir recht ist. Ich lasse mich von niemanden hofmeistern, [ich] will nun einmal meinen Kopf aufsetzen. Der Mäßigkeitsver[ein] soll sehen, was er an mir für ein Mitglied hat, und das ganze Dorf muß mir beitreten. Ich kann Ihn schon entbehren."

„Das Dorf wird Ihnen zu Liebe beitreten, weil es viel [Gutes] Ihnen verdient, aber außerdem sich doch darüber lustig [machen]."

„Das wollen wir sehen. Gott befohlen! Ich brauche kei[nen] Rechthaber in meinem Hause."

Hendrik nahm ärgerlich seinen Hut und verließ das Zimm[er]. Katharina begleitete ihn hinaus.

„Schickst Du mich auch fort?" sagte er, sich an der [Thür] umwendend und ihr betrübt in die dunkeln Augen blickend.

„Ich kann auch keinen Rechthaber brauchen!" antwortete [sie] schnippisch.

Er hielt ihr bittend die Hand hin. Aber sie nahm sie nic[ht].

„Was!" sagte sie hastig. „Ist das Liebe? Der Vater [ist] die beste Seele von der Welt und meint es so gut mit [Dir] und mit uns, und Du kannst ihm nicht die kleine Freude [ge]sen? Wenn er sich etwas auf das dumme Zeug einbildet,

Du ihn denn lächerlich machen und Deine Weisheit auskramen. Was hätte es Dir geschadet, wenn Du Dich hättest von ihm anwerben lassen. Aber so seyd Ihr Alle. Eure Eitelkeit geht Euch über Alles, und wenn Ihr etwas besser wißt, so müßt Ihr es auch durchfechten, und wenn Ihr dabei auch mit dem Kopfe anrennt. Bei aller Klugheit sind sie doch nicht so klug, um Alles zu denken, und hernach bereuen sie es. Ich mag keinen Liebhaber, der so leicht seine Liebe vergißt."

„Katharina!" seufzte der Vetter.

„Ich bin des Vaters gehorsame Tochter und der ist eigensinnig genug, mich jetzt dem ersten besten Mäßigkeits-Kandidaten zu versprechen. Und wer weiß, ob nicht ein nüchterner Mann besser ist, als einer, der kein Maaß halten und nicht einmal seine Zunge beherrschen kann."

Hendrik wendete sich verletzt um und öffnete die Thüre.

„Lebe wohl!" sagte er mit erstickter Stimme.

„Lebe wohl!" sagte sie. Aber wie er ihr den Rücken wandte, umfaßte sie ihn von hinten, drehte ihm den Kopf herum, drückte einen Kuß auf seinen Mund, stieß ihn zum Hause hinaus und warf die Thür in's Schloß.

Hendrik ging glücklich nach Hause.

II.

Hendrik wohnte bei seiner Mutter, einer Halbschwester des reichen Herrn van Huysum, die aber nicht in den glänzendsten Umständen lebte. Van Huysum hatte sich, ohne je sein Dorf

verlassen zu haben, theils durch Erbschaften, theils durch
nige glückliche Spekulationen ein Vermögen erworben, das i
nicht allein zum einflußreichsten Manne von Heilo mach
sondern ihn selbst in jeder Stadt für einen reichen M
hätte gelten lassen. Seine Frau war ihm früh gestorben,
hatte ihm nur die eine Tochter hinterlassen, die er zärtlic
liebte. Er war von Herzen gut, aber von schwachem Karak
der sich leicht leiten ließ, aber auch, wie gewöhnlich, zu
ten in Eigensinn ausarten konnte, wenn man ihn die frem
Ueberlegenheit sehr empfinden ließ. Gegen seine Schwester,
Mutter Hendriks, war er aufmerksam, ohne daß das Verh
niß irgend eine Innigkeit angenommen hätte. Sie ha
zu viel Schärfe des Verstandes, als daß ihm der Umgang
ihr willkommen gewesen wäre. Doch war es selbst sein Wunsch
gewesen, seine Tochter mit ihrem Sohne zu verbinden, wen
sich sonst eine Neigung zwischen den beiden jungen Leuten en
wickeln sollte.

Zwischen Hendrik und Katharina hatte sich aber von Kin
heit an ein inniges Verhältniß angesponnen, das mit Jahre
nur noch an Kraft zunahm. Hendrik hatte die Schule von
Alkmar, später die Universität von Gröningen bezogen un
erwartete mit jedem Tage seine Anstellung als Prediger, na
welcher er seine Cousine zum Altar zu führen dachte. Ab
währenddeß hatte er den Karakter seines Oheims aus den Au
gen verloren, zum Theil auch selbst etwas Einbildung auf sei
eigenes Urtheil angenommen, so daß er bei seinem letzten Be

he im Dorfe den Vater seiner Geliebten noch mehr verletzt te. Der Streit wegen des Mäßigkeitsvereins war nicht der tigste, aber er genügte, das Maaß voll zu machen. Herr Huysum war ernstlich aufgebracht über seinen Neffen und te die begütigenden Worte, welche Katharina versuchte, nicht anhören.

„Nichts da!" antwortete er in einem fort, „ich will nichts r von ihm wissen. Wenn er Geld von mir haben will, so ich es ihm nicht abschlagen, aber mein Schwiegersohn d er nicht."

Katharina schüttelte mit dem Kopf und lächelte verstohlen.

„Lache Du nur," fuhr er immer erhitzter fort. „Es wird nichts daraus. Wenn er schon als Liebhaber so mit mir geht, wie wird er mich erst behandeln, wenn ich ihm Alles eben habe, was ich ihm geben kann. Und was hast Du n für ein Loos bei einem solchen Trotzkopf zu erwarten? Ich l jemand haben, der mich in meinen alten Tagen respektirt, r mir nicht durch Aerger mein Leben verkürzt."

„Er wird es wieder gut machen."

„Der? Nimmermehr. Laß ihn nur erst Pastor seyn, dann ß er gar nicht mehr, wie er den Kopf tragen soll und sieht Alle über die Schultern an. Ich suche mir einen Eidam, es redlich mit mir meint und Dich glücklich machen wird."

„Doch nicht wider meinem Willen!" sagte Katharina und te ihren Vater. „Das kannst Du ja gar nicht."

Hendrik war seit seinem Zanke mit dem Oheim nicht mehr

in dessen Haus erschienen. Doch hatten sich die beiden Liebenden mehrmals bei seiner Mutter gesehen, wo es nie ohne Zank und Versöhnung abgegangen war. Katharina machte dem Vetter Vorwürfe darüber, daß er sich so unklug gegen ihren Vater benommen. Er nahm ruhig ihren Tadel hin und antwortete nur, er könne nicht gegen seine Ueberzeugung sprechen. Er hatte keine Ahnung gehabt, daß ein so geringfügiger Gegenstand ihm das Herz des Verwandten abwendig machen könne. Er war zugleich zu stolz, bei seinem Oheim wieder einzulenken, und zu niedergeschlagen, die Sache leicht aufzunehmen. Wenn Katharina ihn gehörig ausgezankt hatte, mußte sie am Ende ihm wieder Muth einsprechen und sich heiterer stellen, als sie zuweilen selbst war.

Eines Tages war sie nicht gekommen. Hendrik war wie ohne Kopf herumgegangen und dachte sich das Schlimmste. Bald fürchtete er, sie sey krank, bald, sie liebe ihn nicht mehr. Den andern Morgen duldete es ihn nicht mehr in seinem Zimmer. Er ließ seine Scheu fahren und lief spornstreichs nach dem Hause des Oheims. Unten war niemand, den er fragen konnte. Er sah im Geiste Katharina auf dem Krankenbette und stürmte in die Wohnstube. Herr van Huysum stand vor dem Wandschrank und ließ vor Schreck eine Flasche fallen die er in der Hand hielt. Der Inhalt ergoß sich über den Fußboden und verbreitete einen starken Wachholdergeruch.

„Was gibt es?“ fuhr der alte Herr auf.

„Ich — ich glaubte," stotterte Hendrik, der selbst erschrok ken war, „genirt Euch nicht."

„Ich wollte die Flasche aus dem Hause schaffen," sagte van Huysum, der sich auch gefaßt hatte, „denn es soll mir kein Tropfen Spiritus mehr in meine vier Pfähle kommen."

„Was braucht Ihr Euch zu entschuldigen? Und wenn Ihr noch ein Glas hättet trinken wollen!"

„Was soll das heißen?" fragte der Alte, indem er sich abwendete, weil er fühlte, daß er roth wurde.

„Ihr habt ja das Glas noch in der Hand."

„Das Glas!" antwortete der Oheim verlegen. „Das Glas — das — das sollte auch fort. Aber was wollt Ihr?"

Katharina war über den Lärm hereingekommen. Hendrik warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu. Sie ging an ihm vorüber, um die Glasscherben aufzuheben und flüsterte ihm bloß zu: „Ich konnte nicht."

„Jetzt nichts mehr," erwiederte der junge Mann und empfahl sich.

Katharina begleitete ihn bis zur Thüre und sagte: „Adieu, Vetter, wir fahren heut auf ein Paar Tage nach Alkmar. Leise, ohne daß der Vater es hören konnte, fügte sie hinzu: „komm nach!"

III.

Alkmar ist trotz seines Alters eine sehr freundliche Stadt, voll interessanter Gebäude. Aber an dem Tage, wo Hendrik die

Hauptstraße auf und ab ging, schien er keinen Sinn für die Herrlichkeiten zu haben, die sich seinem Blicke darboten. Sie die alte Laurentiuskirche mit ihren zierlichen Colonnaden vermochte seine Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen und verwandte das Auge nicht von einem gewöhnlichen Hause, das nichts weiter war, als der Gasthof zur Doele, der aber eine eigene Anziehungskraft auf ihn auszuüben schien.

Er starrte eben nach einem Fenster des ersten Stockwerks hin, als ihn plötzlich jemand auf die Schultern schlug, daß er erschrocken zusammenfuhr und ein Paar Schritte zurück sprang.

„Träumer!" sagte lächelnd ein junger Mann, der ihm, ohne daß er es merkte, so nahe gekommen war und reichte ihm die Hand.

„Dujvel!" rief Hendrik verwundert aus und drückte dem Andern die Hand. „Wo kommst Du hieher?"

„Ganz natürlich. Ich bin hier wohlbestallter Medikus, aber Du? Und mit dem Gesicht? Mensch, was ist mit Dir vorgegangen? Ich erkenne den fröhlichen Studenten nicht mehr. Was ist aus Dir geworden?"

Hendrik seufzte.

„Also Du bist verliebt! Wie! Bist Du Deiner kleinen Braut, von der Du sonst so viel schwärmtest, treulos geworden? Hat Dich eine andere in ihr Netz gezogen und läßt Dich zappeln.

„Ach nein," antwortete Hendrik. „Wir lieben uns noch

sie wohnt dort, hinter jenem Fenster, aber der Vater will mir nicht mehr wohl und hat die Grausamkeit und die Schwäche gehabt, sie gestern einem Menschen zur Frau zu versprechen, der ihn auf unbegreifliche Weise in ein Paar Tage mit seinen Schmeicheleien so umsponnen hat, daß er gar keinen eigenen Willen mehr hat. Nur wenn Beide zusammen ausgehen, kann ich meine Katharina auf einen Augenblick sprechen, und jetzt eben warte ich auf diesen glücklichen Moment, denn der Oheim geht zu einem Festmahle, das der Mäßigkeitsverein veranstaltet hat. Der verdammte Verein! Er ist an all meinem Unglück schuld. Mein Nebenbuhler ist Präsident der Gesellschaft. Tritt etwas zurück, die Thür geht auf.

Aus dem Gasthofe kam wirklich eben jetzt der alte van Huysum heraus und hatte einen Mann am Arme, der schon seine besten Jahre, die für die Liebe nicht mehr die besten sind, erreicht hatte. Es war eine kleine, etwas untersetzte Figur und das statt geröthete Gesicht schien allerdings, wenn auch nicht Mäßigkeit zu verrathen, doch sie für sein eigenes Wohl anzurathen.

„Der?“ fragte Dujvel, als die Beiden vorüber waren, ohne sie bemerkt zu haben.

Hendrik nickte.

„Der bankerotte Weinhändler, das schlechte Subjekt? Das geht nicht. Verlaß Dich auf mich, ich helfe Dir. Geh jetzt zu Deiner Muhme, tröste sie und versichere ihr, aus der verhaßten Verbindung würde nichts, oder ich müßte nicht mehr ich

seyn. Ich werde den Alten noch heut zu bearbeiten anfange
denn ich bin auch bei dem Diner als kräftiges Mitglied b
Vereins. Du siehst mich an, als ob das so etwas Wunderbar
wäre. Bin ich nicht immer ein Freund der Mäßigkeit bei A
dern gewesen, obgleich sie als Doktor mir nichts einbringt
Habe ich nicht immer zu trinken aufgehört, wenn ich gen
hatte und mir je den Magen verdorben mit schlechten Sache
Und dann ist es Mode, und ich darf mich nicht ausschließe
Verlaß Dich auf mich, ich sprenge den Onkel und seinen neu
Freund auseinander, und müßte es auch mit Champagne
pfropfen geschehen.

IV.

Im Gasthofe zur Burg war große Tafel. Der Mäßigkeit
verein der guten Stadt Alkmar hatte schnell um sich gegriffe
und viele Anhänger gewonnen. Der lange Tisch, der beinah
die beiden Enden des geräumigen Saales berührte, war a
jeder Seite ganz besetzt. In der Mitte hatte der Präsiden
einen etwas erhöhten Platz, ihm zur Seite befand sich Her
van Huysum. Der Doktor hatte sich ihnen gerade gegenüb
gesetzt.

Als die Suppe vorüber war, erhob sich der Präsident un
sagte: „Verehrte Versammlung! Wir feiern heut einen wich
gen Tag. Es ist der Einweihungstag einer Gesellschaft, d
aus den Edelsten unserer Stadt zusammengesetzt, sich

hohes Ziel vorgesteckt hat, ihr Scherflein zur Besserung des Menschengeschlechtes beizutragen. Und wahrlich, es ist kein kleiner Zweck, den sie vor Augen hat. Sie will das Laster ausrotten, die Gemeinheit vertilgen, das schlechte Prinzip vernichten und der Tugend eine breite Straße ebnen. Und wodurch kann sie das alles erreichen, als indem sie der Unmoralität die Mittel raubt, sich zu entwickeln? Wir alle wissen, welchen verderblichen Einfluß die geistigen Getränke ausüben, indem sie den Körper nicht bloß zerrütten, sondern auch noch das Geistige im Menschen verderben, und durch Abtödtung aller edlern Bestandtheile zu jedem Unfuge die Hand bieten. Der gemeine Mann namentlich wird das erste Opfer. Er verschwendet seine geringe Habe, bekömmt einen Abscheu gegen die Arbeit, bringt sich und die Seinigen ins Elend und legt so den Grund zu allen Verbrechen, die uns täglich betrüben. Diesem Unglück entgegen zu arbeiten, sey unser Ziel, mit dem besten Beispiel voranzugehen, unser Bestreben. Wir schwören hiermit feierlich, allem Geistigen zu entsagen, und niemanden mehr zu beschäftigen, in unsere Dienste zu nehmen, oder Arbeit zu geben, der nicht denselben Grundsätzen folgt. Wenn wir streng darauf sehen, so wird binnen Kurzem der Branntwein aus unserer Stadt verschwunden seyn und die Moralität ihren unvergänglichen Sitz bei uns aufschlagen. Alkmar wird dann Niederland als Stern voranleuchten und das Vaterland wird mir in den Ruf einstimmen: „Es lebe der Mäßigkeitsverein!“

Die ganze Gesellschaft stieß mit den Gläsern an und stimmte in das Hoch! ein.

„Was trinken denn die Herren?“ fragte van Huysum schüchtern, „sie haben ja lauter Weinflaschen vor sich.“

„O,“ antwortete der Präsident verlegen, „es ist nur gefärbtes Wasser. Sie können sich noch nicht an die neue Ordnung gewöhnen und müssen wenigstens den Schein ihrer früheren Lieblinge vor sich haben, bis sie sich hinlänglich im Glauben gestärkt fühlen, daß auch das Auge entbehren kann, was der Magen bereits Verzicht geleistet hat.“

„Nicht jeder,“ bemerkte der Doktor, „ist ein solcher Held, wie Sie, myn Heer, daß er mit gleichen Füßen in einen solchen neuen Zustand der Verläugnung eingewurzelter Gewohnheiten hineinspringen kann. Wir sind schwache Geschöpfe, myn Heer, und es ist gut, wenn wir uns an einem so glänzenden Beispiele, wie Sie es uns geben, stärken dürfen.“

Huysum verbeugte sich und fragte freudestrahlend den Präsidenten nach dem Namen des feinen Herrn, der ihm das Kompliment gemacht.

Der Präsident machte beide miteinander bekannt, die sogleich in ein lebhaftes Gespräch miteinander geriethen. Der Doktor ließ es sich besonders angelegen seyn, Herrn van Huysum von jeder Speise vorzulegen, und ihm vor allem die fettesten Bissen herauszusuchen, die er ihm mit unwiderstehlicher Beredsamkeit aufnöthigte. Gericht folgte sich auf Gericht, Fleisch- und Fischspeisen, alles tüchtig mit Butter und Saucen getränkt,

und der gute Huysum stöhnte bereits vor Erschöpfung. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt, die Zunge klebte ihm fast am Gaumen.

„Nur brav getrunken!“ sagte der Doktor. „Nichts befördert die Verdauung, als helles klares Wasser.“

Herr van Huysum setzte das Glas mehrmals an die Lippen, der es wurde ihm schwer, etwas mehr als wenige Tropfen über die Lippen zu bringen, so fade schmeckte es ihm. Er hatte seinem Magen eine zu große Aufgabe zu verarbeiten gegeben und er sehnte sich nach einem Reizmittel, ihm das Geschäft zu erleichtern. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, die Augen kamen immer weiter aus ihren Höhlen hervor, er starrte die Stumpfsinnig um sich her.

„Wollte Gott,“ sagte der Doktor, „ich hätte es auch schon so weit gebracht, wie Sie, Herr van Huysum. Aber ich bin ein gebrechliches Geschöpf, myn Heer, und muß mir noch immer den rothen Wein wenigstens malen, den ich in Wirklichkeit abgeschworen. Darf ich Euch etwas von meinem bunten Wasser anbieten, lieber Roos?“ fügte er hinzu, sich zu dem Präsidenten wendend.

Dieser nickte und der Doktor füllte ihm aus seiner Flasche das große Wasserglas an, welches er vor sich stehen hatte, und das er, wie um sich von einer langen Entbehrung zu erholen, mit einem Zuge leerte. Ein tiefer Seufzer schien die Behaglichkeit zu verrathen, in die ihn der Trunk versetzt hatte.

Der Arzt winkte dem Kellner, ließ sich noch mehre Flas[chen] bringen und füllte das Glas des Präsidenten sogleich au[f] Neue, das schnell wieder geleert, immer wieder eben so sch[nell] voll geschenkt wurde. Herr Roos war im besten Zuge.

„Meine Herren," sagte er, sich erhebend, mit etwas schw[erer] Zunge, „ich habe noch einen Toast auszubringen. Unsre Wirksamkeit beschränkt sich schon nicht mehr auf die Stad[t] deren Bürger wir sind. Auch das Land wird der Segnung unserer trefflichen Lehre theilhaftig. In allen Dörfern bild[en] sich Filialvereine, um vereint mit uns an dem allgemeinen Wohle des Menschengeschlechtes zu arbeiten. Allen aber geht das reizende Heilo voran und das allein durch die rühmlichen Bestrebungen des wackern Herrn van Huysum, der Krone dies[es] schönen Dorfes, meines verehrten Nachbars, den ich vielleicht bald mit einem noch zärtlicheren Namen begrüßen werde. Thun Sie, wie ich, meine Herren, und trinken Sie dieses Glas Wein, Wasser wollte ich sagen, auf die Gesundheit unsers theuren Herrn van Huysum. Er lebe hoch!"

Alle standen auf. Huysum mußte sich erheben und mit jed[em] der Herren anstoßen. „Ausgetrunken!" rief der Präsident, n[ach] dem er seinen Kelch leerte. Huysum warf ihm einen flehende[n] Blick zu, aber die Andern wiederholten den Ruf, und Huys[um] mußte sein Glas wieder an den Mund setzen. Der Arm zitter[te], aber es war kein Widerstand möglich. Roos hielt ihm selbst das Glas, er machte den Mund weit auf und ließ [den] Wasser hinunter laufen. Alle Muskeln des Gesichtes arbeitete[n]

an sah jeden Tropfen sich mühsam durch die Kehle durcharbeiten, er schluckte krampfhaft, ein Schauder schien seinen ganzen Körper zu schütteln, er sank wie ohnmächtig auf seinen Stuhl zurück und keuchte furchtbar. Er wollte sich wieder erheben, um einige Dankworte auszusprechen, aber es war unmöglich. Er öffnete die Lippen, aber nur um nach Luft zu schnappen. Er blickte jammernd auf Roos, aber der lachte. Er wandte sich zu dem Doktor, der sogleich aufstand.

„Meine Herren," sagte er, „die Rührung hat unsern wackern Gast so übermannt, daß er keine Worte finden kann, seinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Sie sehen selbst, wie er da sitzt, ergriffen von allem Guten, das er heut genossen, stumm und gewissermaßen einer Ohnmacht nahe. Er ist bewegt, daß er nicht stehen kann, obwohl vielleicht noch die Bewegung ihm sehr erwünscht und ersprießlich wäre. Man hat Beispiele, meine Herren, daß ein zu mächtiger Eindruck Schlagflüsse und den Tod herbeigeführt hat. So fürchte ich auch, daß auf ihn der Druck nicht gut einwirken könne. Bringen Sie daher nicht mehr auf ihn ein mit Ihrer Zärtlichkeit, die ihm bereits so schwer fällt. Meine Herren, wir sind hier gegenwärtig, um den Triumph des Wassers zu feiern. Wo sehen wir aber ein leuchtenderes Beispiel davon, als hier an unserm braven Gaste? Nicht allein hat er mit seltenem Heldenmuthe mehr davon in sich aufgenommen, als einer von uns, sondern selbst auf der Stirn, in den Augen sammeln sich einzelne Tropfen, als ob er sich auch äußerlich zum Aushänge-

schilde dieses trefflichen Nasses machen wollte. Er will zeigen, daß man ganz zu Wasser werden müsse, wenn man ein rechtes Mitglied unseres Vereins seyn wolle, und wahrlich er ist bereits der Auflösung nahe. Zwar sehe ich auch die Augen unseres verehrten Präsidenten verschwimmen, aber ich weiß nicht, ob diese Tropfen so rein sind, und ob die Röthe, in der sie schimmern, bloß der Wiederschein seines feurigen Gesichtes oder die Feuchtigkeit ist, die ich in sein Glas geschüttet. Ich will den Ruhm unseres trefflichen Präsidenten nicht schmälern. Ist sein Verdienst nicht um so größer, als er von Natur aus eigentlich eine wahre Antipathie gegen unser Streben haben muß? Was kann das Wasser mehr zuwider seyn, als dem Weinhändler? Ich meine nicht das Wasser an und für sich, denn wir wissen Alle, welche Vortheile der verständige Weinhändler daraus zu ziehen weiß, sondern der Vorsatz, seinen Kunden nur klares Wasser zu empfehlen, ohne Vermischung mit dem Safte der Reben. Gab es eine größere, edlere, übermenschlichere Aufopferung, als die, welche wir ihm nachrühmen müssen, daß er nämlich absichtlich mit seinem einst so blühenden Weingeschäfte Bankrott gemacht hat, bloß um sich unserm Vereine anschließen zu können, und durch die Vernichtung seiner Firma den Verbrauch des Ports, Bordeaux und anderer teuflischen Erfindungen zu schmälern? Kann Jemand von Ihnen, meine Herren, sich eines ähnlichen Opfers rühmen?"

Herr Roos fing an zu schluchzen und bog sich über den Tisch, um den Redner zu küssen.

„Gewiß nicht," fuhr der Letztere fort, „und es ist erhebend für den menschlichen Geist, daß diese Entsagung sobald ihren Lohn zu finden hat. Ich weiß nicht, ob Sie die Anspielung unseres Präsidenten verstanden haben. Es ist nichts anderes, als daß unser Herr van Huysum ihm seine Tochter zugesagt hat, sein einziges Kind, und damit auch die Anwartschaft auf ein großes Vermögen, das die gänzlich zerrütteten Umstände unseres Präsidenten noch zur rechten Zeit wieder erheben wird, so wird die Tugend schon hienieden belohnt! Würdiger van Huysum, nimm Dein Glas und stoß nochmals an mit mir, denn ich trinke auf Dein Wohl, Du Zierde und Blume unserer Gesellschaft."

Herr van Huysum sah bald den Doktor, bald seinen Nachbarn, und man sah, wie er sich bemühte, die Stirn zu runzeln, aber es fehlte ihm offenbar an Kraft dazu. Der Doktor lenkte Herrn Roos ununterbrochen ein.

„Ich sehe," fuhr er fort, „daß Sie bereits Alle mehr oder weniger von dem Geiste unserer Statuten durchdrungen sind, so kann mich daher kurz fassen und brauche Ihnen nicht erst nochmals vor unserm Scheiden deren Wohlthätigkeit auseinander zu setzen. Und doch wie viel könnte ich sagen? Wer weiß besser, als ich, welcher Nutzen aus dem Wasser zu ziehen ist, den schon sein Hippocrates auf dessen segensreiche Folgen aufmerksam gemacht hat? Ja, meine Herren, in dem Wasser liegt eine unendlich belebende Kraft. Es ist das wahre Lebens, das allen erschlafften Nerven unseres Körpers wieder

ihre ursprüngliche Spannkraft ertheilt, das unser Blut von allen Schlacken reinigt, das den verdorbenen Menschen in uns wegspühlt und neu ersetzt. Viele wollen sich mit dem äußerlichen Gebrauche begnügen. Aber wie wenig reicht dieses aus! Könnten wir leben ohne Wasser? Gewiß nicht. Um wie viel länger würden wir also leben, wenn wir bloß Wasser zu uns nähmen und sonst gar nichts! Allerdings sollen auch Menschen ein hohes Alter erreichen, die sich mit so schnödem Getränke wie Thee, Kaffee, Wein oder gar Branntwein ihr Innres abbrühen. Aber vergessen wir denn, daß auch darin zum großen Theil Wasser enthalten ist, das nur mit etwas fremden Ingredienzen versetzt ist? Und hat nicht die Homöopathie ebenso ihre wunderbarsten Kuren bloß durch Wasser hervorgebracht, dem sie nur menschlichen Schwächen und Vorurtheilen zu Liebe einige Anklänge von verschiedenen Geschmäcken und Gerüchen beigegeben hat, damit es wie Arznei aussehe? Aber nicht bloß das Nützliche, auch das Schöne verbindet sich auf das Herrlichste mit dem Wasser. Es befördert nicht bloß die Verdauung, wie wir hier so deutlich sehen, trotz der Fülle an Speisen, die wir zu uns genommen (Herr van Huysum stöhnte), sondern es belebt auch den Geist, ja es kann, in gehöriger Quantität und Auswahl getrunken, sogar den Zustand hervorbringen, den wir einen Rausch nennen, aber einen Rausch, den wir keineswegs verdammen dürfen. Nur gegen die Trunkenheit haben wir zu Felde zu ziehen, obgleich auch selbst diese Vertheidiger finden möchte. Denn entnehmen wir diesem Be-

griffe nicht gerade unſere edelſten Bezeichnungen? Sind wir nicht trunken vor Liebe, ſind wir nicht trunken von Begeiſterung, ſo ſprechen wir nicht auch vom Geiſte des Weins, ſo daß wir das höchſte, was der Menſch beſitzt, was ihn vom Thiere unterſcheidet, auf dies Mittel zur Trunkenheit übertragen? Aber wenn wir auch dieſe Trunkenheit, dieſes Betrinken vermeiden, den Rauſch, meine Herren, laſten wir nicht an. Ich ſehe die Ihre Augen mir Beifall winken. Welch ſinniges Wort: Alle Sorgen und Leiden des irdiſchen Daſeyns rauſchen in dieſem Zuſtande an uns vorüber und wir merken ſie nicht, die Sphärenharmonie rauſcht und klingt um uns her, und wir blicken mit Seligkeit in den Himmel, wir ſehen ihn, wie der gemeine Mann ſagt, der von der Muſik und dem Unterſchied der Inſtrumente keine Ahnung hat, voller Geigen hängen. Sie ſelbſt, meine Herren, horchen jetzt auf, und es ſcheint Ihnen dieſe Melodie vorzuſchweben. Unſer Präſes vor Allen iſt ganz Ohr und Verzückung, und er muß ſich feſt an den Tiſch halten, um dem hohen Genuſſe nicht zu erliegen und anbetend niederzufallen auf den platten Boden. Und wie billig haben Sie dieſe frohe Stimmung erkauft! Mit nichts als Waſſer, dem Sie nur, weil Ihr Schönheitsſinn ſich gegen die Monotonie der weißen Farbe empört, ein bunteres Kolorit verleihen, roth, gelb, oder die dunkle Farbe, die ich hier vor mir habe, und von der ich unſerm geliebten Herrn Roos mitgetheilt und der einigermaßen an den herrlichen Port erinnert, den er ſelbſt ſonſt in ſeinem Keller führte, wie Ihre Gläſer an Bordeaux

Sauterne und den Rhein mahnen, daß ein Ungeweihter, Böswilliger leicht den Schein für die Sache nehmen könnte. Nun unser würdiger Gast hat alle diese Umschreibungen verschmäht, und die nackte Wahrheit, die Farbe der Unschuld, vorgezogen und die Natur in ihrer Reinheit in sich aufgefaßt. Eine Seelenstärke, der wir, fast schaudernd vor Bewunderung, in tiefer Demuth nachblicken, ohne uns zu ihr erheben zu können. Weine nicht, theurer Präses, Du kannst nicht für Deine Natur. Du hast Dich so lange dem Färben gewidmet, und so viele Versuche damit an Deinen Fässern und Deinem Gesichte angestellt, daß Du die Gewohnheit nicht so schnell wirst aufgeben können. Aber was wir uns selbst nicht versagen können, gönnen wir auch Andern. Lassen wir jeden seinen Weg gehen und die ganze Welt leben."

„Die ganze Welt soll leben!" rief Alles im Chor und Herr Roos fiel dem Doktor um den Hals und schluchzte: „Du sollst leben!"

V.

Herr van Huysum war so erschöpft, daß er sich noch immer nicht bewegen konnte, und sah nur immer bald den Präses, bald den Arzt verwundert und mit großen und starrenden Augen an. Er schüttelte den Kopf, sprach aber nicht.

„Soll ich Sie nach Hause begleiten?" fragte ihn Herr Duvel, „mein Wagen hält unten."

„Ich danke Ihnen," antwortete Herr van Huysum. „Mir ist sehr übel."

„Aller Anfang ist schwer," erwiederte der Doktor lächelnd, „und ich denke, Sie sind heute um manche Erfahrung reicher geworden."

„Ich fahre auch mit," schrie Herr Roos, „ich fahre auch mit. Ich will zu meiner Braut."

Herr van Huysum wendete sich unwillig ab. „In dem Zustande?" fragte er.

„In was für einem Zustande?" eiferte er. „Glauben Sie, ich bin betrunken? Ich bin nicht betrunken. Ich habe Wasser getrunken! Es lebe das Wasser und die Mäßigkeit! Es sah zwar aus wie Portwein und schmeckte auch wie Portwein, gerade wie mein alter Portwein, der mit versteigert worden, aber es war doch nur Wasser. Ich will zu meiner Braut."

„Ich habe keinen Platz für zwei," bedeutete der Doktor.

„Keinen Platz! Es muß Platz da seyn. Ich bin Präsident und habe zu kommandiren."

Er faßte Herrn van Huysum unter den einen und den Doktor unter den andern Arm und zerrte sie fort, obgleich er mit den Beinen nicht fest auftreten und von den Andern fast getragen werden mußte.

Der Doktor ließ seinen Bedienten hinten aufstellen, hob die Beiden in den Wagen und setzte sich selbst auf den Bock.

Nach wenigen Minuten hielt man vor der Doele. Der Dok-

tor sprang vom Bock, gab seinem Bedienten die Zügel und machte den Kutschenschlag auf.

„Helfen Sie mir hinaus!“ rief Herr van Huysum, „befreien Sie mich von dem widerwärtigen Menschen. Mir ist zum Sterben.“

Aber Roos hatte den Rockschoß des Alten so fest ergriffen, daß es nicht möglich war, Einen ohne den Andern heraus zu lassen.

Der Doktor warf einen Blick in das Innere des Wagens und befahl seinem Diener, denselben nach Hause zu fahren, da er ihn doch für heute nicht mehr brauchen konnte.

Alle drei begaben sich in die Wohnung des Herrn van Huysum hinauf, Roos immer an dessen Arm und von ihm nachgeschleppt wie ein Fahrzeug ohne Mast.

Im Zimmer befand sich Katharina und Hendrik, der letztere schüchtern in eine Ecke gedrückt. Es war klar, die beiden Liebenden hatten sich überraschen lassen und der Cousin keine Zeit mehr gehabt, sich zu flüchten. Der Doktor lächelte ihm Mut zu.

„Schönste der Schönen!“ deklamirte Roos und ließ Herrn van Huysum los, um auf das Mädchen zuzustürzen. Aber schon unterwegs verlor er das Gleichgewicht; einen Augenblick blieb er auf den Knien liegen und schien den Fall auf diese Art in Absicht verkehren zu wollen, aber bald verlor er auch dazu die Kraft und fiel in seiner ganzen Länge auf den Fußboden, ohne sich wieder erheben zu können.

Katharina fuhr erschrocken zurück.

„Und ist das Katharinens Bräutigam, Oheim?“ fragte Hendrik hervortretend.

„Was ist geschehen?“ fragte das Mädchen, besorgt zu ihrem Vater eilend, der matt auf einen Stuhl sank. „Du wirst ganz blaß, Vater.“

Der Doktor trat zu Herrn van Huysum hin und sagte: „nur ruhig, es ist nichts. Der Eine ist aus Unmäßigkeit, der Andere aus zu großer Mäßigkeit etwas hinfällig geworden. Ein Glas Genever wird dem Papa wieder aufhelfen.

Hendrik sprang die Treppe hinunter und kam mit einem grünen Glase Genever zurück, das er dem Onkel hinhielt.

Der Alte blinzelte mit halbgeöffneten Augen nach seiner Tochter und dem Neffen hin, die Blässe hatte einer plötzlichen Röthe Platz gemacht, endlich griff er nach dem Glase, nippte erst daran, stürzte es aber dann mit einem Zuge hinunter.

„Ber!“ sagte er, sich schüttelnd.

„Ist Ihnen besser?“ fragte Herr Dujvel.

„Ich möchte wohl noch eins,“ antwortete Huysum kleinlaut.

„Kann nichts schaden,“ antwortete der Doktor lachend und zog die Klingelschnur. Ein Kellner erschien. „Zuerst aber den Herr zur Ruhe gebracht.“

Der Doktor nahm den Betrunkenen beim Kopfe, der Aufwärter bei den Füßen und so trugen sie ihn hinaus, um ihn in einem Bette den Rausch verschlafen zu lassen.

„Sehen Sie wohl, mein lieber Herr van Huysum," sagt der Arzt, „das sind die Folgen allen Uebermaßes auf der ei nen, wie auf der andern Seite. Die wirkliche Mäßigkeit ist al lerdings eine schöne Sache und würde, wenn sie durchweg al Norm gälte, vieles Gute hervorbringen, obgleich sie auch wenn sie gar nie überschritten werden dürfe, das Leben lan weilig und nüchtern machen würde. Aber jedenfalls muß m sie nicht auch übertreiben und sie bis zur Entbehrung forcire Sie wollen die Welt reformiren? Gut, aber ehe Sie ihr d Krücken entzweischlagen, heilen sie erst das Bein. Lehren Si die Menschen erst, in etwas Anderm, Edlerem, Freude u Trost finden. Nehmen Sie ihnen nicht das, was mäßig genosse zu ihrer Stärkung nöthig ist. Vor Allem aber lassen Sie si nicht nachsagen, daß Sie dem armen Manne den Branntwein abgewöhnen wollen, weil Sie selbst keinen trinken und sich statt dessen in Wein etwas zu Gute thun. Glauben Sie, die Diener dort werden es nicht weiter erzählen, daß die ganz Gesellschaft heute mehr als zu viel Wein getrunken, was m Ihnen für gefärbtes Wasser ausgegeben und wird der gemein Mann nicht mit Verachtung auf einen solchen Mäßigkeitsve ein blicken? Der Prediger, der über Geduld und Ergebung pr digte und dabei voll Aerger über die offengelassene Kirchthür durch welche die Kälte hereinzog, seinen hintenstehenden Zu hörern zurief: „Zum Donnerwetter, so macht doch zu!" wi schwerlich viele zu der angerühmten Tugend bekehrt haben. Suchen Sie das Volk zu erziehen, zu unterrichten, geben S

ihm Arbeit, daß es sich ernähren kann, so wird es sich nicht dem Trunke ergeben. Der Unverbesserliche gehört in das Zuchthaus, die Flasche sey verbannt, aber der Tropfen ist keine Sünde. Trinken Sie nicht zu viel Wein, aber auch nicht zu viel Wasser; seyen Sie billig in Allem und vor Allem auch gegen die beiden jungen Leutchen hier, die schon lange auf ein freundliches und versöhnliches Wort warten und —"

„Lieber Oheim!" sagte Hendrik, ihm die Hand hinhaltend.

„Vater!" sagte Katharina, auf der andern Seite ihm die Wange streichelnd.

Der Kellner brachte das zweite bestellte Glas Genever. Der Doktor nahm es ihm ab und hielt es mit einem komischen Gesichte dem Herrn van Huysum hin.

„Verlobung sollte heute einmal seyn," sagte dieser lächelnd; da der eine Kandidat die Braut verschläft, so muß ich wohl den andern nehmen."

Tochter und Neffe fielen ihm um den Hals.

„So laßt mich los," rief er, „mir ist ja noch gar nicht wohl. Doktor, so halten Sie mir doch das Glas nicht so verdammt weit vom Leibe und lassen Sie mich nicht danach verschmachten. — Das thut gut. — Und nun laßt anspannen. Der Doktor muß mit nach Hause. Heute Abend noch feiern wir die Verlobung."

„Aber ohne Wasser!" lachte der Doktor.

Den Alten überlief es eiskalt. „Gott bewahre! In vier Wochen kein Tropfen!“

Hendrik drückte seinem Freunde dankbar die Hand.

Der Muſikus von Amſterdam.

In einer der engen Gaſſen, die auf die Warmoes-Straat ausgehen, unweit der alten Kirche, ſtand vor einer Reihe von Fahren ein ſchmales, niedriges Haus, das vor den übrigen ſich noch durch ſein baufälliges, verwahrloſtes Ausſehen auszeichnete. Es gehörte einem reichen Holländer vom Herrengracht, der keinen Stüber daran verwendete, es in Stand und wohnbar zu erhalten, und ſich damit begnügte, auf das Strengſte den Miethzins von den Bewohnern deſſelben einzutreiben. Denn trotz dem Verfall des Gebäudes ſtand es doch nicht leer. Was vermag die Noth zurückzuſchrecken, wenn ſie weiter keine Wahl hat? Das Dach war ſeit Jahren nicht ausgebeſſert und ließ den Regen ohne Widerſtand durchdringen, die Mauern trieften von Feuchtigkeit, hatten ſich vor Altersſchwäche weit vorgebeugt und drohten jeden Augenblick bei den Gegenüberwohnenden einen Beſuch abzuſtatten. Das erſte Stockwerk war von der Näſſe zerſtört, aber unten lebte in zwei kleinen Zimmern eine Familie, der trotzdem nur wenig fehlte, um glücklich zu ſeyn.

Aber das Wenige war genug, um sie oft der Verzweiflung nahe zu bringen. Sie hatte nur die allergeringsten Bedürfnisse und Wünsche, die so leicht zu befriedigen scheinen, aber die furchtbar werden, wenn selbst mit ihnen der Kampf bestanden werden muß. Und doch hätte sie ein besseres Schicksal verdient. Nur selten schafft die Natur Gemüther, die so heiter und zufrieden in sich, für das Geringste so dankerfüllt sind und selbst dem Mangel lachend in das Gesicht zu blicken vermögen, als sie diese kleine Familie besaß, die nur aus Vater und Tochter bestand, dem alten Musikus Roos mit seiner Marie. Wenn er an seinem kleinen Spinette saß, blickte er froh zum Himmel auf und vertiefte sich dabei in die tiefsinnigsten Sätze, Fugen und Imitationen, daß er der ganzen Welt vergaß und nur, wenn er das Auge wendete und sein Blick dem seinen bleichen Marie begegnete, wurde ihm weh um's Herz und er ging wohl, um sich selbst Muth zu machen, in einen schönen Choral über oder ließ auch wohl die Hände wie vor plötzlicher Ermattung sinken und es überkamen ihn dann die Thränen, die Marie aber schnell wegküßte. Marie war ein herrliches Geschöpf; schön, wenn auch mancher Kummer die Rosen ihrer Wangen weggebleicht hatte, aber noch besser, als schön. Sie war nicht blos den ganzen Tag über beschäftigt mit der kleinen Wirthschaft und mit sonstigen Handarbeiten, die ihr ein kleines Verdienst abwarfen, sondern sie nahm auch noch, ohne daß es der Vater ahnte, die Nacht zu Hülfe. Woher hätten sie auch sonst das Nöthigste herbeischaffen sollen? Der alte

Roos konnte, wollte nicht. Er spielte zwar mehre Instrumente, aber nie hatte sein Stolz früher es zugegeben, daß er sich das in irgend einem Neben-Orchester zu Nutze gemacht hätte. Jetzt war er zu alt dazu und hätte höchstens noch in einer herumziehenden Truppe ein ärmliches Plätzchen gefunden. Aber das wäre sein Tod gewesen, und ein langer, martervoller obenein. Er war ein gründlicher Musiker und die Kunst seine Gottheit, für Alles. Er fühlte, daß er Talent habe, er hatte das Bewußtseyn seiner Kraft, und daß ihm trotzdem die Bahn zum äußern Glücke verschlossen war, machte ihm seine Kunst nur theurer, die Menschheit nur verächtlicher. Seine Kompositionen waren tief, voll Gehalt, aber es gehörte hohe Bildung oder ein reines, unverfälschtes Gefühl dazu, um sie würdigen und in sich aufnehmen zu können. Es war eben ein Unglück, daß er mit einer solchen Richtung in Holland geboren wurde, wo die Musik fast mehr als irgendwo nur zur Dienerin herabgewürdigt wird, nur mit leichtfertigem, frivolem Putze die Ohren umgaukeln soll, ohne das Innerste der Seele zu berühren. Roos knirschte Anfangs aus Wuth über diese Verkehrtheit und brach in heftige Ausfälle aus, wenn man ihm seine Kompositionen zurückschob und Tänze und Modekram bestellte, zuletzt aber lächelte er nur verächtlich und schrieb lieber für Andere Noten ab, als daß er selbst an dieser Entwürdigung seiner Göttin Theil genommen hätte. Aber mit den Noten half er der Noth nicht ab. Marie duldete still und konnte sogar heiter seyn in Gegenwart des Vaters, dem sie das ganze Elend, so

viel sie konnte, zu verbergen suchte. Und der Alte war so glücklich, wenn er seine eigenen Kompositionen oder die anderer Meister von gutem Korne spielte und konnte darin schwärmen von Morgen bis Abend, ohne an etwas Anderes zu denken.

Einen andern Kummer hatte Roos seiner Tochter damit gemacht, daß er trotz der undankbaren Behandlung, die ihm sein Vaterland zu Theil werden ließ, dasselbe durchaus nicht verlassen wollte. Er fühlte es schmerzlich, daß Holland nicht das Asyl der Musik sey, aber dennoch konnte er ihm den Rücken nicht wenden. Er wollte auf der Bresche sterben. Und doch drohte dieser Entschluß alles Lebensglück seiner Tochter zu zerstören!

Der Alte wurde in seinem Phantasiren durch ein leises Klopfen unterbrochen. Ueber Mariens blasses Gesicht flog eine leichte Röthe. Sie stand auf und ging dem Eintretenden entgegen, der ihre Hand ergriff und sie herzlich drückte. Der Alte nickte ihm freundlich zu. Der Fremde war nicht groß, aber edel gebildet und obwohl ärmlich, doch höchst sauber gekleidet. Es war auch ein Musiker, dem Roos von Kindheit an Unterricht ertheilt, weil er in ihm Talent und Beruf erkannt hatte. Anton Steen hatte dem Meister Ehre gemacht und war ein tüchtiger Mensch und Künstler geworden, aber mehr noch als die Musik, hatte Marie sein Herz eingenommen. Von Kindheit an fast täglich beisammen, hatten die beiden jungen Leute eine Liebe zu einander gefaßt, die um so tiefer wurzelte, je langsamer sie aufgewachsen war. Anton wurde vom Alten immer

s zur Familie gehörig betrachtet und dieser fand das Verhältniß nz natürlich. Er hätte sich keinen bessern Schwiegersohn gewünscht, wenn nur eine Aussicht zu einer Verbindung gewesen wäre. Einmal hatte sich eine solche eröffnet. Es war erst eine Woche darüber vergangen und Marie war so glücklich. Aber in den wenigen Tagen war alle Hoffnung wieder erloschen. Ein Fremder, der Gelegenheit gehabt hatte, Anton kennen zu lernen, hatte ihm eine Stelle bei der Kapelle eines Deutschen Fürsten verschafft. Er war jubelnd mit der Nachricht zu seiner Marie geeilt. Die Stelle reichte hin, sie, bei ihren mäßigen Forderungen, zu ernähren, und ihre Liebe konnte endlich das längst ersehnte Ziel erreichen. Aber Roos war nicht zu bewegen, in ein fremdes Land auszuwandern und Marie wollte sich um keinen Preis von ihrem Vater trennen. Das Herz brach ihr fast dabei, aber die Pflicht gegen den Vater stand ihr doch höher.

„Nun, Anton," fragte der Alte, ohne sein Klavier zu verlassen, „wann reist Du?"

„Ich habe abgeschrieben," antwortete dieser trübe, „ich bleibe hier."

Marie sah ihn liebevoll an, drückte ihm die Hand, ließ aber dann trübe den Kopf sinken.

„Gott wird helfen!" setzte Anton hinzu, mit mehr Freudigkeit, als er selbst fühlte. Denn es war ihm auch recht wehe um's Herz, daß die Träume, in die er sich schon so selig gewiegt, nun wieder zerronnen waren. Und wer wußte, ob der

Himmel ihnen je wieder einen freundlichen Blick schenken würde?

Es trat eine tiefe Stille ein, in die nur einzelne Töne, wenn der Alte zerstreut mit den Fingern die Tasten berührte, so schneidend einfuhren, daß es die Nerven erregte. Alle drei waren in schwere Gedanken versunken und hier und da mochte wohl im Stillen ein Murren gegen die Vorsehung auftauchen. Der Alte schüttelte sich, als ob er die unangenehmen Gedanken dadurch abwerfen könnte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Komm, Anton," sagte er, „nimm die Geige und begleite mich."

Anton stand auf, nahm, ohne etwas zu sagen, eine alte Violine von der Wand und stimmte. Roos legte ihm seinen Part hin und begann das Vorspiel. Es war eine seiner eigenen Kompositionen, auf die er am meisten hielt. Er hatte sie gedichtet, als er seine geliebte Frau zu Grabe begleitet hatte. Er glaubte es damals nicht überleben zu können. Aber die Poesie ist eine gewaltige Trösterin. Im Dichten wurde es immer ruhiger in ihm und es war, als ob aller Schmerz in die Noten ausströmte, so daß er am Schlusse voll freudigen Vertrauens seyn konnte.

Aber der Schmerz war zu lang gedehnt, und die Kräfte reichten jetzt nicht mehr aus, daß sie bis zu den letzten Takten der muthigen Erhebung kommen konnten. Dem alten Roos traten zuerst nur einzelne Thränen in die Augen, aber bald

schmerzten sie immer heftiger, und es war gut, daß er die Noten auswendig wußte, denn lesen konnte er sie nicht mehr. Aber die Musik und die Trauer des Greises hatten auch den jungen Mann ergriffen; die Bewegung überwältigte ihn, der Bogen schwankte nur unsicher noch über die Saiten hin, und er mußte die Geige weglegen. Er setzte sich wieder zu Marien und barg den Kopf in beiden Händen.

Der Alte schlich hinaus, um sich draußen auszuweinen. Marie wollte ihn zurückhalten, denn es war ein unfreundliches, feuchtes Wetter draußen, er wehrte sie aber sanft ab und ließ sich nicht halten.

Die beiden jungen Leute saßen lange, Hand in Hand, ohne zu sprechen.

„Du hättest doch gehen sollen, sagte Marie endlich, ohne an mich zu denken."

„Ist das Dein Ernst?" fragte er vorwurfsvoll. „Kann ich denn ohne Dich leben? Für meine Bedürfnisse wäre durch die Stelle dort ausgesorgt gewesen. Aber gibt es denn nicht noch eine andere Stimme, die lauter und eindringlicher ruft? Selbst der Reichthum ohne Dich wäre nur bittere Armuth für mich, ein glänzendes Elend, das ich nicht mit der Noth hier vertauschen möchte. Nein, nein, lieber hier vergehen, als dort im Ueberfluß leben. Und stürbe ich hier, so gibt mir doch ein Blick aus Deinen Augen Muth dazu und ein Lächeln von Deinem Munde mir Trost für lange Leiden."

„Aber was soll am Ende daraus werden? Was aus Dir?

Ist auch mein Leben geknickt, was liegt daran. Aber Deins voll so schöner Hoffnung, das zu bessern Ansprüchen berechtigt ist —"

„Sprich nicht von mir. Mein Leben ist nichts ohne Dich, eine Seifenblase, die zerfließt, so wie Dein Hauch sie nicht mehr trägt. Laß uns auf Gott vertrauen und in unserer Liebe glücklich seyn."

„Ich schon! Aber der Vater —"

„Ist er nicht selbst Schuld an Allem? Konnte er nicht mit uns ziehen und uns Alle glücklich machen? Konnte er nicht, seiner Kinder wegen, sich bequemen und sich etwas mehr in die Forderungen der Menschen fügen? Er hatte einen guten Namen, aber durch seinen Eigensinn hat er Alles verscherzt. Er hätte sich früher besser betten können."

„Du weißt nicht, was er selbst dabei leidet! Und doch kennt er das Aergste noch gar nicht. Die Noth steigt immer mehr, und ich sehe mit Schrecken dem Ende des Jahres entgegen. Meine Arbeit reicht nicht mehr aus, nur das Dringendste zu bestreiten und wenn wir nicht den Miethzins entrichten können, läßt der Hausherr, wie er schon gedroht, uns auspfänden."

Anton schlug sich vor die Stirn und ging mit großen Schritten auf und ab. „Und selbst so arm zu seyn!" rief er. „Trotz allem Arbeiten nichts thun zu können, geliebte Personen aus solchen Qualen zu befreien! Zu wissen, daß Du Tag und Nacht Dich aufopferst, und nicht helfen zu können!"

„Du hast schon zu viel gethan," antwortete sie schmerzlich

scheln. „Die Liebe ist eine Rosenzeit, aber sie hat für uns ist der Dornen zu viele.“

Der Alte riß die Thür auf und schwankte hinein. Niemand hatte ihn in das Haus treten hören. Er war todtenbleich. Die jungen Leute eilten auf ihn zu, um ihn zu stützen und fragten ihn, was ihm begegnet sey. Er schüttelte mit dem Kopfe und küßte dann beide. Marie sah Anton an, dem das Blut in das Gesicht schoß. Er ahnte, daß Roos gehört hatte, was sie mit einander gesprochen.

„Vater!“ sagte er beschämt.

„Ihr seyd ein Paar Engel,“ antwortete er, „und ich verdiene gar nicht, daß Ihr meine Kinder seyn wollt. Aber es soll anders werden, es muß, bei Gott, es muß anders werden. Verlaßt Euch auf den alten Roos. Ich will keine falsche Quinte mehr in Eurer Harmonie seyn, sondern die Dissonanz auf eine schöne Weise auflösen. Gönnt mir nur etwas Ruhe, denn ich bin ein schwacher Mann.“

Er sank erschöpft in seinen Stuhl. Marie und Anton lagen an seinem Halse und weinten mit ihm und küßten ihn, bis er wieder lächelte und ihnen freundlich in die Augen sah. Anton aber nahm die Violine herunter und spielte ein Lied, das Roos variirt hatte. Aber die Variationen waren keine bloßen, in unzählige Theilchen gehackte Noten, die über die Melodie gestreut waren, wie der Sand über die Leichen, daß man nichts mehr von ihnen sehe, sondern der Gedanke blickte immer wieder durch, wie eine große Blüthe aus einem Laubge-

winde, das der Wind hinüber und herüber wehr; und so die Blüthe ſichtbar wurde, legte ſie ſich wie ein weicher kühlender Balſam auf die brennende Herzwunde des alten Mu[ſi]kers und beſänftigte ſeine zuckenden Nerven, bis er zuletzt in einen ſanften Schlummer fiel, in dem er noch immer leiſe vor ſich hinlächelte.

Anton ſpielte aber noch die letzten verhallenden Accorde und legte erſt dann das Inſtrument wieder fort, und nahm ſeinen Platz neben der mit ihrer Arbeit beſchäftigten Marie ein.

Das Ende dieſes Jahres kam immer näher. Jeder Tag, an dem es leichter wurde, drückte ſchwerer auf die unglückliche Familie, denn immer mehr rückte der furchtbare Termin heran, an dem die Miethe für die elende Wohnung bezahlt werden ſollte. War das Geld bis dahin nicht aufgebracht, ſo legte das Gericht ſeine unerbittliche Hand an die wenigen, noch übrigen Meubeln, und was das Schrecklichſte war, an die Inſtrumente des Muſikus, an ſein Herz und Blut. Wie hätte er ohne ſie leben können? Sie erſetzten ihm Speiſe und Schlaf; Wachen und Hungern wurden ihm leicht, ſelbſt der Kummer über das Schickſal ſeiner Marie wurde milder, wenn er an ſeinem Spinette ſaß und ſich in ſeine Phantaſien wiegte. Er hatte ſeinen Stolz gebeugt und war zu dem Eigenthümer des Hauſes gegangen und hatte gebeten, ja gebettelt um Stundung der Schuld: er hatte ſogar, was ihm ſchwerer ankam, ſeine ſonſt ſo ſtarre Redlichkeit zum Schweigen gebracht und Hoffnungen auf baldigen Gewinn vorgeſtellt, zu denen er ſelbſt gar keine

Aussicht hatte. Aber der reiche Mann von der Herrengracht blieb taub gegen alle Vorstellungen. „Mein Geld oder gepfändet," war seine einzige Antwort. „Aus der Wohnung auf jeden Fall," hatte er hinzugefügt, „ich mag keinen Miethsmann, der mir nur solche Zumuthungen macht. Ich war ein Narr, daß ich mich nur Einmal mit einem Künstler eingelassen habe. Wenn das Volk etwas hat, ist es hochmüthig und selbst in der Armuth thut es noch groß und bildet sich etwas ein."

„Und mit Recht," antwortete Roos, das gebeugte Haupt wieder erhebend und über den Künstler den Menschen vergessend, „und mit Recht, auch der arme Künstler ist noch reicher als der Reiche, der nichts hat, als Gold in der Tasche, und im Leibe ein bleiernes Herz, eine bleierne Seele, die keinen Ton von sich gibt und ihn nicht trösten noch erheben kann, wenn das Geld einmal nicht ausreicht in irgend einem Drangsale. Ja der Künstler ist immer reich, denn er hat eine Welt in sich, über die er herrscht, wenn auch die außen ihn martert, und in dieser Welt spricht Gott zu ihm und seine Engel, und ihre Stimme stählt ihn und ermuthigt ihn gegen die Gemeinheit, die ja doch das Unglücklichste ist von Allem, denn sie empfindet nicht das Wohl und Wehe, die Freuden und Leiden der unsterblichen Seele, wie eine blüthenlose Pflanze, die aus dem schilfigen Sumpf auftaucht und die Strahlen der Sonne nie erblickt."

„Gepfändet!" sagte der Geizige, höhnisch lachend, und kehrte dem Musikus den Rücken zu.

Aber die Aufregung war in dem armen Roos nur kurz ge-
sen. Schon als er nur das Haus verlassen, war sie wie
verschwunden und hatte einer desto tieferen Niedergeschlage-
heit Platz gemacht. Die bittere, nackte Wirklichkeit trat
seine Augen und drückte ihre kalte Hand auf sein klopfen
Herz, daß er fröstelnd am ganzen Körper zu zittern anfi
Es war ihm sehr wehe, als er in sein enges Stübchen t
Marie warf ihm nur einen Blick zu und fragte nicht weit
Auf seinem Gesichte stand mit blutiger Schrift die Antwort
die er zurückbrachte. Eine Thräne fiel auf ihre Arbeit, aber
wischte sie schnell weg und suchte ihren Schmerz zu verberg

Roos trat an das Fenster und sah in den Nebel hinaus.

„Es ist kalt hier," sagte er leise. Er wollte ein Gesp
anknüpfen, um sich die Erinnerung an seinen leidigen Ga
aus dem Sinne zu schlagen.

Marie senkte den Kopf tiefer in die Arbeit und antworte
nicht.

Roos seufzte. „Es ist wahr," sagte er schmerzlich lächeln
„wir müssen unsere Paar Kohlen zu Rathe halten. Ach,
hatte Recht, wenn er lachte. All unser besseres Gefühl ma
uns doch nicht unempfindlich gegen Frost und Hunger. — Aber i
tausche doch nicht mit ihm!" setzte er nach einer Pause hinz
und drehte sich um, seinen Blick auf die Instrumente werfend
die er so lange aus dem Schiffbruche seiner Habe gerettet ha
te. „Auch von euch," stöhnte er, „soll ich mich trennen, meine
theuersten Freunden, meinem Troste, meinem besseren Leben

as bleibt mir ohne euch? Furchtbare Leere! Nein, nein, nermehr!"

Roos ging einige Male durch das Zimmer, nahm dann ein ket Noten und verließ noch einmal das Haus. Er lief von em zu den vornehmsten Musikhändlern, aber niemand te ihm auch nur ein Geringes für die theuren Kinder sei- Phantasie und seiner Studien geben. Er, der sie so hoch te, bot sie für die elendeste Summe aus, aber nicht ein- l auf ein Gebot ließ man sich ein. Man rieth ihm lächelnd, n Versuch aufzugeben, da er doch zu nichts führen könnte. ht einmal umsonst wollte man die Komposition. Was sollte n auch damit machen? Wer sollte die schweren Druckkosten en? Die Leute handelten nur in ihrem Interesse.

Die Musik wurde in dem praktischen Lande wie ein Stief- nd und schlimmer behandelt, der Jünger, die sich ihr mit nzer Seele widmeten, waren nur wenige. Die Masse, wenn e irgend Musik begehrte, verlangte leichte Waare, bunten tterstaat, nichts, was den Geist in Anspruch nimmt. Und ost dafür hatte der Händler ja kein Honorar auszugeben, l er nur Fremdes, aus dem er ohnehin die unbeschränkte ahl hatte, nachzudrucken brauchte. Der arme Roos fühlte, ß die Kaufleute Recht hatten, aber es war eine Ueberzeu- ng, die ihn schwer drückte, um seinet, um seines Vaterlan- s willen, das er so innig liebte. Der Patriotismus war so- l stärker noch, als die Eigenliebe, und er grollte noch lange r sein Volk, daß es in Allem den Fremden nachrede und

doch Kräfte genug habe, selbstständig aufzutreten und nicht [illegible] Sklave, sondern Meister zu seyn.

Er ging noch zu einigen Freunden, aber sie kannten ihn nicht mehr. Selbst der Chef eines Musikertrupps, der in Wirthshäusern zum Tanz aufspielte und schlecht genug war, wollte nichts von ihm wissen, da er ihm nicht Kraft genug zutraute, Nächte hindurch seinen Posten zu versehen.

Die letzte Aussicht war ihm abgeschnitten.

Nicht weit von seinem Hause lag ein Papier auf der Straße. Mit der Hastigkeit eines Verzweifelten, der, nachdem alle Rettungsversuche gescheitert sind, nach dem Unbedeutendsten greift, weil er darin eine plötzliche Hülfe, ein Werk der Vorsehung zu sehen glaubte, hob er es auf. Es war ein Zeitungsblatt. Er wollte es ingrimmig zerreißen. Auf der ersten Seite stand mit großen Buchstaben: „Wichtige Erfindung. Der Mensch kann fliegen." Darauf folgte eine lange, ausführliche Beschreibung einer neuen Maschine, mit deren Hülfe man bequem mit den Vögeln sollte wetteifern können und mit der bereits in Deutschland die glücklichsten Versuche gemacht worden wären, die dem kühnen Unternehmer große Summen von den Zuschauern eingetragen hätten.

„Das ist nicht umsonst!" sagte Roos vor sich hin. „Nichts umsonst hat mir das Schicksal diese Schrift in den Weg gelegt! Was habe ich zu verlieren? Greift doch der Ertrinkende nach einem Halme, warum soll ich nicht versuchen, was vielleicht noch mir Rettung bietet. Es ist ohnehin aus. Ich kann

nichts mehr thun, nichts unternehmen, und mein Kind verhungert, verzehrt sich. Und das Alles um meinetwillen. Weil ich nicht fort will, geht das Glück meiner beiden Kinder zu Grunde. Sie arbeiten sich zu Tode für mich. Vielleicht kann ich es vergelten."

Der Entschluß, der in ihm aufgetaucht war, hatte einen wahren Freudenschimmer über sein Gesicht gegossen. Marie drang auf und fragte, ihm entgegen eilend: „Du hast Deine Sachen verkauft?"

Roos zog die Noten unter dem Rocke hervor und legte sie verdrießlich auf das Klavier. „Ach, nein," antwortete er, damit ist es nichts. Es will niemand etwas verlegen, und wenn es auch die Sphärenmusik selber wäre. Aber sey nur ruhig, ich schaffe doch Hülfe. Seyd guten Muthes, Du und Anton, der alte Vater soll Euch nicht mehr ein Hinderniß ſeyn. Ihr habt ihn lange genug gefüttert und gepflegt, er wird es wett machen, und — wenn er auch darüber stürbe," setzte er leise hinzu. „Nach meinem Tode wird der Anton schon sein Fortkommen finden."

Marie begriff nicht, was den Vater so fröhlich stimmte, aber da er ihr nicht Rede stehen wollte, so ging sie zweifelnd an ihre Arbeit zurück und hatte eine Angst mehr, der Kummer möchte den Verstand des Vaters angegriffen haben.

Es vergingen vierzehn für die arme Marie recht peinliche Tage. Selbst Antons Nähe vermochte nicht mehr, sie aufzuheitern. Der Vater hatte sie in der ganzen Zeit fast immer al-

lein gelassen und sich oben in den verfallenen Zimmern eingeschlossen. Nur Mittags und Abends kam er herunter, that aber sehr geheimnißvoll und gab keine Antwort oder doch nur eine ausweichende, wenn sie ihn fragte, was er oben in der Kälte treibe. Sie hörte ihn häufig pochen und hämmern und einen Lärm machen, der ihm sonst so zuwider war. Drang sie recht in ihn, so lächelte er nur still vor sich hin und sagte bloß: „Geduld, ich bin bald am Ziele und dann werdet Ihr mich segnen."

Marie theilte dem Geliebten ihre Besorgnisse mit. Denn der Vater wurde dabei immer bleicher, elender und in seinen abgemagerten Zügen lag oft ein Ausdruck von starrer Verzückung, der ihr Angst machte. Wenn er so aus den eingefallenen Augen vor sich hinblickte und dabei die Lippen verzog, so schien er ihr wie das furchtbare Bild des Wahnwitzes. Sie konnte nicht begreifen, was ihm oben in den öden Räumen beschäftige, denn selbst die Musik war ihm gleichgültig geworden, und seit er zuletzt den schweren Gang gemacht, hatte er keine Taste angerührt. Es war ihr unerklärlich.

„Vielleicht sucht er einen Schatz," meinte Anton.

Marie schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Wir können ja bald dahinter kommen," bemerkte Anton „Laß uns hinaufgehen und ihn belauschen.

Marie wollte Anfangs nicht, aber die Sorge um den Vater überwog zuletzt ihre Bedenklichkeiten und so schlichen sich Beide die Treppe hinauf. Die Thüre des Zimmers hatte Spalten ge-

ung, um ihnen einen Blick in das Innere zu erlauben. Drinnen saß der alte Musikus und hatte eine Menge schmaler, langer und kurzer Latten vor sich stehen, die zum Theil mit Bindfaden an einander befestigt waren. Er war eben beschäftigt, sich einige dieser Hölzer an die Arme festzubinden, und als er damit zu Stande gekommen, sprang er im Zimmer herum und schlug mit den Latten um sich, als ob er im Wasser läge und zu schwimmen suchte. Im Umwenden traf er die Thür, deren Schloß längst verrostet war, daß sie aufflog und die dahinter stehenden fast umgeworfen hätte.

„Aha," rief der Alte, „Ihr habt mich belauscht, Ihr neugierigen Geschöpfe. Aber es thut nichts. Einmal mußte es doch bekannt werden und es ist besser so. Ja, ja, seht mich nur an und wundert Euch. Arme Marie," fügte er hinzu und wollte auf seine Tochter zugehen und sie umarmen, aber die Hölzer hinderten ihn, „arme Marie, ich habe es Dir wohl angesehen Du hast mich für krank gehalten, weil Du Dir mein Treiben nicht erklären konntest. Aber ich bin glücklich heute und Ihr sollt es auch werden, denn ich habe es jetzt gefunden, was mir so viel Mühe gemacht. Das Schwerste ist überstanden. Die Saat ist aufgegangen und bald wird eine Erndte erfolgen, die Euch reich machen wird."

Anton schüttelte mit dem Kopfe.

„Ihr Ungläubigen," zürnte Roos, „die Ihr zweifelt, so lange Ihr es nicht in der Tasche habt. Verderbt mir meine Freude nicht und kommt herunter. Heute muß wieder musicirt

werden, aber erst habe ich noch einen kleinen Gang zu m
chen."

Roos hatte früher in dem Hause eines Zeitungseigenthüm
Unterricht gegeben und dieser wollte ihm noch immer wo
wenn er ihn auch nicht mehr beschäftigen konnte. Zu ihm e
er jetzt und erzählte ihm, daß er nach langem Studium u
Fleiße die Erfindung, sich durch ein Flugwerk in der Luft
bewegen, die jetzt das allgemeine Tagesgespräch war, nach
macht habe und geneigt sey, nächstens einen öffentlichen V
such damit anzustellen, wenn die Theilnahme groß genug
seine Kosten zu decken und seine Mühe zu belohnen. Der
daktеur hörte ihn Anfangs nur ungläubig an, der Alte geri
jedoch darauf in eine solche Begeisterung, sprach mit sol
Enthusiasmus und solcher Sicherheit von seinem Unternehm
setzte dies so bestimmt und ausführlich auseinander, daß
Andere sich seiner Beredtsamkeit ergeben mußte und Alles
einer Unterstützung zu thun versprach. Man kam überein,
der öffentliche Versuch schon in nächster Woche geschehen so
und daß bis dahin das Publikum gehörig davon in Kenntni
gesetzt und seine Theilnahme so viel als möglich gesteigert wer
den sollte.

Roos lief froh nach Hause und erzählte seinen Kindern
was geschehen war. Anton und Marie waren wie betäubt un
konnten es noch immer nicht fassen. Es war ihnen zu unbegreif
lich, wie der stille, nur in seine Noten vertiefte Vater zu ei
ner solchen Idee gekommen sey und sie fürchteten mehr als f

ein schlimmes Ende. Roos ärgerte sich, daß die Kinder nicht seine Freude theilten und hatte nichts zu thun, als sie zu beruhigen.

„Ich bin meiner Sache gewiß," sagte er mehr als einmal. „Ich habe es genau studirt, wie man es in Deutschland versucht und alles genau nach der Vorschrift zusammengesetzt. Ich fühle, daß es geht. Hole eine Flasche Wein, Anton, wir brauchen nicht zu sparen. In acht Tagen sind wir reich und können mehr verdienen, als wir je brauchen. Wir wollen einmal wieder recht vergnügt seyn. Ueber vierzehn Tage ist Hochzeit. Werde nicht roth, Mariechen, der Gedanke daran hat mir allein Muth gegeben, mich so lange da oben einzusperren. Viel länger hätte ich es aber nicht ausgehalten in der Nässe und Kälte."

Anton brachte Wein und über die Freude des Alten vergaßen selbst die Kinder ihre Sorgen und gingen zuletzt in die Gedanken des Vaters ein. Der war so fest überzeugt, daß auch sie sich einer Hoffnung hingaben, die ihnen eine so schimmernde Zukunft öffnete. Als die Flasche leer war, setzte sich der Alte an das Klavier und phantasirte mit einem Gefühle und Schwunge, wie es nur geschehen kann, wenn keine irdischen Sorgen die Phantasie lähmen.

„Seyd Ihr zufrieden?" schmunzelte der Musikus. „Ja, ich kann auch jetzt fliegen."

Der Redakteur hatte Wort gehalten. In ganz Amsterdam sprach man von nichts, als von Roos und seinem Wagstücke. Alles war gespannt darauf. Der Tag, an dem das Schauspiel

Statt finden sollte, war bestimmt. Von dem Thurme des Palais aus sollte Roos seinen Flug antreten. Die Preise der Plätze in seiner Nähe waren auf Veranlassung des Zeitungsunternehmers, der die ganze Besorgung freundlich übernommen hatte, sehr theuer und selbst die auf dem großen Platze vor dem Palais noch ziemlich hoch angesetzt. Man riß sich um die Billets, die in wenig Stunden verkauft waren, und bald in den Händen der Käufer Gegenstand von Spekulationen wurden. Am Morgen des wichtigen Tages erhielt Roos eine Summe eingehändigt, die seine kühnsten Erwartungen überstieg und die er stolz seiner Marie übergab. Er selbst war voll Zuversicht und mit seiner Maschinerie nach dem Palais gefahren. Marie war in einer fieberhaften Aufregung. Todesangst lag auf ihrem Herzen. Sie zitterte für den Vater und war durchaus nicht zu bewegen, nach dem Platze zu gehen, um dem Schauspiel beizuwohnen.

Es war ein herrlicher Tag, eine kalte, aber durchsichtig klare Luft. Der Thurm des Pallastes sah ernst auf die Menschenmasse herab, die zu seinen Füßen auf und ab wogte und schon zu murren anfing, daß man sie so lange warten ließ. Aber es verging eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit und noch immer sah man oben auf der Platform, die sich unter dem großen Glockenspiele befindet, keine Anstalten treffen. Roos hatte im großen hohen Saale des Palais einen Versuch anstellen müssen und von dem Balkon, der in demselben angebracht ist, sich herabgelassen; aber er war dabei gestürzt und

hätte sich das Bein verrenkt. Er war halb ohnmächtig. Ein Beamter sprach davon, daß das Ganze eingestellt und dem Publikum das Geld zurückgegeben werden müsse, da es klar sey, daß das System des Erfinders sich nicht bewährt habe.

Diese Worte brannten dem alten Mann in die Seele. Er sprang auf und rief: „Das darf nicht geschehen. Man darf mich nicht hindern. Ich wußte vorher, daß es hier in diesem engen Raume mißglücken würde. Draußen, wo die Luft mich zu tragen vermag, bin ich meines Erfolges gewiß."

Mehre Andere, die ihn umstanden, wollten ihm in Güte zureden, sein tollkühnes Wagstück aufzugeben, das ihm das Leben kosten könne, aber er war nicht zu bewegen.

„Das Geld zurückgeben!" sagte er leise vor sich hin, als er die Treppe zum Thurme hinaufstieg. „Was fingen dann die armen Kinder an? Alle Quellen sind versiegt; meine Thorheit hat ihnen das Letzte geraubt und ich soll ihnen jetzt wieder zur Last fallen, zusehen, wie sie sich zu Tode arbeiten und grämen, weil ich ein Narr war. Hinausgestoßen in Wind und Wetter, ohne Brod, ohne Dach, ohne Kleid und Alles um meinetwillen. Sie würden es mir nicht zeigen, aber jeder erdrückte Seufzer würde mir auch wie ein feuriges Schwert durch die Brust fahren und mir Höllenqualen bereiten. Im Leben war ich ihnen eine Last, so will ich ihnen im Tode helfen. Lärmt nicht, lärmt nicht," fügte er hinzu, als das Toben des ungeduldigen Volkes ihm immer deutlicher zu Ohren kam, „Euer Opfer kommt schon."

Er hatte die letzte Stufe erreicht. Das Volk brach bei seinem Anblick in ein anhaltendes Hurrahrufen aus und klatschte freudig in die Hände.

Roos lächelte schmerzlich. „Klatscht nur! Die Römer haben es auch gethan, wenn ein Gladiator fiel, um nie wieder aufzustehen."

Er sah herunter, ob er keines seiner Kinder erblicken könnte. Aber unten war Kopf an Kopf gedrängt und aus dieser Höhe nichts zu unterscheiden. „Es ist besser so!" sagte er. „So ist ihnen der erste Schreck geschenkt und weinen werden sie doch um mich. Ach, ich weiß ja jetzt, daß keine Hoffnung mehr für mich ist und daß es nichts ist mit meiner geträumten Kunst."

Er legte langsam seinen Apparat an. Unten war alles still, wie das Grab.

„Nur noch einmal möchte ich Musik hören," sagte er und trat auf das Brett, das über das Geländer der Platform gelegt war.

In demselben Augenblick schlug es drei und das Glockenspiel über ihm fing an zu rasseln und stimmte mit seiner hellen Metallstimme einen Choral an, den er selbst in seiner Jugend komponirt hatte. Roos sprach nicht, seine Lippen bewegten sich nur. Er betete. Sein Gesicht strahlte von einer himmlischen Freude. Noch einmal blickte er zum Himmel auf, breitete die Arme aus und sprang vom Brette.

Ein furchtbarer Schrei zerriß die Luft, ein einziger Schrei, aber er kam aus tausend Kehlen.

Roos war mit einem seiner Flügel gegen die kolossale Statue der Gerechtigkeit gefahren, die sich dicht unter der Thurmbrüstung an dem Rande des Vordaches erhebt, er war auf das Dach gefallen und von diesem zurückgeschleudert worden und aus der furchtbaren Höhe auf das Pflaster herabgestürzt.

Der Apparat hatte den Fall etwas geschwächt. Der Unglückliche war zerschmettert, athmete aber noch.

Ein Mädchen und ein junger Mensch hatten sich durch die starrte Menge Platz gemacht und warfen sich verzweiflungsvoll über den Armen. Es war Marie mit Anton, die die Unruhe doch nicht zu Haus geduldet hatte und die gerade zu dem furchtbaren Moment gekommen waren.

Der Vater hatte die Augen geschlossen, er sah nicht, er hörte nicht.

Man hatte schnell eine Bahre herbeigeschafft, auf die man ihn legte und ihn so nach Hause trug.

Das Volk verlief sich. Viele folgten theilnehmend dem Zuge.

Die Börse war gerade aus. Der reiche Mann vom Herrenhof kam eben aus diesem alten Gebäude. Sein Begleiter sah, was geschehen sey. „Der arme Mensch!" sagte er, als man ihm das Schicksal des Luftschiffers erzählte.

„Die Neapolitaner sind um ein Achtel gestiegen," sagte der Hauseigenthümer des Musikus ruhig, und ging gelassen weiter, ohne sich umzusehen.

Roos lag auf seinem Bette. Der Wundarzt hatte erklärt, daß hier nichts zu thun sey. Die kleine Familie war allein. Marie und Anton bewachten die Athemzüge des Vaters. Das Unglück war zu fürchterlich über sie gekommen. Sie konnten nicht einmal weinen.

So verging eine schreckliche Stunde.

Da öffnete Roos die Augen und versuchte zu lächeln, als er seine Kinder sah. Aber der Schmerz verzerrte ihm den Mund. Marie warf sich über ihn.

„Richte mich etwas auf," sagte er endlich mit schwacher Stimme zu Anton.

„Es ist vorbei mit mir!" flüsterte er. „Mir ist wohl. Seyd glücklich. Mein Tod ist Euer Leben."

Marie schluchzte.

„Seyd glücklich zusammen. — Anton, bleibe der Musik treu, aber verlaß das Land. — Wer hier steigen will, fällt schwer. Und das schmerzt. Eure Hand — Lebt wohl."

Roos hatte sich höher aufgerichtet und sank bei den letzten Worten zurück. Er hatte ausgelitten.

Zwei Monate später erhielt der Bürgermeister von Amsterdam zur Vertheilung an die Armen eine Summe Geldes aus einer Stadt Deutschlands zugeschickt. Anton hatte dort eine

Stelle gefunden, die ihn und Marie reichlich ernährte. Das Geld war die Einnahme des armen Roos bei seiner traurigen Luftfahrt.

Marie wollte das Blutgeld nicht.

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

Ein tiefer Fall.

Es war an einem heitern Wintertage, ganz Gent war auf den Beinen und feierte noch nach mehr als hundert Jahren das Geburtsfeſt des großen Kaiſers, der in ſeinen Mauern zur Welt gekommen. Das Glockenſpiel des Befroi klingelte luſtig zu dem Jubel der durch die Straße wogenden Menge, während ein mit vier Pferden beſpannter Wagen langſam zur Stadt hereinfuhr. Der Wagen verrieth den hohen Stand des Reiſenden; denn er war prächtig gearbeitet und mit Venetianiſchen Scheiben verſehen, die damals noch zu den größten Seltenheiten gehörten, aber die Wappen daran waren halb verwiſcht, das Gold an den Zierrathen war erloſchen, die Pferde waren abgemagert und gedrückt. Wem auch die Equipage gehörte, waren ſie reich, mußten ſie ihr Vermögen, waren ſie von Anſehen, mußten ſie Rang und Stelle verloren haben. Es ſaßen aber zwei Damen darin, deren eine trotz ihrer fünfzig Jahre noch immer ſchön heißen konnte. Ihre ſchwarzen Augen, ihr Teint, die gebogene Naſe verriethen den ſüdlichen Karakter, und obgleich ihr Geſicht tiefe Trauer und

Schwermuth verrieth, blitzte doch noch zuweilen aus ihren feurigen Blicken ein Anflug von Größe und Majestät. Die zweite Dame war bei Weitem jugendlicher, ihr ganzes Wesen hatte etwas Graziöses und aus ihren blauen Augen sprach eben so viel Muthwille, als erlöschende Mattigkeit. Erst vor acht Tagen hatte der Henker diesen reizenden Kopf im Bilde abgeschlagen. Auf dem Vordersitze saßen zwei Dienerinnen und ein Greis mit weißen Haaren und in einem langen, etwas verschossenen Sammtrocke; den Zügen nach schien es ein Jude zu seyn. Er war in tiefes Nachdenken versunken. Zu jeder andern Zeit hätten die Reisenden geglaubt, all dieses Glockengeläute, diese Musik, der ganze Lärm sey ihnen zu Ehren veranstaltet worden, aber ach, die Zeiten waren vorüber; die ältere Dame hatte, durch das tobende Geräusch aus ihren Träumen geweckt, sich vorgebogen und einen Augenblick auf die Straße geblickt, aber schnell sich wieder zurückgelehnt. Thränen rannen über ihre bleichen Wangen, denn sie dachte an die längst vergangene Zeit, als sie hier, von Glück und Schönheit umschimmert, ihren Einzug gehalten hatte. An der Brücke, wo die Brüsseler Straße ausgeht, hielt der Wagen, ein Page sprang vom Bocke und fragte, nach welchem Hotel sich die Frau Herzogin begeben wolle.

„Wo Du willst, Paulo," antwortete die Dame mit den schwarzen Augen und die Kutsche fuhr weiter über den Kanter bis zur Rue des Chambres nach einem Wirthshause zweiter Klasse, das ein Schild „Zu unserer hülfreichen Frau" hatte.

Die Herzogin hatte es zufällig erblickt und sogleich halten lassen. Die blonde Dame sah sich bestürzt um und fragte:

„Wie, hier?"

„Warum nicht, liebe Gräfin, wir sind von Allen verlassen, so möge unsere liebe Frau mich vor der Rache unseres unversöhnlichen Feindes schützen und mir eine Stätte verleihen, wo ich mein Haupt in Ruhe niederlegen kann."

Sieben Monate waren seitdem vergangen. In einem kleinen Hause der Kreuzstraße sah man eines Abends spät noch Licht durch das Fenster schimmern. In einer engen, kahlen Stube saßen vier in trübes Sinnen versunkene Personen um ein Bett. Die beiden ersten waren die Herzogin und der Greis im schwarzen Sammtkleide, die Andern eine Begnine und der geschickteste Arzt von Gent. Alle vier starrten nach dem Bette hin, auf dem eine Frau lag, die noch Spuren der Schönheit zeigte, deren Züge aber von Kummer und von Leiden zerstört waren.

„Mascali, Doktor," sagte die Herzogin, indem sie die rothgeweinten Augen aufschlug, „so glaubt Ihr denn Beide, daß für unsere arme Gräfin keine Rettung mehr ist?"

„Es ist ein Licht, das erlischt," antwortete der Arzt, „hier kann die Wissenschaft nichts mehr helfen."

„So ist keine Hoffnung mehr?"

„Nur ein Wunder," erwiederte der Greis, „könnte ihr helfen, und Wunder geschehen nicht mehr."

„Veramente, ich hoffe auch nichts mehr. Mascali, Du hast

mich lange genug auf diesen Tod vorbereitet, wie Du mir seit achtzehn Jahren alles Unglück vorher gesagt hast, das mich getroffen hat. Gerechter Gott, wann wirst Du endlich aufhören, mich zu prüfen und Dich meiner erbarmen?"

Es trat eine tiefe Stille ein. Nach einer Viertelstunde wurden sie vom Doktor unterbrochen.

„Nur ein heftiger Kummer," sagte er, „kann diese junge Dame auf das Krankenlager geworfen haben."

„Ach ja," sagte die Herzogin, „wohl war es ein heftiger bitterer Kummer, meine arme gute Freundin, die Kind, Freunde, Vaterland verlassen mußte, um dem Henker zu entgehen, nachdem Schurken von Richtern sie auf das Schaffott schicken wollten, weil sie gegen König und Staat geschrieben haben sollte. Der Tiger in Menschengestalt, nicht genug, daß er mich verjagt, verbannt, mich in's Elend stürzt, tödtet er mir auch meine liebste Freundin. Arme Isabella, Du stirbst, weil Du eine Unglückliche nicht verlassen wolltest."

Im selben Momente öffnete die Sterbende ihre Augen, ihr starrer Blick ruhte auf der Herzogin, ein leichtes Lächeln spielte um die bleichen Lippen. Die Kranke stieß einen leisen Seufzer aus und ihre Seele stieg zum Himmel auf. Die Herzogin erhob sich, küßte die Stirn der Verstorbenen und drückte ihr die Augen zu.

„Triumphiere, schändlicher Priester," schluchzte sie. „Du kannst der Liste Deiner Opfer ein neues hinzufügen. O wie

beneide ich Dich, meine theure, gute Freundin, Dir iſt wohl jetzt, während ich von Allen verlaſſen bin."

Der alte Mann warf ſich ihr zu Füßen, küßte ihr das Kleid und ſagte: „Von Allen, nur von mir nicht."

„Mein guter Mascali," erwiederte die Herzogin und hob ihn auf.

Es begann zu tagen, die beiden Männer entfernten ſich, nachdem ſie ſich ehrerbietig vor der Herzogin verbeugt hatten, die auf einem Seſſel Ruhe zu finden ſuchte. Die Beguine blieb neben dem Bette und betete leiſe.

Gegen Mittag wurde die Thür vorſichtig geöffnet und Mascali trat herein, da er die Herzogin wach ſah.

„Gnädige Frau," ſagte er, „der König iſt unten und will Ihnen ſeine Aufwartung machen."

„Hat er ſeinen ſchändlichen Günſtling bei ſich?"

„Ja."

„Er mag kommen, aber allein, verſtehſt Du?"

Einige Minuten ſpäter führte Mascali einen jungen, prächtig gekleideten Mann herein, der das Knie vor der Herzogin beugte.

„Mascali, bringe einen Stuhl für Seine Hoheit und laß uns allein."

Mascali entfernte ſich.

„Veramente! ich war nicht gefaßt auf dieſen Beſuch und hätte Euch Schamgefühl genug zugetraut, mich damit zu verſchonen."

„Man hat mich angeschwärzt.“

„Es wäre sehr nunöthig, wo die That so laut spricht. Eure letzte Handlung hat Euch so tief in meiner Achtung herabgesetzt, daß Ihr nichts mehr verlieren könnt.“

„Wenn Ihr wüßtet —“

„O ich weiß nur zu viel, ich weiß, daß, während unsere Freunde sich für Euch tödten ließen, Ihr wie ein Feigling entflohen seyd, ich weiß, daß Ihr einen Vertrag mit unserm unversöhnlichen Feinde geschlossen und mich darin verrathen, mein Wohl auf das Nichtswürdigste aufgegeben habt. Wenn ich nicht Eure Mutter wäre, so würde ich nicht glauben, daß Ihr der Sohn eines der größten Könige wäret, dessen edles Blut Ihr durch Eure Feigheit brandmarkt.“

„Das ist zu viel,“ rief der König aufspringend.

Veramente, wäret Ihr wirklich im Stande, in Zorn zu gerathen? Das wundert mich und verräth noch eine Spur von Muth.“

„O ich weiß, daß die Gräfin mich verabscheut, daß sie nicht aufhört, mich zu verläumden, aber bei Gott, sie soll es mir bezahlen.“

„Ich weiß, einer Frau gegenüber habt Ihr Muth genug.“

„So wahr ich selig zu werden hoffe, ich werde mich furchtbar rächen.“

Die Herzogin erhob sich, zog die Vorhänge des Bettes zurück und sagte mit einem verächtlichen Lächeln: „So rächt Euch an ihrer Leiche.“

Der Prinz wurde bleich, schwankte und hielt sich unwillkührlich an der Herzogin fest, die aber hastig zurückfuhr.

„Wie, ich Euch als Stütze dienen, nimmermehr! geht, und verschont mich ferner mit Eurem Anblick.“

Der Monarch wankte wie betäubt nach der Thür und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung.

„Der Elende,“ rief die Herzogin, „und muß ich Mutter eines solchen Menschen seyn.“

Am andern Morgen war eine Kapelle in der Kirche St. Bavon schwarz ausgeschlagen, in der Mitte stand ein Katafalk mit einer Grafenkrone darauf, zur Rechten die betende Herzogin, hinter ihr Mascali, ein Page und zwei Frauen, alle in tiefer Trauer. Vorn auf dem Katafalke las man die Worte: Betet zu Gott für das ewige Heil der erlauchten Frau Isabella, Gräfin von Fargis, Gesandtin bei Seiner Majestät dem Könige von Spanien und beider Indien.

Noch vor zwanzig Jahren sah man zu Köln ein altes kleines Haus, das unten und oben zusammen fünf schmale trübe Fenster hatte. Hier wurde am 29. Juni 1577 der erste Maler der Flämändischen Schule, der unsterbliche Rubens geboren. Mehr als sechszig Jahre später aber wohnten hier zur ebenen Erde zwei alte Leute, ein Schuhmacher und seine Frau. Das erste Stockwerk, das sie zu vermiethen pflegten, stand jetzt

leer; nur das Bodenzimmer war von zwei Personen besetzt. An einem kalten und regnigen November-Abende saßen die beiden alten Leute allein zusammen.

„Sieh' Dich doch einmal oben um," sagte der Schuhmacher, „was die Dame macht. Der alte Herr ist schon seit heute früh hinaus und noch nicht wieder zurück. Hat sie nichts gegessen?"

„Ich bin erst vor einer halben Stunde da gewesen, aber er war noch nicht da, gegen Mittag habe ich ihr etwas Suppe gebracht, aber sie hat fast nichts davon genommen, um drei Uhr bin ich wieder hinaufgegangen, aber da schlief sie, und um fünf Uhr sagte sie mir, sie brauche nichts mehr."

„Arme Frau! in so einer Jahreszeit kein Feuer, keine Kleidung, kein ordentliches Bett zu haben, und doch bin ich überzeugt, daß sie etwas Vornehmes ist. Hast Du gesehen, mit welcher Ehrfurcht der alte Herr mit ihr spricht?"

„Wenn's ihr schlecht geht, ist's ihre eigene Schuld, sie hat einen Ring am Finger, für den sie sich das Beste anschaffen könnte."

In demselben Augenblick wurde an die Thür geklopft. Die Frau ging hinaus und öffnete, und kam mit einem Greise zurück, dessen grauer Bart auf einen schmutzigen geflickten Sammetrock herabfiel. Die Frau wollte ein Gespräch mit ihm anknüpfen, er sagte ihr aber ein kurzes Gute Nacht und kletterte im Dunkeln die steile Treppe hinan. Als er in das kalte Bodenzimmer trat, frug ihn eine matte zitternde Stimme, warum er so lange geblieben sey.

„Es ist nicht meine Schuld," antwortete er, „ich habe Manuscripte kopirt, und als ich zurückkam, begegnete mir ein Diener, dem ich früher prophezeit hatte, und der mich bat, auch zwei reisenden Damen das Horoscop zu stellen. Ich that es, um etwas Geld zu verdienen und dafür die nöthigen Kräuter für Ihre Fieber zu kaufen."

„Mich friert."

„Das ist der Fieberschauer, ich werde Ihnen einen Trank bereiten, den Sie sogleich nehmen müssen."

Beim Schimmer einer kleinen Blechlampe bereitete der Greis seine Medizin und gab sie der Kranken, die er mit seinem eigenen Rocke zudeckte. Noch eine Zeitlang, als sie schon eingeschlafen war, wachte er bei ihr; und zog sich dann hinter einen Verschlag zurück, wo er auf dem harten Boden Ruhe zu finden suchte.

Am andern Morgen befand sich die Kranke etwas besser. Der Alte schlug ihr einen Spaziergang vor und sie ging herab mit ihm auf den Cäcilienplatz, wo sie trotz ihrer schlechten Kleidung durch ihre würdevolle Haltung Aller Augen auf sich zog.

„Siehst Du den Herrn dort?" sagte sie plötzlich, nach der Kirche zeigend. „Aber wie, irre ich mich nicht, es ist der Herzog von Guise."

Sie hatte den Namen so laut ausgesprochen, daß der Unbekannte den Kopf erhob und auf sie zukam.

„Pardieu," sagte er, „das ist ja Mascali. Teufel, habt Ihr Euch verheirathet?"

„Er kennt mich nicht," seufzte die alte Dame, „was muß ich mich verändert haben!"

Mascali hatte während dieses Ausrufs dem Herzog ein Wort in's Ohr geflüstert, daß er plötzlich erschrocken zurück fuhr. So wie er sich erholt hatte, zog er seinen Hut ab und verbeugte sich tief zur Erde.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er, „aber meine Augen sind so schwach geworden, und ich vermuthete so wenig, daß ich hier die Ehre haben würde, Ihre Ma—"

„Um Gottes Willen," unterbrach ihn die Dame lebhaft, „geben Sie uns keinen Titel, der gar zu sehr im Widerspruch mit unserer jetzigen Lage stände. Sind Sie lange in Köln?"

„Seit drei Tagen. Ich komme von Italien, wohin ich zuerst gereist war, als unser gemeinschaftlicher Feind mich verbannt und meine Güter mit Beschlag belegt hatte. Ich will jetzt nach Brüssel."

„Haben Sie lange keine Nachricht aus Frankreich, regiert der Elende noch immer?"

„Er ist mächtiger, als je."

„Wissen Sie wohl, mein Herr Herzog, daß Ihr Schicksal fast so sonderbar ist, als das meinige? Sie, der Sohn eines Mannes, der, wenn er die Gefahr nicht zu sehr verachtet, sich vielleicht die Krone auf's Haupt gesetzt hätte, und ich einstmals die Beherrscherin des mächtigsten Landes der Welt!

Und jetzt — Auf Wiedersehen," setzte sie plötzlich hinzu, indem sie stolz das Haupt erhob. „Dieser Anblick hat mir wohl gethan, Herr Herzog, möge das Schicksal sich bald wieder mit Ihnen versöhnen."

„Erlauben Sie mir, Sie nach Ihrer Wohnung zu begleiten."

Eine hohe Röthe überflog die bleichen Züge der alten Dame und sie antwortete mit einem gebieterischen Tone: „Verlassen Sie uns, Herr Herzog, wir wollen es."

Guise machte eine tiefe Verbeugung, küßte der Dame ehrerbietig die Hand und entfernte sich. Kaum war er aber an der Ecke der Peterstraße, als er sich einem Menschen näherte, ihm etwas Geld in die Hand drückte, ihm die Dame bezeichnete und dann erst sich eiligst entfernte.

Am andern Morgen klopfte jemand an das Haus des Schuhmachers und fragte nach Herrn Mascali. Dieser kam herunter und erhielt von dem Boten einen Brief und eine Büchse. In dem Briefe stand: „ich habe noch zwei hundert Louisd'or, die Hälfte davon ist für Euch. Karl von Guise." In der Büchse waren hundert Louisd'or.

Zwei Jahre hatte das unerwartete Geschenk die Bedürfnisse der beiden Fremden befriedigt. Aber der letzte Louis war ausgegeben und die Dame nebst ihrem Begleiter waren noch immer allein und verlassen. Selbst der Schuhmacher mit seiner Frau waren schon seit mehren Wochen fort, um in Aachen eine kleine Erbschaft zu erheben. Es war am 13. Februar 1642.

Auf dem Bodenzimmer vernahm man ein ersticktes Seufzen und Stöhnen. Eine alte, mehr einem Skelett, als einem menschlichen Wesen ähnliche Frau lag auf einem Strohbündel und rang mit dem Tode. Das Seufzen und Stöhnen wurde immer schwächer und bald trat das letzte Todesröcheln ein. Einige Stunden später kroch ein in Lumpen gehüllter Greis mühsam die Treppe herauf, nur ein einziges Wort kam über seine Lippen, aber die Verzweiflung sprach daraus. „Nichts," rief er, „nichts!" Er näherte sich dem Lager und da er die unglückliche Frau ohne Bewegung sah, ergriff er schnell ihren Arm, ließ ihn aber bald wieder fallen. „Todt," rief er, „todt vor Hunger, vor Kälte, vor Elend."

Und diese Frau war Maria von Medicis, die Gemahlin Heinrich des Vierten, die Regentin von Frankreich, Mutter Ludwigs des Dreizehnten, Isabellas, Königin von Spanien, Henriettas, Königin von England, Christinas, Herzogin von Savoyen, Gastons, Herzogs von Orleans, und doch vor Hunger, Kälte und Elend gestorben, und doch heißt Ludwig der Dreizehnte, der feige Sklave Richelieu's, der Mörder seiner Mutter, doch heißt er Ludwig der Gerechte.

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

Register.

	Seite
Die Eisenbahn	1
Das Ende einer Reichsstadt	49
Liebes-Glück und Unglück	145
Der Mäßigkeitsverein	163
Der Musikus von Amsterdam	163
Ein tiefer Fall	219

Druck: M. Urlichs Sohn.

N. C.

Sax
GA1

Bilder

11768 aus G.9149-7

den Niederlanden.

Von

Louis Lar.

NEW YORK FREE CIRCULATING LIBRARY.

Zweiter Band.

Aachen und Leipzig,
Verlag von J. A. Mayer.

1838.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472353
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

Briefe

aus

den Niederlanden.

I.

Lüttich.

Es ist eine traurige Zeit um alles Reisen geworden. Es begegnet einem nichts mehr, weder etwas Komisches, noch etwas Trauriges. Man langweilt sich und das ist Alles. Es zerbricht kein Wagen mehr, man hat kein Abentheuer mehr im Wirthshause, man wird nicht mehr zum Ritter an einer Dame, denn die sind jetzt so eingefahren trotz einem Manne, nicht einmal zu einem anmuthigen Gespräche bringt man es. Als ich vor einer Reihe Jahren nach Leipzig fuhr — es waren sieben Meilen Weges — brauchte ich zwanzig Stunden dazu, und es war Zeit genug, daß ich die Lebensgeschichten aller Mitreisenden erfuhr. Jetzt kann man um die Welt fahren und man macht nichts auf, als die Börse, den Mund am wenigsten. Entweder das summende Volk der reisenden Kommis, die für ihr Geschäft um so schwerer wiegen, je leichter sich ihre Zunge bewegt, schwirrt einem um die Ohren und kramt die Musterkar-

ten der auf der Straße eingesammelten Erfahrungen aus, oder ein Trupp Engländer streckt einem die gähnenden Gesichter entgegen, auf denen sich die Langeweile eines ganzen Welttheils aufgespeichert hat. Einem der beiden Uebel ist schon nicht zu entgehen und es bleibt nichts übrig, als sich in seine eigenen Gedanken einzuspinnen. Bis Lüttich war der Wagen vollgepfropft mit Englischen Zugvögeln, die ihre Zeit auf dem Kontinente abgemacht hatten und nach ihren alten Nestern zurückflogen, mit der gehörigen Anzahl von Guides und Panoramas als Denkzeichen und Belege. Großeltern, Kinder, Enkel, ein ganzes Haus voll hockte zusammen. Nicht einmal mit einander sprachen sie, geschweige mit einem Fremden. Es war eine schöne Familienscene.

Ich war froh, als wir in Lüttich einfuhren, durch die engen, lebendigen Straßen, die sich so lang an dem breiten Flusse hinstrecken. Ich möchte die Stadt schon leiden, wenn die Menschen und Pferde nur von besserer Race wären. Es ist alles so knochig und derb, daß alle Schönheit darunter erstickt wird. Es ist alles fest und tüchtig, der Bau der Wohnungen, wie der Menschen, aber auch eben so zusammengedrückt. Allein die Stadt selbst interessirt doch, wie alles Alterthümliche. — Diese schmalen Gassen, diese weiten Plätze, in die sich so oft die stürmischen Wogen einer tobenden Menge ergossen, haben so manches blutige Stück Geschichte gesehen. Und nichts gibt einer Stadt besseres Relief, als historische Erinnerungen. Es scheint ein eigener tumultuarischer Sinn in diesem Lütticher

Blute zu stecken, das in ewiger Gährung ist und bei jeder Gelegenheit gern in die Höhe schäumt. Seit dem Eber der Ardennen hat das Rebelliren das Hauptvergnügen dieses Volkes ausgemacht, und wo es im Lande Feuer gab, half Lüttich gewiß anschüren und war obenan. Noch in der letzten Zeit haben sie den Ausschlag gegeben gegen Holland und es ist die Frage, ob sie nicht wieder die Ersten wären, eine neue Veränderung zu bewirken. Wenigstens herrscht kein Enthusiasmus für das Bestehende. Man müßte immer etwas Neues für sie erfinden, wie für die Pariser.

Ich schlenderte durch die Straßen, nach den Kirchen, die alt, aber auch kahl genug sind. Gar wenig Spuren früherer Macht und Herrlichkeit. Im Rathhause, wo so mancher mörderische Streit entschieden worden, haben sie im Flur einen Tanzsaal eingerichtet, wo dem Volke jetzt auf lustigere Weise aufgespielt wird; statt mit Blut zahlt es jetzt mit Geld; das Gold hat den Stahl verdrängt, aber die Noth ist dieselbe. In das Bischöfliche Schloß haben sie die Justiz und die Regierung verlegt, und den Hof haben sie zum Markte gemacht für Gemüseweiber und die alterthümlichen Gallerien zu Hallen für Antiquare. Die Krämerei ist an der Tagesordnung. Der Lärm der Assisen tobt in den Prunkzimmern eines feingebildeten Hofes, und von unten herauf schallt das Wallonische Geschrei schmutziger Weiber. Wir sind allesammt trockene Utilitarier geworden.

Auf dem Lambertusplatze vor dem Pallaste war Parade. Die

Truppen waren an allen vier Seiten aufgestellt. Ein Detaschement Jäger brachte ein Paar Deliquenten in das Carré, denen ein Unteroffizier ein Bandelier über den Kopf hängte und es hernach unter den Füßen wieder hervorzog. Damit waren sie degradirt. Sie mußten ihre Uniform von sich thun, graue leinene Jacken anziehen und sich Handschellen anlegen lassen. Ein Paar Gensdarmen nahmen sie in die Mitte und führten sie darauf längs der ganzen Fronte und dann in's Gefängniß. Die armen Burschen hatten gegen die Subordination gefehlt und schienen freilich nicht sehr ergriffen von ihrer Strafe. Es ist übrigens ein Vergehen, das dem Belgischen Militair leicht genug gemacht wird, da niemand von Respekt gegen Offiziere etwas zu wissen scheint. Es ist eine Seltenheit, wenn ein Soldat so viele Notiz von seinen Oberen nimmt, daß er sich die Mühe gibt, im Vorbeigehen nur flüchtig zu grüßen. „Hier herrscht Gleichheit," sagte ein sehr gefälliger Polnischer Kapitain, den die Revolution in Belgische Dienste gekrieben hatte. „Gleichheit verträgt sich schlecht mit Disciplin. Neulich ging es noch toller zu. Ein Hauptmann hatte seine Kompagnie zum Marschiren antreten lassen, schon das Gewehr im Arm! kommandirt, als es plötzlich drei Mann einfiel, aus Reih und Glied zu treten, und erst noch zu einer Marketenderin zu laufen und sich mit einigen Gläsern Branntwein zu erfrischen. Der Hauptmann wurde ganz roth vor Wuth, aber er schwieg still, das Volk und das Weib lachten ihn obenein aus und das Letztere war frech genug, mit dem Wechseln des Geldes recht

lange zu zögern, um dem Skandal desto größere Dauer zu geben."

Man spricht recht viel von dem guten Geiste, der in die Französische Armee dadurch kömmt, daß Offiziere und Soldaten auf so vertrautem Fuße mit einander leben; wenn er sich aber so äußert, habe ich allen Respekt. Wo alle Scheidewände fallen, sieht es schlimm um die Gesellschaft aus und die bessern Gliedmaßen kommen zu schlecht weg. Der Geist geht jedenfalls ganz unter. Ich habe erst heut ein Beispiel davon erlebt. Ich saß hinter einem Belgischen Kapitain und einem Kanonier, die einen jungen Menschen in der Mitte hatten, der die Belgische Armee auf das Schmählichste lächerlich machte. Er mockirte sich über ihre Haltung, über ihre Gelehrigkeit, über ihre Feigheit und meinte eben, wenn nicht England und Frankreich sie so fest hielten, so brauchte sie Holland nur anzublasen, um sie über den Haufen zu werfen. Der Kanonier stimmte ganz naiv mit ein und der Hauptmann schwieg dazu. Was läßt sich vom Offizier erwarten, wo der Soldat in dessen Gegenwart so seine Waffen herabsetzen darf; was vom Soldaten, wo der Offizier dies schweigend anhört?

Gleich nach der Exekution marschirten die Truppen zugweise ab, Jäger, Grenadiere und Artillerie, beide letztere Korps in schöner, kleidsamer Uniform, mit bärtigen Sapeurs voran, die ihr Handwerkzeug, Sägen, Spaten und Beile, ganz verwegen schwangen. Gut, daß keiner unserer Deutschen Offiziere da war. Das Marschiren hätte ihm eine Ohnmacht oder ein

Gallenfieber zugezogen. Fast lauter hübsche Leute, aber nicht zwei Mann, die Schritt mit einander hielten. Aus purem Schönheitssinn bildeten die Züge die herrlichsten Schlangenlinien und jeder hielt das Gewehr, eben wie er Lust hatte. Alles war ungleich aus lauter Gleichheitssinn. Die Offiziere fragten sich einander, was sie kommandiren sollten. „Marches comme moi!“ rief ein Lieutenant dem Führer eines Zugs hinter ihm zu.

Es wird zwar oft genug über unser mühsames Drillen der Soldaten gespottet, aber unter Napoleon marschirten die Truppen wie Ein Mann und alle Evolutionen mußten wie mit dem Zirkel abgemessen seyn. Was läßt sich auch von dem Geiste des Ganzen erwarten, wenn die Ausführung des Einzelnen nicht mit maschinenmäßiger Genauigkeit erfolgt, wenn nicht Eins sich genau an das Andere anschließt? Eine Kompagnie gutgeübter Mannschaft, die an einander geschlossen, wie eine Mauer, vorrückt, wird sich immer durch ein ganzes Regiment Bahn brechen, das lose und locker in einer willkührlichen Cadenz heranhüpft. Wenn die Belgische Armee, namentlich die Infanterie, in ihrem jetzigen schlottrigen Zustande bleibt, so wünsche ich ihr den ewigen Frieden.

Vor einigen zwanzig Jahren ging es freilich noch unruhiger zu auf diesem Platze und es blieb nicht beim Degradiren von ein Paar Mann stehen. Ganze Trupps mußten vortreten und die ihnen gegenüber standen, hatten scharf geladen, und als das Kommando erschallte, sanken die Straffälligen in ihr

Blut und büßten mit dem Leben ihren wilden Ungehorsam. Auf diesem Platze hatten die Sächsischen Regimenter gestanden und sich empört gegen den Befehl, der sie den Preußischen Adlern einverleibte, die in ihrem alten Vaterlande aufgepflanzt worden, von hier waren sie angestürmt gegen das Schloß, aus dem der alte Blücher den Spektakel mit ansah, hier standen sie umzingelt von den Schaaren, die siegreich die Schlachten gegen den Feind Deutschlands geschlagen, und mußten sich beugen unter die neuen Fahnen, die ihnen damals aufgedrungen werden mußten und die jetzt ihr Stolz sind.

II.

Von Lüttich nach Brüssel.

Die Fahrt von Lüttich bis nach Namur gehört zu den schönsten, die man machen kann; einzelne Punkte, wie die Lage von Chokier und Huy, nehmen es mit den herrlichsten auf, die der Rhein darbieten kann. Leider muß man das Vergnügen später durch den langweiligen Weg von Namur bis Brüssel erkaufen, der kaum zu ertragen wäre, wenn nicht an diesen breiten Ebenen so viele historische Erinnerungen klebten. Kaum daß man Einen Ort nennen hört, der nicht in den letzten fünfzig Jahren irgend einer Schlacht oder wenigstens einem Scharmützel seinen Namen geliehen hätte, bis man endlich nach Quatrebras gelangt, an dem sich die Gewalt der unerhörtesten Soldatenherrschaft noch einmal gebrochen, um endlich wenige Stunden davon, in Waterloo, ihr letztes Ende zu fin-

den. So lange die Geschichte existirt, hat es sicher keinen Mann gegeben, der so schnell nach seinem Tode fast schon zur fabelhaften Person geworden wäre, wie dies mit Napoleon der Fall ist. Alexander und Napoleon wollten beide bei Lebzeiten Götter seyn, aber die Leere nach dem Verscheiden des Ersten war verhältnißmäßig zu groß, als daß er nicht noch lange den Nachkommen in seiner alten körperlichen Gestalt erschienen wäre. Zwischen Napoleon aber und uns ist eine Zeit, die reicher an Bewegungen gewesen ist, als je eine ähnliche. Die Völker und ihre Interessen haben einen Aufschwung genommen, wie nie; der durch die langen Stürme aufgerüttelte Geist hat sich auf Kunst, Wissenschaft und Industrie geworfen und sie mit der ungeheuersten Triebkraft, weil sie eben vorbereiteter war, als sonst, auf eine Art entwickelt, die alle Aufmerksamkeit auf die Gegenwart richten mußte. Es haben sich so viele Gegenstände zwischen uns und diesen neuen dreißigjährigen Krieg gedrängt, daß die Helden desselben nur wie ferne Nebenbilder noch heraufdämmern. Darin liegt es, nicht in der Größe Napoleons selbst, daß wir schon jetzt nur die schönsten Züge desselben sehen, seine Ecken und Fehler vergessen und daß selbst seine Feinde ihn idealisiren. Es war ein guter Scherz von dem Franzosen, der bewies, daß Napoleon gar nicht existirt habe und nur eine mythologische Person gewesen sey, was er sehr sinnreich zu beweisen suchte. Aber hinter dem Scherze liegt etwas Wahrheit. Der Kaiser ist so schnell in den Hintergrund getreten, daß die kleineren Stufen,

auf denen er seine Höhe erstiegen hat, verschwinden und n
nur noch die starre, glänzende Figur auf dem hohen, stei
Postamente erblicken, und statt zu beurtheilen, nur noch
wundern. Das Unglück, das er geschlagen, ist zu schnell g
heilt worden, als daß man es ihm lange hätte nachtrag
können. Nur die werden unversöhnlich seyn, die das Glück d
Welt in der Vernichtung der Religion und der Monarch
träumten und die Erfüllung dieser Chimaire von ihm erwart
ten. Daß er beides aber nicht der Idee wegen, sondern n
zu seinem Zweck herstellte, war sein Ruin. Dafür, daß
überhaupt die Gewalt der Ideen verkannte und nur auf se
eigene ungeheure Thatkraft sich verließ, mußte er jetzt sch
tern. Der Egoismus kann zu großen Resultaten führen, wenn
er der Eitelkeit Anderer schmeichelt und ihre Kräfte zu ein
einzigen Ziele vereinigt, aber in der Masse der Menschhei
liegt doch noch etwas Höheres, als die bloße Sucht n
Glanz und Macht, und der Gewalt einer moralischen Be
sterung kann die Materie, und sey sie noch so gedrungen, nicht
widerstehen. Hier — längs dieser Straße standen die Engli
schen Schaaren, den ganzen Tag über erschüttert, zermalm
von dem Anprall der kernhaftesten Truppen, die ihr Kaiser in
immer erneuertem Sturme gegen sie anführte. Sie sanken nie
der und wurden von andern ersetzt; ihre Reihen waren zerris
sen, vom Feinde überflügelt, sie waren geschlagen und wichen
doch nicht, bis dort aus jenem Waldsaume die Hörner der
Preußen erschalten, die eben erst in einer blutigen Schlacht

geworfen, doch wieder zu neuem Kampfe herbeieilten. Das war es eben, was Napoleon nicht bedachte. Er glaubte, der Feldherr könne noch den Kaiser retten. Aber es war kein Kriegsspiel mehr, wo die gewonnene Schlacht entscheidet, der Geschlagene die Flucht ergreift und der Sieger die Bedingungen des Friedens diktirt. Es waren keine Armeen mehr, die aufgemein wurden, sondern Völker, die miteinander rangen und deren Lebenskraft nicht ausgeht, so lange sie noch athmen, sie, zu Boden gestreckt, wieder aufspringen und ihren Gegner immer wieder packen, bis Eins oder das Andere sich nicht mehr erheben kann.

Eben ging die Sonne unter hinter jenem künstlichen Hügel, in dessen Füßen ganze Regimenter eingescharrt sind, die letzte Blüthe der Französischen Garde. Der Löwe auf seiner Spitze, wie drohend nach Frankreich hinüberblickt und es mit der erhobenen Tatze zur Ruhe mahnt, leuchtete im feurigen Lichte; die ehernen Denkmäler zur Seite der Straße funkelten in den letzten Strahlen. Es war ein feierlicher Anblick. Dieselbe Sonne hatte vor zwei und zwanzig Jahren das Leben von Tausenden, die sich hier zerfleischten, scheiden sehen, und als sie herabsank unter den fernen Horizont, war auch die Sonne des gewaltigen Kriegsgottes in den Ozean hinabgestiegen, aber um nie wieder aufzugehen. Das eiserne Band zerriß, das seinen Namen um die Welt schlang, das den Ruhm seiner Nation, das Geschick seiner Familie zusammenhielt. Frankreich mußte sein Haupt beugen, die Bonapartisten wurden in den

weiten Weltraum, wie Stücke eines feurigen Kometen, zer-
sprengt, um unbemerkt und vereinzelt ihre dunklen Kreise zu
ziehen.

III.

Brüſſel.

Brüſſel, wiſſen Sie, iſt mir von lange her zuwider. Ich
ag eine Stadt nicht, die keinen Karakter hat, die aus den
ſtrogenſten Miſchungen beſteht, in der der Kopf, wie beim
ſan, verächtlich auf die Füße herabblickt. Brüſſel hat nur
ei Sachen, die in immer gleicher Thätigkeit ſind und dem
remden, wenn er die Stadt ſchon zur Genüge kennt, ſtets
as Neues darbieten: das eine iſt das traurige Geſchäft des
achdrucks, das andere die Tafel im Hôtel de Flandre. Das eine
irkt eben ſo wohlthätig für den Geſchmack, als das andere
derblich darauf einwirkt. Es iſt merkwürdig, wie in dieſer
auptſtadt des Belgiſchen Reiches ſo vortrefflich für den Kör-
r, ſo ſchmählich für den Geiſt geſorgt iſt. Man braucht nur
f den Straßen die feiſten, ſtrotzenden Geſtalten ſich vorüber
wegen zu ſehen, um ſogleich zu wiſſen, daß hier nur die
ulerie herrſchen kann. Alle Hotels ſind ausgezeichnet, ihre

Tische auf das Reichste besetzt, alle Buchhandlungen kahl und leer. Selten, daß man ein Werk erhalten kann, was man gerade gebraucht und wäre es auch eben in Paris erschienen. Ein wissenschaftliches natürlich, denn für die Romane sorgt der Diebstahl des Nachdrucks, der sich bitter genug rächt, dessen Abschaffung aber an dem allgemeinen Krämergeiste scheitert. Weil einige hundert Setzer und Drucker davon leben, kann kein Gesetz dagegen aufkommen, und die nothwendige Folge ist, daß in Belgien selbst an keine nationale Literatur zu denken ist. Kein Verleger wird ein Originalwerk kaufen, da er das fremde sich umsonst zu eigen machen kann, und so gehen sogar gute Kräfte unter, wenn sie sich nicht mit Paris in Verbindung setzen können. Die Kammer begreift freilich nicht, daß eine Nationalität des Volkes und des Landes, von der sie so gerne träumt, nicht haltbar ist, wenn sie von dem Geiste eines Nachbars zehren, sich mit dessen Ideen nähren muß. Amerika, das gewiß nichts mehr von England zu fürchten hat, empfindet die Folgen desselben Systems und will endlich dagegen arbeiten; in Belgien, das sich noch täglich Französisches Erbgut nennen hören muß, ist man noch nicht so weit in der Erkenntniß. Von seinen Staatsmännern ist allerdings wenig literarischer Sinn zu erwarten, da, mit Ausnahme des Königs, sich schwerlich jemand um dergleichen bekümmert. Selbst um die Journalistik, diese Scheidemünze der Literatur, ist es kläglich bestellt, und in den geachtetsten Blättern herrscht oft eine Rohheit des Tones, die auf geringe Humanität in der Bil-

lung der Redakteuren schließen läßt. Wo eine feinere Ironie geführt wird, kann man fast immer annehmen, daß ein Frau diese die Feder führt. Ich suchte nach Notizen über die Belgischen Staatsmänner, über die neueren Verhältnisse des Landes. Es war nirgends etwas zu haben. An Biographien nicht zu denken, außer dem Werke von Nothomb nichts über die Revolution zu bekommen. Man schreibt nicht, weil nicht gelesen wird. On arrange cela autrement chez nous. Schreiben die auch zu viel, finden sich doch unter der Masse gute Köpfe genug, die Früchte tragen können, und die Verbildung ist leichter zu tragen und zu bekämpfen, als der Mangel an aller Bildung.

Ich besuchte gestern White, der, glaube ich, nur nach Brüssel gezogen ist, damit diese Stadt doch wenigstens Einen Schriftsteller von Namen besäße. Er ist noch immer so geistig thätig, als sonst und freute sich sehr, als er hörte, daß sein letztes Werk „die heimliche Ehe" auch in Deutschland so viel Glück mache. Er arbeitet jetzt an einem neuen Romane, von dem bereits die beiden ersten Theile beendigt sind. Es heißt Tale of a Cachemir Shawl und ist phantastisch-satyrisch gehalten. In Indischem Gewande karrikirt es Europäische Zustände und verspricht sehr interessant zu werden. White führt ein sehr angenehmes Leben, ein Mittelding zwischen schriftstellerischer Thätigkeit und fein-aristokratischer Geselligkeit, in der er freilich mehr auf Fremde, als Einheimische beschränkt ist.

Von da fuhr ich, meiner Gesellschaft zu Liebe, noch einige

Kunstschätze ab, das Palais des Prinzen von Oranien, in dem man noch immer so behutsam auf übergezogenen Wollschuhen auftreten muß, wie aus Furcht, daß man sonst einen rächenden Geist heraufbeschwören möchte, und das Schloß des eben abwesenden Königs, in dem man ganz revolutionair, mit schmutzigen Stiefeln zugelassen wird und dessen Gallerie eine kleine Uebersicht über die Fortschritte der neuern Kunst in Belgien gewährt. Im Ganzen ist die Sammlung, was den innern Werth betrifft, nicht sehr ergiebig. Ein Paar Portraits von Französischen Malern zeugten mehr von Geschick, als von Genie. Recht schön war eine Heerde Pferde, die von Wölfen angefallen wird, von Verboekhoven gemalt, aber nicht das Beste, was er gemacht hat. Viele Genrestücke, wenig Großes. Die Belgische Schule hat unstreitig ihre großen Verdienste, in denen sie die Düsseldorfer übertrifft, wie sie ihr in andern Stücken wieder nachsteht. In der erstern scheint noch ein Abglanz der alten Meister zu leben, der sich bis auf die Enkel herunter erhalten hat. In der ganzen Technik, in der Behandlung der Farben, in der Vorbereitung des Effektes — worin freilich oft über das richtige Maaß hinausgegangen wird, aber mehr bei den Franzosen, als bei den Belgiern — scheinen mir die Niederländischen Maler, Belgier wie Holländer, bei weitem die Düsseldorfer zu übertreffen, die sich nicht so an beständiger Anschauung vortrefflicher Meister erfrischen können. Dazu kömmt, daß die Belgier unabhängiger sind und nicht von einer stereotypen Idee nach einseitiger Richtung hin-

gedrängt werden. Sie geben mehr die Aeußerung ihres eigenen Gefühls, den Ausdruck ihrer Leidenschaft, der sich demnach nach den verschiedenen Individualitäten eben so oft modifizirt, während in Düsseldorf ein jeder sich mehr einer gewissen hergebrachten Form anzunähren sucht. Da diesen Individualitäten aber oft die Poesie abgeht, so werden auch ihre Gestalten materieller, ihre Kompositionen unedler. Weil sie aber auf sich selbst allein angewiesen sind, so müssen sie auch ihre schöpferische Kraft mehr anspornen und ihre Bilder erhalten Leben, Bewegung, Handlung.

In Düsseldorf herrscht eine Idee vor und diese ist zum Glück eine poetische, ideale; und da Alles sich nach ihr modelt, so kann auch der Schlechtere nicht zur Gemeinheit herabsinken, wie aber auch dem Besten immer eine gewisse Befangenheit anklebt, die aus dem Mangel an Unabhängigkeit nothwendig hervorgehen muß. Der Geist sinkt zur passiven Empfänglichkeit herab, statt selbst schaffend aufzutreten. In der Düsseldorfer Schule herrscht das weibliche Prinzip vor: das Plastisch-Schöne, das jede rasche Strömung des Gefühls scheut und höchstens mit den Augenwimpern sich verräth, die Ruhe, die in jeder Bewegung manierirt zu werden fürchtet. Es ist schon viel darüber gesagt worden; ich glaube aber, daß das akademische Leben an dieser schroffen Richtung die meiste Schuld hat. Schadow ist ein ausgezeichneter Mann und das ist eben das Unglück. Darum eben reißt sein Beispiel so Viele zur Nachahmung hin. Sonst ging der Malerjünger zu einem

der tüchtigsten Meister, sah ihm gehörig auf die Finger und auf die Farben, hörte auf seine Lehren und wenn ihm die Schwingen gewachsen waren, so zog er seines Weges und schlug sich in einer andern Stadt sein Atelier auf. Lag etwas in ihm, so kam es zu Tage. In einem solchen akademischen Gynocäum aber hocken sie zusammen wie die Weiber, jeder hilft dem andern, mäkelt an dem andern und damit geht am Ende der ächte, frische Lebensgeist zu Grunde und es wird eitel blasses, markloses Werk, das immer recht hübsch seyn kann, aber das Herz nicht schlagen macht, höchstens zu einer schwächlichen Sentimalität anregt. Daß Herr van Brée in Antwerpen ein so kleines Licht ist, halte ich für einen Gewinn. Die jungen Leute übersehen ihn, sobald sie die ersten Elemente weg haben und verlassen sich dann auf ihre eigenen Füße. Wenn sie auch oft stolpern, zuletzt lernen sie doch gehen. „Ich will lieber mit Männern fallen, als mit Kindern stehen," sagt der Tempelherr. Die Düsseldorfer sind freilich keine Kinder, aber Männer auch nicht; schöne, blöde Jünglinge, denen nur die Courage fehlt. Was für Poesie liegt in diesem Lessing, Bendemann! Was könnten sie werden, wenn sie mehr aus sich herausträten! Man sage nicht, diese Richtung sey eben ächt Deutsch, in der Malerei, wie in der Poesie auch. Die Zeiten sind vorbei und der Ausspruch gilt nicht mehr. Nur Frauenzimmer sehen in Schiller blos die zarten, lieben Sentenzen; unter diesen weichen Gliedern liegen auch derbe, tüchtige Knochen und gesundes Mark. Muß man denn bloß Max und

Thekla und dergleichen malen; immer bloße Entsagung und kraftlosen erliegenden Schmerz? Den Moment einer großen Handlung festzuhalten, ist eine schönere Aufgabe, denn das weckt große Handlungen. Andere leiden sehen, macht uns nicht besser, nur melancholischer, als wir ohnedies so gern sind. Es ist ärgerlich, eben weil man gern möchte, daß die Deutschen auch darin alles Fremde überragten, und weil man sieht, daß sie das Zeug dazu haben und nur recht zu wollen brauchten. Ich denke, ich komme noch einmal darauf zurück, wenn ich der Ausstellung habhaft werden kann, die jetzt durch Belgien wandert. In Antwerpen ist sie nicht mehr. Vielleicht finde ich sie in Brügge. Es sollen gute Sachen darauf seyn, von Wappers, Verboeckhoven und Keyser, einem Kleeblatte, auf das die Belgier mit Recht stolz sind. Eins ist mir aufgefallen: trotz den herrlichen Köpfen von Van Dyck und andern Alten, deren es hier so viele gibt, habe ich unter den neueren keinen einzigen gefunden, der mit denen von Hildebrandt einen Vergleich aushalten könnte. Woran das liegen mag? Vielleicht eben daran, daß sie hier nicht im Stande sind, den ruhigen Moment von seiner poetischen Seite aufzufassen.

Um mich selbst zu bestrafen, sah ich am Abend ein Paar Akte von Mozart. Ich schlug mich auf die Brust und sagte: peccavi! In Aachen geben sie es noch besser. Selbst die Scenerie und Ausstattung haben wir schon besser bei uns gesehen, mit Ausnahme des Tanzes, dessen Mangel für mich immer ein Gewinn ist. Bertram war viel schlechter, als bei uns, und

Robert hatte keine Idee von Bildung in der Stimme und sah aus und gebärdete sich wie ein verrückter Schusterjunge, dem man statt der ledernen eine blauseidene Schürze angezogen hat. Das Orchester war freilich besser, obgleich ein neben mir sitzender Engländer behauptete, er hätte sich erquickt an dem unserigen, da hier Alles durcheinander ginge, während bei uns die Violinen wie Ein Mann spielten. Ich glaub's. Sie studiren hier jetzt die Hugenotten ein, denn auch hier, wie in Paris, lebt die Direktion von Giacomo Meyerbeer, und Mozart gehört schon seit Jahren zu den verschollenen Namen. Einen Cellisten, hinter dem ich im Sperrsitze saß, frug ich, ob man denn niemals Mozart spiele. „Dans les être-actes," antwortete er, „on joue quelquefois de ses contre-danses." Er meinte nämlich Musard, der einen Magen wie unser Strauß hat, mit dem er die schwersten Opern verdaut und als Tanzmusik wieder von sich gibt. Und dieses Dalai Lama Dienstes schämt sich die Welt nicht.

Den andern Tag wurde das Museum, dessen Armuth durch das blendende Revolutionsbild von Wappers nur um ein Stück Armuth reicher geworden ist, und die vortreffliche Gallerie des Prinzen Aremberg abgelaufen und dann fort nach Antwerpen.

IV.

Antwerpen.

Antwerpen ist eine Stadt, ganz aus Einem Stück, wie ich es liebe, und darüber schwebt noch der alte Geist, der nicht leidet, daß schlechte Sucht zu moderniſiren, wo es nicht hingehört, die ehrwürdig schönen Formen verunstalte. Es ist etwas Hehres um diese alte Stadt, die schon so vielen Glanz, so viel Leid erfahren hat bis auf die letzten Zeiten, in ewigem Wechsel von Begebenheiten. Aber die härtesten Schläge haben sie nicht gebeugt: die stolzen Kirchen schauen noch immer so königlich herab, die Schelde strömt noch immer mit so ruhiger, selbstbewußter Gewalt vorüber, daß einem ganz wohnlich wird in diesen Mauern. Es ist, als ob die Zeit hier keine Macht über einen gewinnen könnte.

Welch herrlicher Dom! So oft ich ihn gesehen, ist mir, als ob er einen immer tieferen Eindruck auf mich machte. In diesen edlen und doch so großartigen Räumen liegt etwas so

Erhebendes und dabei wieder so Ueberwältigendes, daß man zur Andacht hingerissen wird. Der Gedanke an irdische Schwäche und himmlischen Beruf drängt sich so auf, daß keine unfromme Idee aufkommen kann. Hier geht die Kunst mit der Religion wahrhaft Hand in Hand und keine braucht sich der andern zu schämen. Die Religion muß etwas Hohes seyn, die einen sinnlichen Menschen wie Rubens zu einer solchen Kreuzabnahme begeistern konnte, ein Bild muß gewaltig seyn, um in diesen Räumen alle Blicke auf sich zu reißen und herab auf die Knie zu drücken, daß man nicht mehr weiß, demüthigt man sich vor dem Gegenstande oder dem Genie des Künstlers. Und wie viele so herrliche Kirchen hat Antwerpen aufzuweisen und welche Schätze von Bildern überall, obgleich das Museum natürlich den größten Reichthum davon in sich vereinigt. Ich bedauerte es nicht, daß die Ausstellung von hier fort war; neben solchen Schöpfungen muß alles Uebrige zusammenfallen. Dort hinten ist der Stuhl, auf dem Rubens gearbeitet hat. Wenn sein Geist zurückkehren und sich hier niederlassen könnte, würde er noch immer mit Stolz auf die Säle blicken, die er beinahe allein mit seinen Werken angefüllt hat und vor denen noch immer sich die Schaaren staunender Bewunderer drängen. Alles zu seiner Seite sind Geschöpfe seines Geistes, die beiden wunderbaren Portraits des Antwerper Bürgermeisters und seiner Frau, das Vollendetste, was man in dieser Art sehen kann, die vielen Heiligen- und andern Bilder. Eine fromme Wand verbirgt ihm das Gemälde, das seinen Tod vorstellt. Er fühlt

die Schmerzen des Todes nicht mehr, aber so sich sterben zu sehen, wie ihn Herr van Brée auf seiner großen, langweiligen Leinwand enden läßt, würde ihm die ewige Ruhe verbittern. Es ist das einzige moderne Bild unter den alten Großen, aber es ist ein räudiges Schaaf, das ein dummes Gesicht macht und sich schämt, in solche Gesellschaft gerathen zu seyn.

Man mag wollen oder nicht, man kann nicht in Belgien seyn, ohne von Gemälden zu sprechen. Obgleich Sie das Alles schon kennen, müssen Sie mich doch noch in das Atelier Wappers begleiten, wo ich ein eben fertig gewordenes Bild sah, das ungemein viel Schönes enthält. Es stellt Ludwig XI. vor, als er schon todtmatt sich vor sein festes Schloß tragen läßt, um den müden Geist noch an den Tänzen einiger frischen Landmädchen zu reizen. Die Mädchen sind hübsch und blühend, daß sie wohl die Sinne eines nur um etwas weniges erschöpften Menschen noch erwärmen konnten. Der alte König selbst hat eine gute Haltung und viel Ausdruck. In seinen Zügen mischen sich ziemlich glücklich Frömmelei und Schurkerei, die bei ihm so lange Hand in Hand gingen. Ueber ihm etwas weiter zurück sitzt sein Minister und Historiker, Philipp von Commines, und schreibt. Den Hintergrund füllen Wachen, die sich an das Thor dieses Königlichen Zwingschlosses lehnen. Das Ganze ist, wie gesagt, hübsch gemalt, doch zu genreartig gehalten, um einen großen Eindruck hervorzubringen. Auf einer andern Leinwand war der Abschied der Anna Boiena von ihrer Familie eben erst angelegt. Die Figuren werden Lebensgröße erhalten.

Es that mir leid, daß Wappers eben ein Bild abgeliefert hatte, das man für sein gelungenstes hält und das die Versuchung des heiligen Antonius darstellt. Der König hat es gekauft. Gern hätte ich noch das Atelier Keysers besucht, dieses meinen würdigen Menschen, der, noch vor wenigen Tagen Hirt, plötzlich sich als Maler offenbarte und fast durch sein erstes Bild, die Schlacht von Courtrai, sich auf den ersten Rang erhob. Er ist jetzt in Paris und denkt erst in einigen Jahren nach seinem Vaterlande zurückzukehren.

Nach der Anschauung so vieler Kunstsachen that es doppelt wohl, als ich in einem der vielen Estaminets um die Quais der Schelde einen ruhigen Platz fand, um mich nach dieser Anstrengung wieder etwas in das Gleichgewicht zu bringen, das man im Anblicke der Natur immer findet. Der Mond spiegelte sich still und heiter in dem vorbeieilenden Wasser, die Schiffe lagen so still und sicher, es herrschte eine unsägliche aber erquickliche Ruhe über der weiten Spiegelfläche. Ich hatte am Morgen die Bassins besehen, wo Schiff an Schiff gedrängt lag und allüberall die größte Thätigkeit herrschte. Hier wurde auf-, dort abgeladen, ein Segel ausgebessert, den Wänden ein neuer, koketter Anstrich gegeben; die Flaggen wehten lustig von den Masten herab, Matrosen in ihren rothen flanellenen Jacken sprangen hinüber und herüber, es war ein hübsches Bild. Und nun jetzt diese Stille. Ein Dampfschiff lag vor mir, das zu schlummern schien, um morgen mit erneuerten Kräften seine Reise nach London unternehmen zu können. Dort über

schaukeln sich zwei kleine Taucherschiffe, deren Eigenthümer aus dem tiefen Grunde des Stromes längst verschmerzte Schätze an's Tageslicht fördern lassen. Alles vor mir ist still; nur um mich herum wandeln artige Gestalten, die den zahlreichen Gästen, die vor der Thür des Estaminets sitzen, kleine Krebse verkaufen und aus der Ferne schallt Tanzmusik herüber, die die Matrosen zu leichtfertigem Genusse ruft.

Ich will auch zur Ruhe.

V.

Gent.

Am andern Morgen bei Zeiten waren wir schon auf der Station der Eisenbahn, wo noch mehr Leben, als gewöhnlich herrschte. Es waren so viele Menschen da, um nach Mecheln zu kommen, daß man an der Kasse Queue machen mußte. Die Bahn von Mecheln nach Löwen sollte heute eröffnet werden, und auch ich wollte Zeuge der Festlichkeiten seyn, die dabei Statt finden sollten. Nur mit Mühe erhielt ich einen Platz, und als ich in Mecheln ankam, fand ich schon alles, so früh es auch noch war, in der geräuschvollsten Lebendigkeit. Mehrere Convois waren mit unzähligen Decken, Fahnen und Guirlanden ausgeschmückt und warteten auf die Behörden der ganzen Umgegend, auf Minister, Generalität und was weiß ich, um sie nach Löwen zu bringen, wo der neuen Kommunikation

die Weihe gegeben werden soll. Mich führt mein Weg eine andere Richtung, nach Termonde und Wetteren; doch hatte ich auch die Ehre, einen bewimpelten Wagen zu erhalten, da mein Convoi erst noch die Autoritäten jener beiden Orte abholen sollte. Wir fanden sie auch schon dort harrend vor, in gehöriger Galla und sich einstweilen mit einem Glase Faro die Zeit vertreibend. Von Wetteren fuhren wir mit der Diligence weiter, konnten aber dabei sehen, daß fast die ganze Bahn schon bis Gent ziemlich fertig ist und wirklich versprochener Maßen noch in diesem Monate dem Gebrauche überlassen werden kann. Wird die Bahn bis Lüttich ebenfalls beendet, so kann man allerdings eine schöne Strecke auf schnelle Weise zurücklegen und die Belgische Regierung hat ihr Wort gut gelöst. Woran es noch sehr mangelt, ist Ordnung, die, wie in die Post, hier im Allgemeinen schwer irgendwo hineinzubringen zu seyn scheint. In ein Paar Stunden waren wir in Gent.

Es geht dieser Stadt wie den Leuten, die in der Jugend bei Fleisch gewesen sind und in ihrem Alter noch mit den breiten, schlotternden Kleidern herumkriechen müssen, „die Hosen um eine Welt zu weit.“ Es wird einem nicht behaglich dabei. Die Römer sind auch zusammengeschrumpft, aber sie wissen sich mit ihren Trümmern und ihrem Elend zu drappiren, und aus dem künstlichen Faltenwurf sieht noch das alte, weltverbindende Auge heraus, daß man der Mattigkeit und Thatlosigkeit darunter vergißt. Flandern, das lustige, reiche Flandern, mit

seinen kecken, lebensfrischen Männern, mit seinen feinen Frauen, der Sitz des Welthandels und der Ueppigkeit, ist jetzt zur Wüste der Langeweile geworden und das ewige Glockenspiel läutet noch immer den alten Glanz zu Grabe. Die Frauen sind noch schön gestaltet, aber es fehlt ihnen das leichte, muntere Blut, und selbst ihre bleichen, zarten Gesichter sprechen von verlornem Glück. Bei alledem sah ich doch gern den alten St. Paum wieder, mit seinem mächtigen Innern, das so reich an Skulpturen und Bildern ist. Erlassen Sie es mir, das alte Kunstgeschwätz über den wundenherrlichen Dan Eyk aufzuwärmen, der allein die Reise hieher belohnt und alle andern Denkwürdigkeiten Gents aufwiegt. Ein andermal mehr davon, wie von so vielen andern Sachen, die ich jetzt nur berühre. Ich bin in diesen Tagen von Gemälden so müde gemacht worden, daß mir der Sinn fast dafür abgestumpft ist. Niemand sieht lieber ein schönes Bild, als ich, und keine großartige Schöpfung kann mich ungerecht oder abgespannt gegen ein weniger Gutes machen. Aber der Genuß muß nur nicht zu schnell folgen. Man muß das Eine verdaut haben, ehe das Andere aufgetragen wird. Wenn jener Engländer eines Abends in Rom tief aufseufzend ausrief: „Gottlob, wieder drei Kirchen und ein Museum abgemacht!“ so finde ich das jetzt gar nicht mehr lächerlich. Man glaubt eine Sünde zu begehen, wenn man unterwegs nicht Alles sieht, und muß man dabei schnell reisen, so begreift sich's, wie der Genuß jetzt zur Arbeit wird, die nicht immer erquicklich ist. Ich sehe mir in den

ersten acht Tagen kein Bild mehr an und lade dadurch der Erinnerung an das Gesehene.

Bei meinen Streifereien durch die Stadt kam ich vor das Arrestshaus, das man mir als interessant schilderte und das es wirklich ist. Denken Sie sich ein ungeheures, von einer Mauer und einem Graben umgebenes Oktogon, in dem die Sträflinge zweier Provinzen vereinigt sind. Das Gebäude besteht aus acht Theilen, die sämmtlich nach einem großen Hofe ausmünden und deren jeder einer bestimmten Klasse von Verbrechern zugetheilt ist. Der Eine nimmt die zu lebenswieriger Zwangsarbeit Verurtheilten auf, deren jetzt nicht weniger als 248 hier versammelt sind. Da es gerade Sonntag und schönes Wetter war, so befanden sich alle auf dem Hofe, wo sie spielten und sich ergingen. Ihre Kleidung war einförmig und einfach, aber trug nicht die widerwärtigen Abzeichen, womit man diese Klasse bei uns brandmarkt, um jedes Gefühl in ihnen zu ersticken. Man bereitete eben ihr Essen. Es schien reinlich und gut zu seyn; Schüsseln und Geräthe waren ungemein sauber, eben so wie ihre Zellen, wo jeder allein auf einem guten Strohsack mit mehreren wollenen Decken schläft. Es schien in jeder Hinsicht auf das Zweckmäßigste für sie gesorgt zu seyn, und der Aufseher bemerkte, daß er nur selten Ursache habe, Strafen anzuwenden. Die härteste besteht in gänzlicher Absperrung, aber in diesem Augenblicke war nur ein Einziger zu dieser gezwungenen Einsamkeit verurtheilt. Auffallend war das starke Verhältniß der Mörder unter dieser Klasse, so wie daß die beiden

Flandern überhaupt in Belgien die mehrsten Verbrecher dieser Art liefern.

Ein anderer Rayon des Hauses war für die bloß zu Zuchthausstrafe Verurtheilten, noch einer nur für die in Anklagestand Versetzten und für die Schulden halber Sitzenden bestimmt. Kurz für jede Abtheilung von Vergehen war ein besonderer Raum angewiesen. Und nicht blos das. Diese einzelnen Abtheilungen zerfielen wieder in besondere Quartiere, für Männer, Frauen und Kinder, eine Rücksicht, die in allen Staaten mehr nachgeahmt werden sollte, da nichts mehr zur Bestärkung im Laster beiträgt, als das Beisammensein, wäre es auch nur auf wenige Tage, von Bösewichtern mit Menschen, die vielleicht nur ein leidenschaftlicher Augenblick vor Gericht geführt hat. Wie manches Gemüth ist dadurch schon unwiederbringlich verdorben worden! Wie mancher böse Keim ist zur schauderhaften Saat angereift, der leicht hätte erstickt werden können!

Dieselbe Ordnung und Reinlichkeit zeichnet das gewöhnliche Verhaftsgebäude aus, das hier, wie fast überall in Belgien und am Rheine, seinen eigenthümlichen Namen hat. Man nennt es hier den Mamelken, wahrscheinlich weil über dem Thore die Römische Scene ausgehauen ist, wo eine Tochter ihrem hungernden Vater im Gefängnisse die Brust (mamelle) reicht.

Großes Wesen machen die Genter auch von ihrem Tollhause, an dem sie den Narren gefressen zu haben scheinen. Es steht jedoch bei weitem z. B. dem Spitale in Würzburg nach. Ein

Mann, der mich dort empfing, schien selbst zu den Patienten, wenigstens früher, gehört zu haben und seine Gesellschaft war nichts weniger als erquicklich. Seine halb Französischen, halb Flandrischen Redensarten hatten keinen Ueberfluß an gesundem Menschenverstand. Mit den Irren schien er auf gutem, freundlichem Fuße zu leben. Uebrigens waren die meisten Bewohner mehr stumpfsinnig, als von eigentlichem Wahnsinn befallen. Nur ein ehemaliger Offizier schleuderte drohende Blitze aus seinen funkelnden Augen. Ein Pfeil, erzählte er, war ihm durch den Arm in das Gehirn gedrungen und die Splitter incommodirten ihn zu Zeiten. Jetzt gehe es ihm aber besser, meinte er. Ein Anderer, der im Garten umherging, brach mit einer unermüdlichen Beredtsamkeit auf mich ein und beschwor mich um meine Verwendung, da er das Opfer einer schrecklichen Tyrannei sey. Man habe ihn hieher geschleppt, obgleich er ganz gesund und ein Fremder sey, auf den man gar kein Recht habe. Jetzt wurde er so heftig, daß mir bange wurde in der Gesellschaft aller dieser Verrückten, da ich für den Schutz meines Führers wenig gab. Dieser brachte ein Buch, in das ich meinen Namen einschreiben sollte. Kurz vorher hatte ein Major aus Lissabon sich eingezeichnet. „Lissabonne," sagte er, mich scheu ansehend, „ah oui, c'est un port de la Hesse electorale." Und der Mann hatte studirt! Es war Zeit, daß ich mich fortmachte.

Und das sind die Vergnügungen, die Gent darbietet, die zweite Stadt des Königreichs. Das Theater ist eingerissen und

soll nun erst wieder aufgebaut werden. Die Estaminets sind düster, ohne alle Eleganz. Es bleibt nichts übrig, als früh Abendbrod zu essen und früh zu Bett zu gehen. Es ist kein amüsanter Ort, Gent.

VI.

Oſtende.

Ein ſchöner Weg längs einem von parkähnlichen Anlagen bekränzten Kanale führt von Gent nach Brügge, deſſen Name für uns durch den letzten Roman Grattans wieder aufgefriſcht worden iſt. Brügge iſt eine ſchöne Stadt, berühmt durch ſein herrliches Denkmal Karls des Kühnen und mehr noch durch einen Ruhm, die ſchönſten Mädchen von Belgien zu beſitzen.

Nobilis Bruxella viris, Antwerpia nummis,
Gandavum laqueis, formosis Bruga puellis,
Lovanium doctis, gaudet Malchinia stultis.

Das Letzte iſt ein ſchlechtes Kompliment, hoffentlich auf Koſten der Unwahrheit und jetzt vielleicht nicht paſſender, als der Denkſpruch auf die übrigen Schweſterſtädte.

So wie man Brügge verläßt, wird die Gegend eintönig öde, traurig. Das Land senkt sich immer mehr dem Meere zu, alles ist flach, nicht angebaut. Nur hier und da erblickt man ein vereinzeltes Haus. Eine schärfere Luft weht uns entgegen, wir nähern uns dem Meere, das uns bald eine Reihe von Deichen und die dahinter hervorragenden Masten verrathen. Ueber verschiedene Brücken und längs einigen Festungswerken fahren wir endlich in Ostende ein.

Die Stadt hat so oft von Feindes Wuth gelitten, daß alle Spuren ihres Alters darunter verloren gegangen sind. Die wenigen Straßen, die sie besitzt, sind jetzt alle modern und in sehr bescheidenem Style aufgebaut. Das Merkwürdigste an dem ganzen Orte ist, daß er kein süßes Wasser hat und daß man nicht vor die Thür gehen kann, ohne auf Engländer zu stoßen. Wie Heuschrecken haben sie sich hier niedergelassen und beherrschen Alles. Sie haben ihre Lebensweise, ihre Langeweile und ihren Spleen mitgebracht, von dem sich niemand hier losmachen kann. Die Luft ist dick von Melancholie und ladet förmlich ein zum Todtschießen, wenn man nicht früher aus Ennui umgekommen ist. Regnet es obenein, so recht anhaltend, in dünnen, ununterbrochenen Tropfen, wie jetzt, so kann man bei aller Frömmigkeit sich dem Teufel verschreiben, wenn er sich irgend hieher wagt.

Der einzige Spaziergang ist nach dem Meere, das von einem schönen Quai eingefaßt ist, hinter dem sich Wälle erheben, welche den schlechten Hafen beherrschen, der nur bei ho-

der Fluth das Einlaufen der Schiffe erlaubt, die sonst allenthalben auf Sandbänke gerathen können. Die See war gestern glatt wie ein Spiegel und brach sich nur am Strande schäumend gegen den Sand. Ich nahm noch schnell ein Bad und setzte mich dann oben auf eine Bank des Quais und erfreute mich an der immer neuen Schönheit eines Sonnenunterganges. Das Meer, das schon die Annäherung der Fluth zu empfinden schien, fing an, sich leicht zu kräuseln, und die letzten Strahlen der Sonne glitzerten in den Kreisen des Wassers und über die ganze Fläche hin liefen die verschiedensten Streiflichter. Es war ein Wechsel von Farben, wie man ihn vielleicht auf einem Bilde für unnatürlich halten würde, oft schroff gegen einander abstechend, dann sich wieder mit einander vermischend, braun, roth, grün, violett und zuletzt im Hintergrund sich nebelhaft verlierend und mit dem Himmel verbindend. In der ganzen ungeheuren Weite war nichts, was den Blick festgehalten hätte, nirgends ein Schiff. Nur ganz hinten zeigte sich ein bewegliches Wölkchen. Es war der Rauch eines Dampfschiffes, das vorüber nach London zog.

Das Meer ist erhaben, wenn es sich in seiner unermeßlichen Gewalt zeigt, aber so ruhig, eine unübersehbare Oede, macht es schwermüthig und sein eintöniges Rauschen ist nur geeignet, immer noch tiefer darin zu versenken.

— — — Als ich heute badete, sah es noch trüber aus. Es regnete und man konnte nur wenig vor sich sehen. Dazu war der Quai leer. Man sah nur die Leute, die zur Bedienung

de. Badekarren gehören, und allenfalls einen langen Engländer der mit großen Schritten auf- und abging und dem Wetter Trotz bot. Sonst alles verlassen, kein Laut als das Brausen d vom Winde etwas höher aufgetriebenen Wellen, die lang h angeschwommen kamen und ihren Gischt gegen den Stra schleuderten. Man hatte mir so viel von dem Unangenehm der Seebäder gesprochen, daß ich in dieser Beziehung mi wenigstens angenehm getäuscht sah. Das Wasser ist für d Jahreszeit noch ziemlich warm und das Anprallen der Wel ist so arg nicht. Das Häßlichste ist, daß man so viel Seem ser verschluckt, das nicht zu den Delikatessen gehört, wel das Meer liefert. Aber, wie gesagt, das Baden hier muß m großem Einflusse auf die Gesundheit seyn, um die Folgen au zuwiegen, die der Mangel an Zerstreuung nothwendig auf de Geist und also auch auf den Körper haben muß. Jeder Ar sollte von vornherein seinem Patienten vorschreiben hier nicht anders als in angenehmer Gesellschaft zu reisen. De man muß niemand Unrecht thun. Ostende hat zwar kein The ter, keine Lesebibliothek, aber ein Casino, das sich manch andere Städte zum Muster nehmen könnten. Das Lokal besteh aus fünf oder sechs Sälen, die alle zum Theil ganz reich, g wiß aber sehr geschmackvoll dekorirt sind und wo der Fremd sogar umsonst Zulaß erhält und auf so billige Weise die Be kanntschaft aller Badegäste, so wie aller Einheimischen machen kann. Die Fremden haben es nicht überall so gut. Ba der sind die Herrschaften jetzt schon meist fort. Ich bin ein

Stunde lang durch die glänzend erleuchteten Zimmer gelaufen und habe mich dabei amusirt, wie ein König, das heißt allein. Aber ich liebe die großen Säle. Es denkt sich hübsch, wenn man auf und ab durch sie geht. Uebrigens sollen noch verschiedene Leute gekommen seyn, als ich mich entfernte. Man versicherte mich, ich hätte unendlich viel verloren. Ein Tyroler hat mit seiner Frau gesungen: „C'etait charmant," sagte eine alte Französin, „tout à fait original." Ich hatte den Tyroler schon in Antwerpen gesehen. Er ist aus Sachsen und seine Frau aus Hannover; sie gurgeln ihre Lieder auf gut Norddeutsch herunter und ihr Kostüm ist in Hamburg gemacht, und das des Mannes gar nicht für seine Spindelbeine eingerichtet.

Es ist nicht mehr hier auszuhalten. Ich glaube, ich bin der letzte Badegast. Bei Tische sind nur noch zwei Fremde, jene alte Französin, die, wie andere auf Bilder, auf's Meer reist. Sie hat es jetzt hier gesehen und geht nun nach Dünkirchen, Boulogne und Calais, um Vergleiche anzustellen; und dann eine junge Engländerin, die, als Gräfin Platen verkleidet, mit einer schwarzrothen Pandurenmütze herumläuft. Damit soll man sich zerstreuen! Grattan, der hier lebt und den ich gern gesprochen hätte, ist noch fort, um sich von dem Verluste eines Kindes zu erholen. Ich gehe fort.

— — — Der Abschied von Ostende war doch noch schön. Gegen Mittag hatte sich ein furchtbarer Sturm erhoben, ein Sturm, wie ihn die Aequinoctien fast jährlich über's Land schicken, stoßweise und immer wieder mit neuer Wuth aus ir-

gend einem Winkel des Kompasses über die Wellen jagend. Ich hatte noch einige Stunden vorher gebadet und die Wellen gingen noch nicht besonders hoch, nur daß man ihnen eine größere innere Gewalt anspürte, gegen die man sich nur eben aufrecht erhalten konnte. Es schien, als ob die kleinen Dinger sich schon der Gewalt bewußt wären, zu der sie bald anwachsen würden. Und welch ein Schauspiel einige Stunden später! Der Vollmond hatte die Fluth zu ihrer höchsten Höhe heraufgezogen und nun diese Wassermasse vom Orkan gepeitscht! Wie das tiefste, innerste Gefühl, die Offenbarung des Allerheiligsten im geistigen Leben, so läßt sich auch das Extrem der Naturkraft nicht mit Worten beschreiben. Das Ganze überwältigt uns und die Schilderung der einzelnen Theile, wenn deren aufzufassen sind, wo alles buchstäblich ineinander verschwimmt, gäbe keinen Begriff davon. So weit das Auge reichte — Woge an Woge, die schäumend übereinander stürzten und sogleich von neuen ersetzt wurden, ein riesiger Kampf ungeheurer Wellen, die sich untereinander packten, zerrissen und miteinander in das bodenlose Grab sanken, während schon wieder andere Kämpfer über sie hinbrausten. Dazu das Donnern des gegen das Ufer anprallenden Wassers, das Heulen des Windes: im sichersten Asyle überschlich einen ein banges Gefühl. Dort ein Segel, noch eins, wieder eins. Bis zwölf konnte man zählen, die auf der Rhede herumschwankten und eine Zuflucht im Hafen suchen wollten. Aber die Einfahrt in Ostende ist nicht leicht. Mit aufgerefften Segeln trieben sie näher, ihre Flaggen gehörten allen

Nationen, von den fernsten Gegenden her waren Hoffnungen und Wünsche diesen schwankenden Häusern gefolgt, die ein Wink des Sturmes zum Sarge für Jugend und Liebe machen konnte. Wie mochte jeder froh aufathmen, als er den sichern Port vor sich sah, hinter sich das immer stärkende Rasen des Sturmes wußte. Da kracht es! Der am Ufer versammelten Menge entfährt ein Schrei des Entsetzens. Eins der Schiffe, ein gewaltiger Dreimaster, ist dem Balkenwerk, das in die See hinausgebaut ist und das jetzt von den Wellen überspühlt wird, zu nahe gekommen und dagegen aufgestoßen. Einen Augenblick hebt eine nachdrängende Welle das Hintertheil des Schiffes hoch auf, man zittert, es müsse sich überschlagen, da es vorne nicht nachgeben kann. Aber die Welle senkt sich wieder und läßt das Schiff herabfallen, eine geschickte Wendung gibt in demselben Momente dem Fahrzeuge eine Seitenrichtung und wieder frei fliegt es zurück in die See und biegt mit einer plötzlichen Wendung in den Hafen ein, den es glücklich mit einer geringen Havarie erreicht. Noch ein Schiff! Und wie, kein fliehendes! Es verläßt den Hafen, um dem Sturme entgegen zu ziehen, den Kampf mit ihm aufzunehmen? Es ist das Englische Postschiff, das um jeden Preis zu seiner bestimmten Zeit die Fahrt antreten, es wenigstens versuchen muß. In dichte Dampfwolken gehüllt, arbeitet es mit seinen mächtigen Schaufelrädern gegen die Elemente an, die menschliche Kunst ringt mit all ihrer Kraft gegen die Gewalt der Natur. Berg auf, Berg ab stürzt es durch die Wogen, hin und her geschleudert

wie eine Nußschale von den Wellen, die es sich wie leichtes Spielwerk zuwerfen. Alles läuft voll banger Theilnahme auf die Jettée, aber dort ist nicht auszuhalten. Der Sturm wirft jeden um, der sich einige Schritte hinauswagen will und die Wellen spritzen sogar hinüber über den mehr als fünfzig Fuß hohen Damm, der sonst von der Fluth nur eben bespühlt wird. Ueberdies ist die Neugierde schon befriedigt. Das Dampfschiff wendet, es hat die Eitelkeit seines Strebens erkannt und kehrt beschämt zurück in den Port. Jetzt bricht noch ein Gewitter dazu aus, die Elemente sind ungestört Herren vom Kampfplatz geblieben und toben sich gegen einander aus: der Donner ist die Trommel, die zum Streite ruft und gelbe Blitze zucken rasch über die Gewässer, um den Sieg und den Widerstand der wuthschäumenden Ringer zu beleuchten. Lebe wohl, Ostende, wir haben einen guten Abschied genommen.

Es war ein wunderbarer Abstich, die bewegte See und die Spiegelglätte des Kanals, auf dem ich von Ostende nach Brügge und Gent fuhr. Eine bescheidene, von Pferden gezogene Barke glitt langsam und langweilig mit uns dahin und nur von Ferne erinnerte uns noch das Rollen des Donners an die furchtbare Scene, deren Zeuge wir eben gewesen waren. Der Regen sprühte in dünnen Tropfen auf das Verdeck, daß man nicht oben bleiben konnte und hinunter in die enge Kajüte mußte, wo man bald der trockenen Gesellschaft müde wurde und im engen Kämmerchen das Bett suchte. An Ruhe war freilich nicht zu denken. Der Lärm von allen Seiten, um und über einem

ließ es nicht so weit kommen und so war man froh, als es nur Tag wurde und man Gent vor sich sah, von wo es schnell weiter nach Brüssel ging.

Zwei Sachen hatte ich hier noch nicht gesehen, die niemand versäumen sollte: das eine ist das Grand Hospice, ein kolossales, herrlich eingerichtetes Gebäude, in dem über fünf hundert alte Leute beiderlei Geschlechtes Aufnahme und Unterhalt finden. Durch einen hübschen Garten tritt man in eine große Küche, in der in saubern, aber geräumigen Kesseln die Kost zubereitet wird, welche zweimal täglich reichlich und schmackhaft gereicht wird. Im ersten Stockwerke sind in vielen Sälen die eisernen Schlafstellen angebracht, alles wohl gelüftet und überhaupt sorgsam geordnet, besonders die Lingerie, wo für das ganze Personal die Wäsche in allen ihren verschiedenen Rubriken aufgeschichtet ist, daß für jeden Einzelnen auf der Stelle das Erforderliche gefunden werden kann. Ich glaube, es dürfte wenig Anstalten der Art geben, die es mit dieser aufnehmen könnten. Das Andere und noch Interessantere ist die Bibliotheque de Bourgogne, die, außer vielem Gedruckten, 12,000 Manuscripte enthält, worunter viele von der größten Wichtigkeit, die meisten aber auf die Belgische Geschichte bezüglich. Einige davon enthalten die köstlichsten Miniaturbilder, die guten Aufschluß über Kostüme und Sitten der ältesten Zeiten geben, so namentlich ein Werk aus der Zeit und auf Befehl Philipps des Guten abgefaßt. Die Bibliothek war früher so verwahrlost worden, daß man ihre Existenz kaum kannte.

dienen läßt und ihn in sich selbst verhärtet und abstumpft ge
gen jede Schaam. Es ist nicht möglich, daß auf die Länge, s
den Blicken der Welt Preis gegeben, irgend ein Gefühl de
eigenen Schande sich erhalten kann, und mit der Schaam ve
dem Verbrechen und der Strafe hört auch die sittliche Rei
auf, und der Weg zur Besinnung ist abgeschnitten. Jed
Strafe hat nur zum Zweck, der Gesellschaft Genüge z
thun und die Missethäter zum Guten zurückzuführen. Der Ge
sellschaft wird aber genügt, wenn der Schlechte unschädlich g
macht wird; und Ein gebesserter Bösewicht ist von wohlthäti
gerem Beispiel, als der Anblick so vieler Züchtlinge. Die Ke
ten klirrten so hart durch die helle Luft; vielleicht machte ein
dieser Unglücklichen zum erstenmal diesen Weg, und er sa
nach langer Entbehrung zum erstenmal den prachtvollen Stro
wieder, der gewaltig und frei unter seinen Füßen sich for
wälzte, und das Leben und Treiben am Ufer, und den blaue
Himmel und die warme Sonne und dabei selbst mit Eisen fe
geschmiedet, in höhnisch bunter Jacke — welch niederschm
terndes Gefühl! — Wenn nur nicht Ein Tag den Eindruck de
andern verwischte, ein Schlag abhärtete gegen den andern
Nur die Einsamkeit macht mürde und bringt den Menschen
seinem Gewissen gegenüber, daß er ringen muß mit dem Teufe
in seiner eigenen Natur, bis eins von Beiden unterliegt, da
Leib oder das Böse.

Es läutete wieder. Immer mehr Menschen drängten sich a
das Schiff. Koffer und Kisten wurden übereinander geschichtet

Rauch fuhr ziſchend und brauſend aus der eiſernen Röhre;
der andern Seite der Brücke läutete es ebenfalls, und hü-
und drüben wendete ein Schiff vom Ufer ab, das Eine
luſtigen Fahrt den Rhein hinauf zwiſchen Burgen und Re-
, Dörfern und Städten, dem Schmuck des lieben Deutſch-
s zu, das andere hinunter den breiten Strom zwiſchen
len Ufern, deren ſich der alte Vater Rhein ſchämt, daß er
ſelbſt lieber verläugnet und incognito ſeinen Weg fortſetzt
gewaltige Meer. Unſer Fahrzeug hieß zur „Stadt Nymwe-
n," ein mäßig großes Gebäude, das an Eleganz den Ober-
ziſchen nachſtand und mit ſeinen ſechszig Pferden Kraft und
ſchweren Fracht, die es geladen, ſich nur langſam mit dem
rome fortbewegte. Dampfſchiffe ſind die ſchönſte Erfindung
neuern Zeit und bei weitem den Eiſenbahnen vorzuziehen.
ehr als irgend ein Transportmittel erhalten ſie dem Reiſen-
ſeine Freiheit. Unbeengt und ungezwungen wandert eine
ine Karavane durcheinander, an keinen Platz gebunden,
ht und wählt ſich ihre Geſellſchaft und kommt immer vor-
rts. Es gibt nichts Anmuthigeres bei freundlichem Wetter.
landernd mit freundlichen Bekannten hatten wir Düſſeldorf
reicht, dem wir nur einen kurzen Blick ſchenkten, und ſchon
r es wieder entſchwunden, die Stadt ſammt allem Hohen
d Guten, das ſie umſchließt, die, eine kleine Reſidenz,
ch Alles in ſich birgt, was eine Fürſtliche Stadt wahrhaft
r ſolchen macht, einen Kranz der herrlichſten Künſtler,
rchwunden mit poetiſchen Blüthen. Immer nackter und ſa-

cher wird die Gegend. Der Rhein dehnt sich immer mehr a
breit und bequem, als ob er sich vor niemand mehr zu gen
brauchte, vor keinem kühnen Ritter, vor keinem stolzen Für
und Abte. Er hat sein enges Festkleid abgeworfen und s
nun in langem, weitem Schlafrocke, der alte Herr.
kann die Augen zumachen, denn jetzt ist nichts mehr zu se
Kaum daß sich das Ufer über seine Füße erhebt, aber er sc
tet nicht weg darüber, denn es lohnt ihm nicht der Mü
sich dort umzuschauen, so platt und eintönig ist Alles — la
grüne Flächen, einzelnes Busch- und Strauchwerk,
Thurmspitze, eine Windmühle und es ist fertig. Dort
Duisburg, mit seinen Werften und seinen Tabaksfabriken,
du bekömmst nichts davon zu sehen, nicht einmal von We
dem Grabe der tapfern Jünglinge, die einer eisernen Tyra
zum Opfer fielen, dem letzten Bollwerk des Deutschen Rhei
Kaum hat man Zeit, mit Muße zu speisen und man ist sc
zu Emmerich, der äußersten Gränze Preußens. Lebe wohl,
terland!

Es hat mich oft mit den rohsten Karakteren versöhnt,
sie, wenn auch sonst das Gefühl unter einer faustdicken Sc
begraben schien, doch sich beklommen fühlten, wenn der
endlich aus dem Vaterlande hinaustrat und es nun wohl
lange geschieden seyn sollte von den süßen Tönen, die wir
der Mutterbrust gelernt. Ich habe Menschen, die nur ein S
für Wolle und kurze Waaren zu haben schienen, tief und
aufathmen sehen, als sie nach langer Trennung wieder zur

ten in die Heimath, wenn auch weder Freund noch Fami-
ihrer warteten. Es muß also doch wohl etwas Besonderes
um das Gefühl des Vaterlandes, das sich nicht wegräson-
en läßt, außer von gemachtem, berechnetem Egoismus, von
gebrannten, blasirten Herzen. Die Luft, die wir in der
imath athmen, die Töne, die wir hören, die Gesichter, die
sehen, alle die tausend Erinnerungen an tausend scheinbare
inigkeiten lassen unsichtbare Häckchen in unserer Brust zu-
, die wir anfangs nicht fühlen, aber die, so wie die erste
treuung nachläßt, an unserm Fleische zerren und reißen mit
en unsäglichen Schmerzen, die wir nicht los und ledig wer-
, als bis der Magnet des Vaterlandes die Spitzen heraus-
ht und wir gesunden. — In Lowith nahm uns die erste Hol-
dische Stadt auf. Wir mußten anlegen, um unsere Sachen
den Zollbeamten visitiren zu lassen. Sie waren sehr artig
d begnügten sich, fast nur die Frachtgüter zu untersuchen.
deß brauchten sie doch mehr als eine Stunde dazu und wir
tten Zeit, uns das Oertchen zu betrachten, das aus wenigen
äusern besteht. Aber es ist schon alles sauber, rein gewa-
en, die Mädchen sind hübscher, frischer, als zwischen Düs-
dorf und Mainz. Wer Holländisch sprach, suchte mit einigen
rselben im Wirthshause bei einem „Glasje Klaren" leichte
Bekanntschaft zu schließen; ein junger Chorist, der zur Am-
rdamer Oper wallfahrte, ging mit seiner Choristin, die er
h als Frau mitgenommen, aus Angst, er würde dort keine
ärtliche, gleichgestimmte Seele finden, in einer Allee sich des

täglichen Seufzerbedarfs zu entledigen. Ich setzte mich auf eine Bank mit ein Paar Rheinländern und einem alten, gemüthlichen Schwaben. Eben fuhr ein großes Dampfschiff vorüber, der Herkules, den die Holländische Regierung nebst noch einigen gemiethet hat, um die Schiffe den Rhein hinauf schleppen zu lassen. In Rotterdam wird noch ein eisernes gebaut, das 400 Pferde Kraft haben soll. Der Herkules hatte drei schwer beladene Kähne am Tau, die mit ausgebreiteten Segeln und Bediententroß hinter ihm her in unsicherem Laufe kamen.

„Das fällt auch zusammen," sagte der Rheinländer, „wenn die Eisenbahnen fertig sind."

„Wenn nur nicht noch mehr zusammenfällt," antwortete der Schwabe in seinem breiten, weichen Dialekte, der das Gewöhnlichste spaßhaft erscheinen läßt. „Ich bin a alter Kerl, aber Ihr werdet's erleben. Mit den Eisenbahnen ist's gar mit dem Handel und jeder kauft sich selber, was er braucht."

„Es gleicht sich Alles aus in der Welt," meinte der vom Rheine; „wo neue Wege entstehen, kommen auch neue Bedürfnisse und neue Konsumenten."

„Wir haben schon so z'viel," erwiederte der Andere. „Der Luxus ist schon genug gestiegen und drückt auf die Aermeren, daß sie nicht mehr bestehen können und auswandern müssen von Hof und Heerd."

„Und dann die Freude, von einem Punkte der Welt zum andern fliegen zu können."

„Das wird Anfangs a Pläsir seyn, aber keins mehr bleiben.

Die Eisenbahnen sind einmal da und was ist, da läßt sich nichts gegen anfangen. Man muß abwarten, was für Folgen daraus kommen werden und wer's kann, sein Geld zu Rathe halten. Geschäfte im Großen wird man, wie es jetzt scheint, nicht mehr machen, denn wer kann noch viel kaufen und lange auflagern, wenn der Kleinere jeden Augenblick sich seinen Bedarf selber im Hafen holen kann. Aber mit dem Plaisir! Jetzt reisen Sie nach Paris, nach London und Sie sehen Paris und London, und haben Ihre Freud' daran, denn Sie finden ein französisch Paris und ein Englisch London. Glauben's dann, es wird in zwanzig Jahren noch das Nämliche seyn? Wenn alle Welt in einem Tage hinreisen kann, wird auch alles hinlaufen und weil so viele zusammen kommen, so werden sie auch ihr Stuttgart, ihr Berlin und ihr Wien mitbringen und mit Ausnahme von ein Paar Häusern und Palästen, und der Seine und der Themse werden sie überall ihr Berlin und ihr Wien wiederfinden, denn das ächte Leben, das Volksleben, das am meisten Spaß gemacht, das ist aus. Es ist überall egal und ohne Karakter und die Pariser Fiaker werden Deutsche Hauterer und die Berliner Droschken werden schneller fahren und die Wiener werden nicht ehr die guten, lieben Narren seyn und nur die Engländer werden noch gröber werden, weil sie auf den Straßen nicht mehr werden schnell genug laufen können vor fremden Gaffern. Lassen's mich aus —"

Der Schwabe war im Zuge; zum Glück schellte es und wir mußten wieder auf's Boot. Es war kühl und dunkel geworden

und alles eilte in die Kajüte, wo es sich jeder bequem zu m
chen suchte, bis wir in der Ferne die Lichter von Nymwe
schimmern sahen. Abends sein Gepäck auf einem schwerbelade
Dampfschiffe zusammen zu suchen, gehört zu den unangeneh
sten Geschäften der Welt. Nach vieler Mühe war es jed
gelungen, zu dem Seinigen zu kommen, nicht ohne im D
keln manchen Stoß bekommen zu haben und von dem Gesch
und dem Tumulte halb betäubt zu seyn. Die ganze Gesellsch
stieg endlich an's Land und wanderte in's Hotel zu Mynh
Holtermann, an dem nichts Interessantes war, als daß er e
in Gestalt und Gesicht sprechende Aehnlichkeit mit Spohr h

VIII.

Arnheim.

Im Gastzimmer befanden sich etwa ein Dutzend langer, irdener Pfeifen, an denen eben so viel Holländer hingen, an den Ecken ein Paar messingene Büchsen mit glimmenden Torfkohlen. Man sah nichts als Dampf, hörte nichts als nur den Ruf: Jan, een Flammetje (Fidibus). Alle Kellner heißen Jan. Zum Glück wurde dieser Unterhaltung bald ein Ende gemacht und der Tisch gedeckt. Es geht den Holländern wie den Deutschen, nur in verstärktem Maßstabe, sie sind ein Volk, daß wenn nicht raucht, doch ißt, und wenn nicht ißt, doch trinkt. Sie thun nichts weiter. Wer nicht mit einem von den dreien beschäftigt ist, muß krank seyn. Und wie ißt er! Alles kolossal. Der Tisch brach bei Mynheer Holtermann unter der Last der Fleisch- und Fischspeisen. Von einem Beefsteak hätte

eine mäßige Familie in Frankreich acht Tage lang leben und noch Gäste dazu bitten können. Das Kalb, das den Braten geliefert, hätte in Deutschland für einen Ochsen gegolten, so sehr sind wir noch in der Kultur zurück. Uebrigens ist hier das Kalbfleisch wirklich vortrefflich in seiner Art und zu empfehlen, wenn man es einmal überwunden hat, es als eine ordinäre Speise zu statuiren. Frankreich ist das Paradies der Frauen, Holland das der Ochsen und Kühe. Eine Dame, mit der ich fuhr, jammerte bitterlich darüber, daß sie bei Bonn hatte Pflüge von Ochsen ziehen sehen, als ob ihnen dadurch ein Leid und Unrecht geschehen wäre. In Holland führen sie freilich ein freies Leben und eine Kuh lebt von ihren Renten. Alles aus Sympathie, denn der Holländer hat auch wenigstens vier Magen, um gehörig zu verdauen. Zum Nachtisch kommen Beschuitchen, die in blechernen Büchsen verschlossen sind, damit sich niemand daran vergreife, runder Eidamer Käse und vortreffliches Obst. Und dann wieder Pfeifen. Ehe der Kellner ein Wort mit einem spricht, reicht er eine Pfeife hin: es ist der stumme Gruß. Wer sie ablehnt, gehört nicht zum Handwerk und wird scheu angesehen.

Am andern Morgen gings nach Arnheim. Auf einer Fähre setzt man über die Waal, wie sich der Rhein hier schamhaft nennt. Ein Offizier revidirt erst die Pässe, denn man hat jetzt schreckliche Angst vor Revolutionairen, dann aber geht es um so schneller weiter, immer durch gleich einförmige Gegend bis nach Arnheim, das man nach ein Paar Stunden erreicht.

Im Wagen saßen wohl acht Holländer, aber wollte Gott, es hätte ein einziger auf der ganzen Tour ein Wort gesprochen. Alles steif und still, wie Herrenhuter, in Gedanken, als ob sie das Wohl des Staates beriethen. Arnheim aber ist eine freundliche Stadt, gebaut, wie alle andern auch. Bäume, Kanäle und Torfgeruch und man hat eine Holländische Stadt. Die Häuser klein, mit zackigen Giebeln, platt geschnittene und geschorene Bäume davor, damit kein Licht hereinkömmt, und alles sauber geputzt. Mädchen standen mit Spritzen vor den Fenstern und trieben das Wasser gegen den obersten Stock, der durch kleine Vordächer von dem untersten getrennt ist, und stiegen dann auf Leitern und putzten mit langen Besen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an einen Notar dort, einen prächtigen Mann, der mich auf's herzlichste empfing. Der Holländer ist kalt, verschlossen gegen Fremde, mehr noch als der Engländer, aber gibt sich noch mehr hin, wenn ihm jemand von guter Freundeshand empfohlen wird. Er glaubt nur Schuldigkeit zu thun, wenn er ihm Zeit und Vermögen opfert und ihm Haus und Alles anbietet. Das ist jetzt der schönste, ehrenwertheste Zug in seinem Karakter. Der Notar gab mir seinen Sohn mit, einen schmucken jungen Menschen, der in seinem Kostüm als Adelborst in der Flotte, mit der kurzen blauen Jacke, den Dolch an der blanken Kette zur Seite, eine recht hübsche Figur machte. Der junge Mann war erst achtzehn Jahre alt, hatte bald seinen Junkerdienst vollendet und hoffte im nächsten Jahre sich nach Ostindien zu begeben. Er war mit Leib

und Leben Seemann, der in Holland, wie in England, mehr geachtet ist, als der Landsoldat, wie das überall seyn muß, wo der Reichthum des Landes von der Marine abhängt. Wir besuchten mit einander zuerst die Hauptkirche, die außer einigen ebenfalls nicht bedeutenden Denkmale eines Herzogs von Geldern nichts Bemerkenswerthes hatte, dann die prächtigen Besitzungen des Herrn van Heekeren, der uns am Rhein durch seine Vorliebe für die Rennen bekannt ist. Es ist ein großes, umfangreiches Gut, mit einem schönen Schlosse und bedeutenden Anlagen in Englischem Style, die hier um so kostspieliger sind, weil die Natur nichts, die Kunst alles dafür hat thun müssen. Die Erste gab dazu eben nur die Erde und das Wasser. Die Boskets sind mit Geschmack geordnet, ein hoher Thurm bietet die herrlichste Aussicht über eine ungeheure Strecke Landes. Ein schöner Hirschpark stößt an ein reiches Blumenhaus voll seltener Gewächse. Es ist eben Alles beisammen, was man verlangen kann. Und solcher Besitzungen sind mehre um Arnheim herum, wie denn das ganze Geldernland zu den gesegnetsten im Reiche gehört. Es ist die Kornkammer der Niederlande, aber nicht gut zu sprechen auf die übrigen Provinzen, da es schwer anzukämpfen hat gegen die Handelsinteressen, die ihm seine Existenz durch übertriebene Lasten erschweren. Der echte Holländer gilt hier nichts, und es sitzt hier noch immer etwas von Deutscher Reminiscenz, die noch genährt wird durch die ewige Berührung mit dem alten Vaterlande. Bis Arnheim gehen noch Preußische Posten. Erst später hört der Deutsche

Klang auf ein guter zu seyn, und der Deutsche muß sich gefallen lassen, ein Muff gescholten zu werden. Man stellt sich, als wenn man mit Geringschätzung auf unsere Sprache blickte und als ob man uns eine Ehre anthäte, uns zu übersetzen, ob man gleich nichts Originelles an die Stelle zu setzen weiß.

Als ich zurückkam von dem Gute, wurde bei dem Notar eben der Kaffee servirt. Früh trinkt man Thee, Mittags versammelt sich Alles beim Kaffee, zu dem Deventer Kuchen gereicht wird. Wer nicht Lust dazu spürt, trinkt ein Glas rothen Genever, der mit schwarzen Johannisbeeren gewürzreich gemacht wird. Ich mußte leider von meinem freundlichen Gastherrn für jetzt schon Abschied nehmen, da ich mit der Diligence weiter nach Utrecht wollte.

IX.

Utrecht.

Fast unmittelbar hinter Arnheim verläßt man das Ackerland und man sieht nichts als ungeheure Triften, mit Heerden besetzt und von Graben durchschnitten, hier und da, statt der grünen lebendigen Hecken, die das Limburg so malerisch machen, von glänzend weiß angestrichenen Barrieren abgetheilt. Doch entbehrt die Gegend nicht eines freundlichlichen Ausdruckes. Man fährt zum Theil längs eines Kanals, der hier und da von Schiffen belebt ist, darneben und weiter in der Ferne erblickt man hübsche Gruppen dichtbelaubter Bäume und von Zeit zu Zeit stößt man auf Dörfer, die wohlhabiger und wohnlicher aussehen, als bei uns; die Häuser mit ihren buntgemalten Fensterladen haben, nach Englischer Sitte, kleine Gärten vor sich, die von Blumen prangen, und alles ist so sauber,

daß man sieht, der Eigenthümer hat noch Zeit und Geld, sich etwas für das Aeußere zu thun und es sey an keine Noth zu denken.

Es war noch früh, als wir in Utrecht einfuhren, eine ziemlich große, belebte Stadt, die jedoch nur wenig Karakteristisches hat. Torfgeruch, ein Gracht, und längs der Häuser platt geschorene Bäume, wie eine grüne Wand, als ob die Leute darin sich fürchteten, es möchte ihnen Gottes herrliche Sonne durch die Fenster hineingucken und sie in ihrem Stillleben belauschen. Utrecht zehrt, wie so manche Stadt, von seinem alten Namen, an dem sich so gewaltige Erinnerungen knüpfen. Hier schlossen die Provinzen den Bund, welcher einen Staat in's Leben rief, der aus seinem kleinen Landnetze die riesigen Spinnenarme über alle Meere auszustrecken wagte, hier ward Europa nach langem Kampfe der Friede zurückgegeben, und noch jetzt zeigt man die Feder, mit welcher dieser Vertrag unterzeichnet wurde, hier ward Papst Adrian VI. geboren; aber alle Spuren des ehrwürdigen Alters sind jetzt verwischt.

Das Rathhaus wird eingerissen und durch ein modernes ersetzt, in der ganzen Stadt hat sich nur Ein Gebäude aus früheren Jahrhunderten gehalten, und darin wohnt jetzt ein Hornist, um es mit seinem Instrumente, wie die Mauern Jerichos, je eher je lieber umzublasen; die Kathedrale, das merkwürdigste Gebäude der ganzen Stadt, steht nur von Außen noch zum Theil in alter Ehrwürdigkeit da. Sie soll aus dem

eilften Jahrhundert ſtammen, und der Styl widerſpricht der Angabe nicht; aber der ſchlanke Thurm, der früher dazu gehörte — man weiß nicht, auf welche Weiſe er damit verbunden war — iſt jetzt durch einen freien Platz von der Kirche getrennt und ſteht verlaſſen, wie ein Ausrufungszeichen, nach einem langen Gedankenſtrich, wie ein Monolith, der ſchmerzlich auf die Vergangenheit zurückblickt, und das Innere des Doms ſelbſt iſt verbaut durch Chöre und Bänke, und Gallerien von nacktem, nüchternem Holze. Es iſt bequem für die Betenden und gegen den Zugwind geſorgt, aber ſo eng und unheimlich zwiſchen den hohen Säulen, die ſonſt frei hinaufſtrebten nach der himmelhohen Decke und das jämmerliche Holzwerk erſter Tage zerdrücken zu wollen drohen. Der Proteſtantismus bedarf eines für ſeinen ſtrengen Sinn eigens gebauten Hauſes, und paßt nicht in die feierlichen alten Gothiſchen Säulenwölbungen. Vorn im Chore liegt der alte Admiral van Gheut begraben. Das Denkmal, das man ihm geſetzt, iſt nicht der Rede werth. An die Kirche ſtößt ein weiter Hof, hinter dem ſich ein gewölbter Gang zieht, der zu einer ehemaligen Abtei führt. In dieſen Räumen iſt jetzt die Univerſität, auf die, ſo wie auf ſeine wirklich ſchönen Promenaden, die ſich um die ganze Stadt ziehen, jetzt der Utrechter ſeinen Stolz ſetzt. Aber in den Gebäuden ſelbſt wird nicht geleſen, da jeder Profeſſor ſeine Studenten bei ſich im eigenen Hauſe verſammelt.

Ein alter, gar lieber Bekannter von Belgien aus, der Pro-

Professor Birnbaum, den der König wieder für seine Staaten gewonnen hat, gab mir interessante Aufschlüsse über das ganze Universitätsleben in den Niederlanden.

X.

Holländische Literatur.

Es ist eine schwere Aufgabe, über Hollands Literatur etwas zu sagen, denn es ist schwer, sie kennen zu lernen. Man weiß, wie es in Frankreich, wie in England, ja wie es in Rußland um die Wissenschaft steht, aber an einem allgemeinen Umrisse der Holländischen Bestrebungen in dieser Beziehung fehlt es gänzlich. Und nicht bloß dem Ausländer, sondern dem Eingebornen selbst. Es gibt dort Niemanden, der sich mit der Universalliteratur abgäbe und sich wenigstens mit ihrer Oberfläche bekannt machte, denn wer es versuchte, würde das Vorurtheil gegen sich haben. Der Holländer ist ein spezielles, einseitiges Wesen, das seinen geraden Weg geht, wie seine Alleen und seine Kanäle, und keine Umschweife liebt. Er ergibt sich nur Einer Wissenschaft und auf diese arbeitet er los, ohne sich rechts

oder links umzusehen. Diese füllt er aus, so weit dies eben möglich ist für jemand, der keine Rücksicht nimmt auf die Schattirungen anderer Studien, die in sein Fach hinüberspielen. Wer mehr hören will, als was eben die Fakultät, die er gewählt, streng vorschreibt, ist ein Stückwerk, Charlatan und man sieht ihn mißtrauisch an. Ein kritisches Journal, das sich mit mehr als mit Einer Wissenschaft abgeben wollte, kann nicht aufkommen, weil eben niemand ein Wort von dem lesen mag, was nicht in sein Bereich gehört. Und so scheidet sich Alles in der gelehrten Welt in schroff abgesonderte Kasten, die mit einander in keine Berührung kommen, und es gibt so wenig ein allgemeines Journal, als eine allgemeine Bildung. Mit Einem Blicke also eine Hauptübersicht über den Stand der Wissenschaften überhaupt zu erhalten, ist rein unmöglich und sie läßt sich nur durch gründliches Studium der verschiedenen Richtungen abstrahiren, was eben auch nicht leicht ist. Die Holländer selbst besitzen kein Compendium darüber, wie deren in Deutschland jedes Jahr erscheinen, ja es fehlt daran sogar für die Wissenschaften einzeln genommen. Die wenigen Versuche dazu sind gescheitert und nicht zu Ende gebracht worden, man müßte denn die oft oberflächliche Geschiedenis der Letteren von van Kampen (bis 1822) und einen dicken Panegyrikus auf alle berühmten Männer Hollands von Anfang an (bis 1799) davon abrechnen. Die Journale leisten nur Ungenügendes, besonders für das Belletristische, obwohl in neuester Zeit das Athenäum, welches zu Leyden erscheint, Besseres lie-

fest, als der bisher obenanstehende Kunst- und Letterhode. Am besten ist die Theologie versehen, die überhaupt den ersten Rang einnimmt und sich durch viele Streitschriften geltend macht, wie sie denn auch viele ausgezeichnete Männer unter ihren Jüngern zählt, namentlich jetzt van Palm aus Leyden, der als Redner glänzt und dessen Bibelübersetzung zu den klassischen gezählt wird. Noch ärger ist, daß man sogar über das, was gedruckt erschienen ist, kaum in's Klare kommen kann, da es sogar darüber an Katalogen fehlt und die Buchhändler oft nur mit Mühe ein Buch aufzutreiben wissen, wenn es nicht zufällig bei ihnen verlegt worden ist. Sie sowohl, wie das Publikum erfahren die neuern Erscheinungen nur aus dem Staatscourant, in welchem das Ministerium die Titel derselben anzeigt, so wie sie vorschriftsmäßig bei demselben eingereicht worden. Es läßt sich denken, wie ungenügend eine solche Sammlung für jedermann ist und wie schwer sich darin nach Jahren ein älteres Werk nachsuchen läßt. An ein Zusammenhalten der Buchhändler, wie in Deutschland, ist ohnehin nicht zu denken, was freilich auch nicht so nöthig ist, da die Liebe für Literatur, auch nicht einmal nach Verhältniß, hier und dort verglichen werden kann. Es wird nur wenig gedruckt, wenig abgesetzt und zumeist muß der Autor, wenn er die Schöpfungen seines Geistes nicht im Pulte vermodern lassen will, sie auf eigene Kosten beweglich machen. Wo nicht, zieht der Buchhändler es vor, sich mit Uebersetzungen zu helfen, die billig zu liefern sind. Was nur Gutes erscheint, besonders in Deutsch-

Land, wird überſetzt. Denn obgleich der Holländer ſtolz auf ſeine Sprache und ihre Weiche und Schönheit iſt, und ſie oft hoch über die Deutſche ſtellt, ſo verſchmäht er es doch nicht, unſere Werke ſich zu eigen zu machen, beſonders im Roman- und Theatergenre, das ſeinem praktiſchen Weſen nicht zuſagt. Poetiſche Begeiſterung entſpricht dem Karakter der Holländer nicht, und ſelbſt den Dichtern, die ſie haben, klebt noch immer eine herbe Rinde ihres ſumpfigen Bodens an. Die beſten Sachen von Vondel, wenn ſie noch ſo keck auftreten, ſtehen doch mit einem Fuße im Waſſer, und Bilderdyk, beſonders wenn er ſich ſeinen Schmähungen gegen Deutſchland und ſeine Literatur überläßt, wird geradezu gemein. Verdienſt haben die Gedichte, welche Tollens, ein Kaufmann zu Rotterdam, herausgegeben hat, bei weitem weniger die neueren von Nieuwlande, van Spandhaw und Whittuys, meiſt patriotiſchen Inhalts. Der Name, der jetzt den beſten Klang hat, iſt der van Lennep's, deſſen Romane zwar breit gehalten, aber doch voll guter Schilderungen und Karaktere ſind, der beſonders aber dadurch, daß er ſeine Dichtungen auf nationalen Boden verpflanzte, ſich zum Mittelpunkte des Intereſſes gemacht hat: ſeine Stellung, als ſehr reicher Mann, erleichterte ihm überdies ſein Auftreten nicht wenig. Noch mehr zurück iſt die politiſche Literatur, wovon zum Theil das neue Preßgeſetz Schuld ſeyn mag, das zur Aengſtlichkeit ſtimmt. Die letzte Zeit iſt faſt ganz unfruchtbar in dieſem Punkte geblieben. In beiden Richtungen iſt Holland ſeinem feindlichen Bruderſtaate nicht ſehr vorangeſchritten, nur

aus andern Gründen, denn wenn es in Belgien durchaus an Sinn für Wissenschaft im Allgemeinen, an Bildung, sie zu würdigen, und natürlich an Gelehrten ohnehin fehlt, so hat Holland dagegen von je her sich durch den verbreitetsten Unterricht, wie durch Gelehrte in allen rationellen Fächern ausgezeichnet. Nur die Letztern brauchten keine Hauptstadt als Fatio, sondern fanden Anerkennung, wo sie nur immer waren. Aber die Poesie ging leer aus und Universalköpfe, wie Erasmus, kamen nicht wieder.

Den Samen in der Jugend auszustreuen zur Erzeugung und Würdigung tüchtiger Menschen, daran wenigstens hat es die Regierung nie fehlen lassen. Sie hat stets das Unterrichtswesen mit Sorgfalt gepflegt und ist zum Theil darin andern Staaten als Muster vorangegangen. Durch alle Klassen, bis in die ärmsten, verlassensten herunter, sucht sie wenigstens die Elementarkenntnisse zu verbreiten und verwendet Mühe und Geld genug darauf. Was darin geleistet wird, hat erst in neuester Zeit Cousin bekannt gemacht, der, nachdem er Deutschland und die Schweiz im Auftrage des Französischen Gouvernements bereist hatte, auch noch nach Holland gegangen ist, um zum Ueberflusse dort die Schuleinrichtungen zu prüfen und aus seinen Erfahrungen das Beste zusammen zu setzen und daraus für sein darin noch so verwahrlostes Vaterland ein Unterrichtsprojekt auszuarbeiten, das zufrieden seyn kann, wenn es in den ministeriellen Kartons keine längere Prüfung zu bestehen hat, als die Horazische. Eben so wenig fehlt es an höhern Gym-

Klaſſen und für die letzte Ausbildung iſt in Anſtalten geſorgt, wie ſie kein Land von dieſem Umfange ſo zahlreich hat. Holland beſitzt drei Univerſitäten, in Utrecht, Leyden und Gröningen, in denen ſämmtlich in allen Fakultäten gelehrt wird. Im Ganzen iſt die Einrichtung derſelben ziemlich mit der der Deutſchen übereinſtimmend, doch mehr wie ſie früher war. Der Kurſus dauert kein halbes, ſondern ein ganzes Jahr, mit zwiſchenlaufenden Ferien. Auch ſtudirt man länger, oft ſechs Jahre, beſonders wenn man ſich einen Gradus erwerben will, was in Holland noch in Anſehen ſteht, da eben kein Unſug und Handel damit getrieben wird. Die Vorleſungen werden faſt ſämmtlich, mit Ausnahme etwa der mediziniſchen, in den Wohnungen der Profeſſoren gehalten und zwar faſt immer in Lateiniſcher Sprache, auch darin noch dem alten Herkommen treu bleibend. Außerdem hat man noch das Athenäum illuſtre zu Amſterdam, das Athenäum zu Deventer und das Frieſiſche Athenäum, Lehranſtalten, in denen alle Wiſſenſchaften auf dieſelbe Weiſe docirt werden, wie an den Univerſitäten, die jedoch nicht graduiren dürfen. Es fehlt ihnen nicht an Zuſpruch, und bei ihnen ſowohl, wie bei den Univerſitäten ſind die verſchiedenen Fächer mit tüchtigen Männern beſetzt, von denen nicht wenige ſich eines Europäiſchen Rufs erfreuen. Der Name Van Hoorſte iſt überall als der eines tüchtigen Philologen bekannt; Moll gilt als ausgezeichneter Phyſiker, der Theologe van Palm iſt bereits erwähnt worden, de Wind hat viel für Geſchichte geleiſtet, van Kampen hat ſich Schaden gethan durch ſeine

ungeheure Fruchtbarkeit in allen Gattungen des Wissens, doch läßt sich nicht laugnen, daß er sich ein wahres Verdienst erworben um die Holländische Literatur, Geschichte und Statistik, für die er unzählige Arbeiten geliefert, von denen Einzelne unstreitig vortrefflich, anderes aber auch höchst mittelmäßig und übereilt ist. Außerdem gibt es noch andere bedeutende Männer, deren Wirksamkeit sich in den vielen wissenschaftlichen Anstalten kund gibt, die Holland besitzt. Vor Allem wäre hier das Nederlandsche Institut zu nennen, wo eben so wohl, wie in den übrigen sogenannten Genossenschaften, häufige Sitzungen und Reden gehalten und wichtigere Aufsätze durch den Druck bekannt gemacht werden. Eines von diesen Instituten hat sich in Deutschland bekannt gemacht, wenn gleich nur durch eine seiner speziellen Seiten; der Verein Felix meritis nämlich. Man weiß von ihm, daß er hauptsächlich einen seiner Säle den musikalischen Bestrebungen in Amsterdam herleiht, aber er vereinigt eben so Hörsäle für Physik, Sammlungen von Instrumenten, Studiensäle für Maler nach Antiken ꝛc. Und dennoch keine rechte Literatur! Man sage nicht, daß der Holländer sich für einen halben Deutschen halte und deshalb nur Deutsche Werke lese. Es wird nicht einmal Deutsch auf den Schulen gelehrt, außer auf den Kaufmannsschulen, weil die Sprache für den Handel nöthig ist, wie das Französische auch. Man liest die Deutschen Werke, aber in der Uebersetzung. Wenigstens ist das mit dem Bürgerstande der Fall, der durchaus kein Deutsch versteht. Es ist nichts anders, als, wie schon ge-

sagt, daß der Nation jeder Sinn für das Universelle abgeht, und also auch für die Poesie, welche die ganze Natur umfaßt. Jeder liest nur über sein Fach, im engsten Sinne genommen, und da es immer verhältnißmäßig nur wenige Personen für einen und denselben Abschnitt in den Wissenschaften gibt, so erschwert der geringe Absatz die Ausgabe großer Unternehmungen, und man ist genöthigt, das Wissen in kurze Aufsätze durch die Journale zu zersplittern. Man hat versucht, ein Konversationslexikon zu Stande zu bringen, aber es ging nicht. Da die Buchhändler sich nicht unter einander aushelfen, keiner ein eigentliches Sortimentsgeschäft treibt und auch niemand wie in Frankreich und England dem Verleger größere Quantitäten abkaufen kann, so läßt sich erklären, wie zaghaft der Letztere zu Werke schreiten muß. Was auf mehre Theile berechnet ist, dauert darum gewiß Jahrzehnde, ehe es sein Ende erreicht, wenn es irgend noch dazu kommt. Der einzige van Lennep hat mit seinen Romanen einen mehr als gewöhnlichen Anklang gefunden, aber nur weil er Holländische Verhältnisse berührt. Seine früheren Produkte haben nicht das gleiche Glück gehabt, wie dies allen andern Poesien ergangen ist, wenn sie nicht eben dem Nationalstolze schmeichelten. Dichter und andere Autoren gerathen noch bei Lebzeiten in die vollständigste Vergessenheit, weil es nicht einmal ein Verzeichniß gibt, das ihnen einen Grabstein setzt. Kein Werk beschreibt bisher genügend und vollständig den Gang der Holländischen Literatur, die man nur kennen lernen kann, wenn man die vielen Literaturblätter

durcharbeiten will. Selbst von biographischen Sammlungen weiß man nichts und über berühmte Männer erfährt man oft etwas nur dadurch, daß man die Trauerreden sich zu verschaffen sucht, die eine der vielen wissenschaftlichen Gesellschaften, deren Mitglied er etwa war, nach seinem Tode in ihren Verhandlungen hat abdrucken lassen. Selbst über die statistischen Verhältnisse des Landes fehlt es an genauen Angaben. Es sind oft Notizen dazu gesammelt worden, aber immer mangelte es an einem Redakteur oder an einem Verleger. Die Uebersetzungen werden dem Buchhändler erleichtert dadurch, daß er keine Konkurrenz zu fürchten hat. Sobald er seine Absicht, ein Werk übersetzen zu lassen, bei der Behörde angezeigt und dieses bekannt gemacht hat, so darf niemand mehr, der nicht schon woanders einen Tag früher sich gemeldet, mit ihm mehr in die Schranken treten, er müßte denn nach sechs Monaten noch den Druck nicht begonnen haben, oder keine triftigen Entschuldigungsgründe angeben können. Diese Erleichterung macht vollends der Originalliteratur ein Ende, so wie in Belgien der Nachdruck. Die Gleichgültigkeit der Holländer selbst gegen ihre Literatur ist Schuld, daß sie im Auslande selbst da verkannt wird, wo sie es nicht verdient.

X.

Amsterdam.

Von Utrecht führt ein Kanal und eine schöne Straße nach Amsterdam. In der Regel reist man schnell in Holland. Die Wagen gehören, wie in Belgien, Privatentrepreneurs an, doch scheint die Reiselust hier nicht zu groß zu seyn, denn die Wagen drängen sich hier so nicht, wie in dem bewegteren, unruhigeren Belgien. Aber die Wege sind sehr gut, obwohl größtentheils sehr schmal. Die Landschaft bleibt sich auch hier wieder gleich, nur daß stellenweise auf der Seite des Kanals sich oft die hübschesten Landhäuser mit artigen Parkanlagen zeigen. Auf der andern Seite erblickt man schon Jalons, welche die Richtung der Eisenbahn von Amsterdam nach Arnheim abstekken sollen, eine Bahn, zu deren Vollendung Aussicht ist. Ich

sank ermüdet in die Ecke des Wagens zurück, in den der Staub dicht hineindrang. Aber ein Holländer, der bis jetzt kein Wort gesprochen, wollte das in seinem Patriotismus nicht leiden, sondern stieß mich bedeutungsvoll in die Seite, schaute mich an, zeigte mit der Cigarre hinaus und sagte dann: „Mooi!“ Ich nickte mit dem Kopfe. „Brillant mooi!“ wiederholte er. Nach wenigen Stunden hatten wir Amsterdam vor uns und ich saß, zu weitern Ausflügen neue Kräfte sammelnd, im Granale Doele, einem der besten Hotels der großen Handelsstadt.

Und Kräfte bedarf es hier, wo man auf schlechtem Pflaster die gewaltigsten Strecken zu durchlaufen hat. Welche wunderbare Stadt, dieses Venedig des Nordens! Wie wenige haben sich so in ihrer steifen Alterthümlichkeit erhalten! Das sind noch immer die alten schmalen Häuser mit den roth und weiß gefärbten Ziegelsteinen, den von eisernen Stäben eingefaßten Kellern, den Bänken auf den Treppen vor den Thüren, mit den spitzen, bald so, bald so ausgezackten Giebeln, daß keines oben dem andern gleicht, nicht eines so hoch wie das andere ist, mit den vielen glatt anliegenden Fenstern, den Alleen auf der Seite der Kanäle, die des Nachts die einzigen Warnungszeichen des Wanderers sind, denn nur selten schützt ihn ein Geländer, daß er nicht in's Wasser stürzt. Alles ist noch ganz so, wie wir es auf den Bildern von van der Meer u. A. sehen. Sind doch die Menschen selbst fast noch dieselben geblieben, wenn sie auch die alte Tracht abgelegt haben. Amsterdam ist

gewaltiges Schuppenthier, die Kanäle, die sich gebogen, wie die Ringe des Armabil, von einem Ende bis an das andere zusammenziehen, sind der Panzer, der alles Leben in diesem Körper zusammenhält. Sie sind die Adern, in denen das warme Herzblut des Handels rollt, und wenn es, wie jetzt, nicht so dick ist, daß sie in einen widrigen Schweißdunst gerathen, voll lebendiger Schönheit mit ihren Schiffen und ihren unzähligen Zugbrücken. Alle diese Kanäle werden von der Amstel und dem Y genährt, alle haben Wasser genug, ja es ist oft zu viel da und einige Quartiere haben, trotz aller Schleusen, lange und oft von fürchterlichen Ueberschwemmungen gelitten, bis man jetzt diese Theile durch einen neuen, festen Deich geschützt hat. Und dennoch fehlt es an einem Haupterforderniß, am Trinkwasser, das für Viele unentbehrlich seyn soll. Der Holländer trinkt zwar viel Branntwein, wozu auch der Wein gehört, der, wie in England, nicht wenig Spiritus hier als Zugabe erhält, aber das hilft doch nicht immer aus. Und so muß er sparsam sich Regenwasser sammeln oder das Wasser kaufen, das von der Utrechter Marienpumpe täglich in Schiffen herbeigeführt wird und einen bedeutenden Handelsartikel bildet, der je nach der Hitze beträchtlich im Preise steigt.

Ich lief etwas durch die Straßen, aber unmöglich ist, sich zurecht zu finden trotz der besten Pläne, bei dem Mangel an vielen Thürmen und dem Wasser, das stets irre führt. Große Plätze bietet Amsterdam nicht, da nirgends Raum und Boden für sie wäre; der einzige und auch der nur künstlich gewonnene

ist vor dem Palais, dem ehemaligen Stadthause, das jetzt seit der Verwandlung der Republik in ein Königreich, die Re mit dem ehemaligen Prinzenschlosse, einem kleineren Hau hat tauschen müssen. Das Palais, das jetzt der Kön lichen Familie bei ihrer Anwesenheit in Amsterdam zur Re denz dient, ist ein beinahe drei hundert Fuß langes und s eben so breites Gebäude mit einer auf Pilastern ruhenden F cade. In London würde unter so vielen Steinmassen eine, w diese mehr, sich kaum bemerkbar machen, und selbst hier, w es keinen Ueberfluß an dergleichen gibt, muß man doch, u etwas mehr Interesse dafür zu gewinnen, sich erst erinnern daß dieses ganze Werk mit ungeheuren Kosten, man sagt ü dreißig Millionen Gulden, auf Tausenden von Pfeilern errich tet ist, die als Grundlage eingerammt werden mußten. Wi haben heut zu Tage das Alles in Berlin freilich selbst unte unsern Augen nachahmen sehen, und das Museum dort, da auch nur auf Holz ruht, ist schöner. Das Fronton der Vor derseite ist mit einem guten Basrelief in Marmor ver ziert. Es stellt die Stadt Amsterdam vor, die Krone auf dem Haupte, die Füße auf Löwen ruhend, Najaden und Tritonen umher. Dahinter erhebt sich ein Thurm, auf dem Atlas die Weltkugel trägt. Die Hinterseite ist ganz wie die vordere, nu daß das Fronton dort Sinnbilder des Handels trägt und man hier nur Einen Eingang hat, während vorn die sieben Provin zen durch eben so viele sehr ärmliche Thore repräsentirt wer den.

Das Innere des Palais bietet wenig Erfreuliches dar, ser höchstens durch den Kontrast seiner frühern Eintheilung gen die jetzige. Die großen Gallerien sind der wohnlichen quemlichkeit willen in mehre kleinere Appartements zusam- engeschrumpft, die den Königlichen Hof bei seiner jährlichen ttägigen Anwesenheit in Amsterdam aufnehmen. Die Verzie- ng der Wände ist noch die alte geblieben; größtentheils von Marmor, mit Basreliefs, oft die Letzteren kunstreich durch Ma- rei nachgeahmt. Von Bildern befindet sich nur wenig Gutes ier, da das Bessere nach dem Haag gewandert ist, meist von Bitt, Bol und Flink. Sie sind durch die verschiedenen Säle streut und ihre Vorwürfe beziehen sich auf den Zweck, zu welchem diese Räume bestimmt waren. In der ehemaligen Kaufkammer hängt Joseph, wie er Getreide vertheilt; im m Bürgermeistersitzzimmer Fabricius, der dem Elephanten des yrrhus kühn in's Auge blickt, und Marius Curius, der die Geschenke abweist und sich mit seinen Rüben begnügt, woraus ie Moral als Inschrift gezogen wird:

Op's Burgermesters Wacht magh Rome veilig slaapen;

m Rathssaale Salomo, wie er zu Gott um die Weisheit be- t, die nicht immer in diesem Zimmer zu Hause war; in ei- em andern ein großes Bild in der neuern Belgischen Ma- er, fast noch bunter, als gewöhnlich: Van Spyks Tod. Man cht das Kanonenboot, das so eben von den Belgiern in Be-

genommen wird, nebst ihrem Anführer, der den Holländischen Kommandanten auffordert, die Flagge zu streichen. Van Speyk wendet sich ab, ermahnt seine Leute, sich zu retten, und eilt mit brennender Lunte nach der Pulverkammer. Das Gesicht muß Portrait seyn, denn es ist nicht geschmeichelt und zeigt wenig Heroisches, ein langes Gesicht ohne Mark und Ton. Noch unbedeutender sind die Nebenfiguren, auf denen sich weder Entschlossenheit, noch Todesverachtung zeigt, sondern eher Apathie. Einige Gesichter sind rothgefleckt, als ob sie vom Trunk erhitzt wären. Aber von wem ist das Bild? Denn darin liegt eigentlich das Merkwürdigste von der Sache. Von Wappers und Eckhout, die Beide Belgier sind und von denen der Erstere die Belgische Revolution verherrlicht, ich glaube sogar selbst thätig mitgemacht hat. Das ist der Fluch der neuesten Zeit, daß ihr alle Ueberzeugung, alle Religiosität abgeht. Wie kann jemand ein ächter Künstler seyn, der keinen Glauben hat, der nichts anbetet, außer sich. Wer nicht an etwas außer ihm mit Aufopferung hängt, für Eins mit ganzer Seele schwärmt, gleichviel was es sey, Gott, Monarch, Vaterland, kann nimmermehr ein ganzer Künstler werden. Die Idee kommt nicht fertig aus seinem Herzen heraus, sondern der Kopf setzt sie stückweis zusammen und dann sieht man die Fugen, wenn sie auch noch so geschickt verwischt werden. — Was den Bau betrifft, so ist offenbar der große Tanzsaal, der früher zum öffentlichen Versammlungslokale für das Publikum diente, das Ausgezeichnetste im ganzen Pallaste. Ueber einem hundert zwan-

zig Fuß langen und sechszig Fuß breiten Raume wölbt sich hundert Fuß hoch die Kuppel frei, von keiner Säule gestützt, daß das Ganze einen mächtigen Effekt macht. Da er früher nach dem Gerichtszimmer führte, so befindet sich über der einen Thür eine marmorne Gruppe, welche die Justiz vorstellt, die ein Gerippe neben sich hat. Aus Delikatesse für die Tänzer, die sich jetzt hier umhertummeln und deren Nerven diese Gestalt erschüttern möchte, hat man sie verhängt. Man will sich wohl todt tanzen, aber es nicht wissen. Ueber den Thüren zu beiden Seiten flattern Fahnen, welche die Holländische Tapferkeit geschlagenen Feinden abgenommen. Es sind meist vergelbte, farblose Banner, die einst die Spanischen Kerntruppen trotz ihrer langen siegesvollen Kriegszüge nicht gegen die Begeisterung eines ungeübten, aber verzweifelten Volkes behaupten konnten. An den Seiten hängen ein Paar Javanische Fahnen, die mit ihrer bunten Frische scharf gegen die düstern Spanier abstechen. Sie gehörten dem Nippo Negro an, der den Holländern so viel zu schaffen machte. Belgische Fahnen finden sich nicht vor, vermuthlich weil man die Belgier nicht als Feinde, sondern nur als verirrte Unterthanen betrachtet. Vor Allem aber versäume niemand, den Thurm zu ersteigen. Wie von der Paulskirche London, so überschaut man von hier aus am Besten das unten ausgebreitete Amsterdam. Dicht unter unsern Füßen stehen hier der gewaltige Atlas mit seiner ungeheuren Kugel, dort drei riesige Figuren, den Frieden, die Gerechtigkeit und die Klugheit vorstellend, die so nahe durch

ihre Masse fast erschrecken. Aber ganz unten in weitem Ha
mmde die Stadt mit ihren zahllosen Häusern, Straßen u
Kanälen wie ein buntes Feld, durch das sich Kähne und M
schen in ewiger Bewegung hindrängen. Links liegt das Y
uns, mit kleinen Schiffen besäet, deren weiße Segel
Schwanenflügel die Wellen zu schlagen scheinen, gleich da
das Harlemer Meer, das bald verschwinden soll, um urbar
Lande Platz zu machen; dort vor uns die Zuyder See, die
Horizont begrenzt und auf der einzelne große Schiffe auft
chen, welche Schätze von Indien bringen, hier, jenseits
Wassers, Saardam mit seinen vielen Windmühlen. Zur r
ten Seite eine weite grüne Ebene und ganz im Hintergru
die Thurmspitzen von Haarlem und Utrecht. Es ist ein groß
und doch freundlicher Anblick: das Wasser schimmert im Glanz
der Sonnenstrahlen, einzelne Wolken werfen ihre Streifschat
ten darüber hin, die wie ein dunkler Schleier sich hinziehen
und gleich wieder dem hellen Lichte Platz machen. Fischerkähn
schaukeln sich ruhig vor Anker, andere Barken fliegen über da
Wasser nach dem und jenem Schiffe hin, ein Dampfboot steuer
stolz im Bewußtseyn seiner Kraft, trotz Wind und Fluth, i
gerader Richtung auf sein Ziel zu; am Hafen, in den Dock
wimmelt es von unzähligen, beschäftigten Menschen, Alles i
Leben; man sieht nicht von hier oben die Last und die Sor
gen, die den Einzelnen niederbeugen; man hört nicht die Dr
hungen und Flüche, die den Söldner zur verhaßten Arbe
treiben, alles scheint hier oben in der freien Luft voll Ein

Luft, Eines frohen, rührigen Treibens und dazu klingt dicht über uns das heitere Glockenspiel, die Hämmer schlagen gegen das Metall und schmieden eine lustige Melodie zu dem Tanze da unten, daß es schwer wird, wieder hinabgestiegen zu der Welt, über der wir jetzt stehen, und zu ihren Häusern und ihren Sümpfen.

Zur Seite des Schlosses liegt die neue Kirche, ein altes Gebäude, über dessen Bauart aber sich eben so wenig, als über die aller anderen in Holland sagen läßt, verkleistert und eingeschnürt, wie sie von hölzernen Wänden sind. Sie enthält zwei Denkmäler von Seemännern. Das eine, rohgearbeitet, gehört dem ruhmgekrönten Admiral de Ruyter, der seinem Vaterland in unzähligen Schlachten und eben so viel Siegen über Spanien, England und Frankreich die Herrschaft zur See erfochten, bis er endlich bei Messina den Tod der Ehre starb. Er liegt in Marmor, geharnischt wie zum Kampf, und um ihn her die Trophäen seiner Siege. Ihm gegenüber befindet sich das andere, ein in die Wand gefügter Obelisk; die Inschrift sagt, das Monument sey zu Ehren van Speyk's errichtet. Der junge Mann, dessen Tod ihn der Gesellschaft des größten Seehelden würdig gemacht. Fast zwei hundert Jahre sind verflossen und Holland scheint niemand sonst gefunden zu haben, dem es den Kranz kriegerischen Ruhmes hätte reichen können. Wohin man sieht, nirgend ein Stein, der die letzte Zeit ins Gedächtniß ruft. Die Provinzen hatten sich zu Tode gesiegt und ein Nachbar nach dem andern erhob das Haupt und verdrängte

ihre Flagge von dem einst allein beherrschten Meere. Der Heldenmuth, mit dem das Vaterland gegen Fanatismus und Unterjochung vertheidigt worden, war erloschen. Nur der Handel war geblieben, die Frucht der ehemaligen Macht, aber nur in der Blüthe, im Wachsthum ist die Poesie und der Ruhm. Es war aus mit dem Siege; fremde Heere zertraten die Erde, fremde Reiter sprengten über das starre Meer und eroberten mit dem Säbel in der Faust die eingefrornen Schiffsbatterien. Belgische Blousen hatten, um dem Stolze der Nation den letzten Todesstoß zu geben, eine ganze Armee wohlgerüsteter Krieger aus dem Lande geschlagen; der Brandmark der Feigheit schien auf einem ganzen Volke zu lasten, das vom Spotte der Welt sich gegeißelt sah, der Welt, auf die es früher selbst mit Hochmuth herabgesehen hatte, da warf der junge van Speyk die Lunte in die Pulverkammer seines Schiffes und mit der Flamme, die aus allen Fugen drang, brannte auch das Feuer der Begeisterung in seinen Mitbürgern hoch auf, wie das in die Luft gesprengte Fahrzeug stieg auch der Muth und die Hingebung der Nation. Nicht die That selbst, deren die Französische Revolution zu hunderten darbietet, von Männern geübt, die keine Geschichte mehr kennt, aber ihre moralische Gewalt war groß. Man that gern ein Uebriges an van Speyk, weil man sich selbst damit wohl that. Er war der Matador, mit dem man alle Trümpfe, die die Lacher ausspielten, stechen konnte, die Legitimationskarte, welche die Nation wieder ehrenhaft machte. Die Gebeugten erhoben das Haupt wieder und

le trugen es hoch genug, und Deutschland hat nicht Ursache, mit dem Nachbar sonderlich zufrieden zu seyn. Ich denke später auf diese Karakterzüge zurück zu kommen. — Sonst hat die Kirche nichts Bemerkenswerthes, als etwa noch eine unbedeutende, von einem Kranze umwundene Urne, die in einer der Nischen angebracht ist, aber den Namen Vondels trägt, den bedeutendsten der Holländischen Literatur, Vondels, des Vaters der Holländischen Poesie, dessen Gysbrecht von Amstel doch immer mit patriotischer Pietät vom Publikum verlangt und aufgenommen wird.

Bei weitem interessanter ist die alte Kirche, die groß und in gutem Style gebaut ist, und herrlich gemalte Fenster besitzt. Farben und Komposition sind zum Theil vortrefflich, namentlich bei dem einen, das Philipp II. vorstellt, wie er die Selbstständigkeit der von ihm abgefallenen Provinzen anerkennt, ein Akt, der durch die nicht eben sehr poetischen Verse Vondels deutlich gemacht wird:

Philip tekent met syne Handen
Het vry Verband van seven Landen
En staat syn Recht en Titel af
Dat tuigt het segel dat hy gav (1648).

Die andern Scheiben enthalten Heiligengeschichten mit sehr gut perspektivisch gezeichnetem Bauwerk. Eine Tafel, dem Admiral Hemskerk zu Ehren, zieht nicht an, obgleich eine Mar-

morplatte darunter hängt, die in erhabener Arbeit, freili schon sehr verwischt und undeutlich, eine Seescene darstel Die Orgel ist schön. Merkwürdig ist, daß noch jetzt reiche K tholiken, deren Vorfahren sich hier eine Ruhestätte angele hatten, obgleich den Nachkommen schon fast beinah drei Jah hunderte dieser Tempel genommen worden, sich in den Gew ben dieses Domes begraben lassen. Sie scheuen es nicht, d jetzt hier eine andere Lehre gepredigt wird, und die Protestan ten gönnen gern den Todten den Platz, aus dem sie die L benden verdrängt haben. Von allen übrigen Kirchen ist je w niger gesagt, je besser. Vier derselben, die nach den vi Hauptrichtungen des Kompasses getauft sind, weil sie an d vier Enden der Stadt stehen, bieten dem Auge nichts Erfreu liches dar, gerade so viel, als der ganze Rest, deren Za nicht gering ist; denn man ist fromm hier und betet Morgen und Abends, und die Theologie spielt, wie schon gesagt, eine große Rolle, wobei es denn an Zänkereien und Deuteleien in der Fakultät nicht fehlt. Trotzdem herrscht viel Toleranz bei der herrschenden Kirche gegen alle andern Religionsparteien, und man bemüht sich nirgends weniger um Bekehrungen, als hier. Der Jude genießt aller bürgerlichen und politischen Rech te, und die neueste Zeit erst hat einen Meyer die jetzige Kon stitution des Landes redigiren, so wie einen Ascher an der Spitze des Justizdepartements gesehen. Allerdings gehörten Beide zu den ausgezeichnetsten Köpfen der Nation, besonders der Erstere, der eine Regsamkeit des Geistes, verbunden mit

tiefem Wissen, besaß, daß er überall sich bemerkbar gemacht hätte. Nur an ihm, an seiner Lebensweise und an seinem Manel an Ehrgeiz lag es, daß nicht auch er, statt Advokat zu leiben, die höchsten Stufen im Staate erstieg. Obgleich er durch seine Thätigkeit im bürgerlichen Leben nach jeder Richtung hin Anlaß zu tüchtigen Bestrebungen gab, hätte er doch noch mehr wirken können, als er wirklich gethan hat.

Wenn auch die Juden durch die ganze Stadt zerstreut sind, ist doch bei weitem der größte Theil in ein einziges Quartier zusammengedrängt, das sie, mehre Straßen durch, fast allein ausfüllen. Auch sie haben mehre Synagogen, unter denen sich besonders die sogenannte Portugiesische durch ihre Größe und einfache, aber gute Bauart auszeichnet. Es war Freitag Abend, der Gottesdienst eben beendet, und massenweise strömten sie heraus die dunklen Gestalten und jeder wünschte dem Andern, der Freund dem Freunde, der Arme dem Reichen einen fröhlichen Feiertag, und Alle trugen ihr Rüstzeug zum Beten unter dem Arme, der gern die leichte Last trägt, nachdem er die harten Wochentage durch von der schwereren ermüdet worden und nach allen Seiten hin wallten sie in ihre geputzten Wohnungen, wo die Lichter braunten und die ersehnte Ruhe ihrer harrete. Und obgleich sie sich frei fühlen, ruht doch noch immer der Druck vergangener Jahrhunderte auf ihren Schultern und die Erinnerung überstandener Leiden beugt noch immer ihr Haupt, und in die Morgenröthe ihrer Selbstständigkeit spielen noch immer die düstern Farben einer langen Nacht voll

Blut und Grauen und Elend. Wo es galt, haben sie sich ihre Freiheit werth gezeigt, aber es bedurfte immer erst des zündenden Funkens, um sie aus der sklavischen Gleichgültigkeit zu erwecken, in die eine gewaltsame Gewöhnung sie erpreßt hat, und sie zu mahnen, daß sie gleiche Rechte, gleiche Pflichten und gleiche Kräfte besäßen. Aber die warme Sonne, die auf ihnen jetzt aufgegangen, wird sie aus ihrem Todesschlafe zu neuem Leben rufen, und nachdem die Schranken einer besseren Laufbahn gefallen, ihnen auch den Muth und die Lust geben, sie zu durchlaufen. Das Streben zu fühlen, das Bewußtsein des Höheren zu besitzen und sehnsüchtig über die Schranken hinauszublicken, ohne sie überschreiten zu dürfen, das ist das Unglück.

Dem Meere hat Holland seinen Boden, seinen Reichthum abgerungen. Das Wasser ist das Herzblut des Landes, weshalb auch das Blut seiner Bewohner so kalt und wässrig ist. Was es ist, verdankt es dem Handel, der freilich nicht mehr in seinen reichen Strömen zufließt, wie sonst. Das Monopol ist verschwunden, und die Bequemlichkeit, Schätze zu sammeln, geschmälert. Zu der mühsamen Anstrengung, mit kleinen Aufopferungen sich nach und nach zu Höherem hinaufzuarbeiten, fehlt es dem Holländer an Elasticität, und er sieht lieber zu, wie das ganze Detailgeschäft ihm entrissen wird oder an Fremde übergeht, die sich in seiner Heimath niedergelassen haben. Namentlich spielen auch hier wieder Deutsche die Hauptrolle, die durch ihre Thätigkeit und ihre eiserne Ausdauer sich leicht in einiger

ht ein Vermögen erwerben. Amſterdam beſonders wimmelt
n ihnen, und es iſt oft weniger Geringſchätzung als Neid,
e die Holländer mit Widerwillen gegen ſie erfüllt, und ſie
n Spottnamen der Muffen, der urſprünglich nur den armen
chnittern zukam, die von der Gränze herüber kamen, um den
egmatiſchen Niederländern das Getreide zu mähen, auf die
ize Nation ausdehnen läßt. Holland iſt nur noch ſein Schat-
n, ſeine Marine nur der Abglanz einer längſt verſchwundenen
oche voll Ruhm und Macht, aber ſelbſt dieſer Schatten,
ſt dieſer Abglanz iſt noch voll Intereſſe und Bedeutung,
h immer der Ausſpruch der Börſe zu Amſterdam von Ge-
ht für den Europäiſchen Geldmarkt. Ihre Stimme iſt frei-
h laut genug. Dem Palais gegenüber iſt ein großer viereck-
r offner Platz, auf allen Seiten von bedeckten Gallerien ein-
ſchloſſen, zu dem zwei Eingänge führen. Hier iſt „des Plu-
s goldenes Reich.“ Doch nur interimiſtiſch. Die alte Börſe,
e faſt in denſelben Verhältniſſen, nur maſſiv gebaut war,
rd niedergeriſſen und die Geſchäfte werden einſtweilen hier
gemacht, bis der neue Pallaſt errichtet iſt, den man auf ei-
m noch zuzudämmenden Kanale erbauen will. Dem Hauſe
t das Waſſer weichen, aber wie manches Vermögen wird
cht drinnen wieder zu Waſſer werden. Um drei Uhr läutet es,
nd die ſpekulirende Menge ſtrömt durch die enge Pforte,
hreiend und geſtikulirend. Es iſt ein Lärm, wie in einer
chlacht. Die Maſſen theilen ſich ſchnell und nehmen ihre ver-
chiedenen Poſitionen ein. Die Papiermänner in einem Winkel,

die Schiffer in einem andern, jedes Geschäft an einer beson-
dern Stelle. Der offene Platz ist mit Leuten angefüllt, die auf
und ab wogen und ihre Spekulationen vorbereiten. Am lauf-
sten sind die Papiernen. Dort steht auf einer Stufe ein Abge-
sandter des Hopeschen Hauses und bietet Arduins aus. Ein
dichter Knäuel umlagert ihn. Achtzehn siebenachtel! Mit Schreibta-
feln in der Hand winden sich Mäkler hier und dort hin durch,
rufen dazwischen und notiren Bestellungen. Zieh Deine Brief-
tasche nicht daraus. Auf der Stelle drängt sich sonst ein Trupp
um Dich und verlangt zu kaufen und zu verkaufen. Es wird
von Summen gesprochen, die freilich nach mehr klingen, als
daran ist. Ueberdies hat die Solidität des Besitzes hier zu
großen Reiz, als daß die Spekulationen zu sehr in's Blaue
getrieben würden. Die Erschütterungen einer Krisis wirken da-
her auch hier nie so nachtheilig ein, wie an den Orten, wo
man, um nur schnell sich auf Gold zu rollen, Alles, Zukunft
und Ehre, auf Einen Wurf setzt, der, beim Fehlschlagen, in
Schande und Grab führt. Es ist karakteristisch für die Pariser,
daß sie auch darin am leichtsinnigsten wagen, und die sichere
Mäßigkeit auf's Spiel setzen, um nur schnell zu unmäßigem
Glanze zu gelangen. Darum gebührte es sich, daß sie dem
Gotte des Zufalls statt der Börse einen Tempel bauten, in
dem sie täglich anbetend opfern könnten. Die Börse von Am-
sterdam aber ist mehr das Komptoir des Hafens.

Der Weg nach dem Letztern ist weit. Dicht um die Stadt
laufen auf dieser Seite Quais und Dämme, die erst in

neuester Zeit erhöhet worden sind, weil bisher dieser Theil immer gefährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt war. Wie anders das Leben und Treiben hier, als in den niedrigen Hallen jenes Gebäudes, wo List und Trug so oft den bösen Kampf aufführen! Die rege Geschäftigkeit, die hier herrscht, fördert langsam, aber sicher. Es ist ein wahrhaft großer Anblick, links die Entrepots und hinnen Schiff an Schiff gedrängt, vor uns das Y, dort in weiterer Ferne das niedrige Ufer des Waterlandes mit seinen zahllosen Mühlen. Auf diese Schönheit geben die Holländer am wenigsten, und doch ist dies das wahre, einzige „Moije Gesicht," das sie besitzen. Die Bewegung, die an einem belebten Hafen herrscht, hat wenigstens für den Landbewohner einen eigenthümlichen Reiz, gegen den selbst schönere Aussichten nicht aufkommen. Die ununterbrochene, fremdartige Abwechslung gibt der Phantasie immer neue Beschäftigung, so daß man kaum zur Ruhe gelangen mag. Das Kommen und Gehen der Schiffe, das Rollen der Wellen wiegt in die buntesten Träume ein, man freut sich mit den Heimkehrenden der Rückkehr in das ersehnte Vaterland und blickt voll Erwartung mit den Abfahrenden den üppigen Gestaden Indiens entgegen. Ich hatte einen lieben Freund, einen ächten Rheinländer voll Ecken, muntern Sinnes, nebst seinem jungen Neffen bei mir. Wir gingen zusammen die lange Jettée hinauf, die nicht so elegant, wie die von Ostende ist, aber von der man eines ganz andern großartigen Anblicks genießt. Am äußersten Ende derselben lag ein kleines Lustboot mit einem Paar Segeln,

das von einem alten verwitterten Matrosen, der lange Jahre in der Königlichen Marine gedient hatte, geführt wurde. Wir legten Beschlag darauf und Freund L., der auf dem Wasser zu Hause ist, wie auf dem Lande, ergriff das Steuerruder.

Es war ein schöner Tag. Der unbewölkte Himmel spiegelte sich in dem grünen Wasser, das von einem flüchtigen Landwinde leicht bewegt wurde. Mir, uns allen war so wohl, die Stadt mit ihrem schmutzigen Wasser im Rücken zu haben und die frische, reine Luft zu athmen. Es gibt kein wonnigeres Gefühl, als über den Meeresspiegel hinzufliegen, so lange der Anblick des Landes noch den Ausbruch einer Rebellion in unserm Innern verhindert. Ich liebe es nicht, wenn sich das Unterste zu Oberst kehret, und ziehe es vor, wenn Alles in Ordnung und in gehörigem Gleichgewicht bleibt.

Wir fuhren zuerst in die Docks ein, um uns die zahllosen Schiffe in der Nähe zu betrachten. Die Flaggen aller Nationen wehten von den Masten herab. In den Tauen hingen Matrosen und arbeiteten an dem Segelwerk, andere lagen unten im tieferen Raum und man hörte nur ihren rauhen, aber in dieser Umgebung nicht unangenehmen Gesang. Hin und her schossen die kleinen Nachen und holten und brachten. Dicht vor uns lag die Landswerf, lange Gebäude, eine Art steinerner Schuppen, mit gewaltigen offenen Bogen, in denen, gegen das Wetter geschützt, kaum angefangene und schon halb vollendete Schiffsrümpfe lagen, an denen fleißig gearbeitet wur-

he, weit- und ſchmalbauchige Koloſſe, deren nackte rieſige Leiber bald Schmuck und Kleider bekommen ſollen, um dann kokett und zierlich ſich unter die übrige Geſellſchaft draußen miſchen zu dürfen. Und um ihrem immer zunehmenden Gedränge mehr Platz zu ſchaffen, ſoll jetzt die große prächtige Kaſerne, die Napoleon noch erbauen ließ und nach ſeinem Sturze ſich eine Umtaufe gefallen laſſen mußte, die Kaſerne Naſſau eingeriſſen und der Platz, den ſie einnimmt, dem Waſſer überlaſſen werden. Es ſoll ein ungeſundes Wohnen in dieſer Steinmaſſe ſeyn, aber wäre es auch nicht, die Armee müßte doch der Marine weichen. Nicht weit von der Werfte liegen einige zum Theil abgetakelte Kriegsbriggs und Fregatten, theils als Wacht-, theils als Lehrſchiffe gebraucht. Wir beſtiegen eines der Letztern, in deſſen Maſtkorbe ein Dutzend Jungen ſteckten, die hier zu tüchtigen Matroſen ausgebildet werden. Die Fregatte war, obwohl jetzt nicht mehr zum Seedienſt beſtimmt, in ſchönſter Ordnung, überall herrſchte die höchſte Sauberkeit und mit der größten Bereitwilligkeit wurde uns geſtattet, Alles in genauen Augenſchein zu nehmen. Einer von den Knaben, ein friſches, munteres Geſicht, ſprang ſchnell die Strickleiter herunter und führte uns überall herum, und zeigte uns mit einer Liebe und einem Stolze, die ihm ganz gut ſtanden, die langen Kanonen, die Kugeln, mit den Waffen aller Art, Dolche, Schlöſſer und Aexte, die an den Wänden in ſymetriſchen Figuren befeſtigt waren, die Schlafſtellen der Matroſen und alle die andern verſchiedenen Räume. Das Lob,

das wir der Einrichtung spendeten, von der im Grunde niemand von uns etwas Rechtes verstand, machte doch dem kleinen Manne die herzlichste Freude und er scharrte hinten und vorn aus, als L. ihm beim Abschiede sagte, er werde gewiß einmal ein „knapper Matroos" werden. Durch eine mächtige und schön gebaute Schleuse, zu der, wie ein Denkstein bezeugt, einer der Prinzen den Grundstein gelegt, fuhren wir endlich in das offene Y hinaus.

Wie der Vogel durch die Luft, schossen wir über die breite Fläche. Immer tiefer treten die Umrisse zurück und weiter breitet sich die Wassermasse aus. Die hohen Maste, die dort aus der Ferne herüberschimmern, gehören schweren Ostindienfahrern an, die noch in der Zuyderſee sind. Auf allen Seiten tauchen kleinere Segel auf. Fahrzeuge, die nach Saardam gehen und von dort herkommen. Dort rauscht ein Dampfboot, sie alle überholend, und hier rasselt ein anderes, ohne Segel und doch ohne Dampf. Pferde, die im Bauche des Schiffes in ein mühsames Joch gespannt sind, treten die Schaufelräder und schieben das Boot langsamer, aber wohlfeiler dahin.

Keiner hatte Muth, Lust zum Sprechen. Wir ließen uns hintreiben, die Augen auf das Spiel der kleinen Wellen gerichtet oder den Flug der Möven verfolgend, die über das Wasser schossen — jeder dachte sich dabei sein Theil. „Es wird spät," meinte der Schiffer. — Und kühl obenein. Aus unsern Träumen geweckt, spürten wir erst, wie empfindlich der Wind geworden war. Wir ließen wenden, wieder nach der Stadt zu,

die wir ganz aus den Augen verloren hatten. Im Fahren sah niemand von uns, daß wir gegen ein Seil trieben, das zwei Schiffe an ihren Masten zusammenhielt. Erst der Ruck, den wir erhielten, machte uns auf unsere Unvorsichtigkeit aufmerksam. Unser Matrose drehte schnell sein Segel; aber die Stange, an die es befestigt war, schlug im Wenden dem Freunde, der sich eben etwas erhoben hatte, zum Glück nicht gegen den Kopf, sondern nur gegen den Hut, der weithin in's Meer fiel. Der unglückliche Filz, der hüpfend über die Wellen setzte, gab zu einer lustigen Jagd Anlaß, bis er endlich glücklich geentert und an Bord gebracht wurde. Freilich nicht in tragbarem Zustande und L. mußte es sich schon gefallen lassen, Chapeaubas nach Hause zu wandern.

XII.

Der Holländiſche Karakter.

Wenn man von Holland ſpricht, ſo iſt hergebracht, daß man zugleich an das perſonifizirte Phlegma denkt. Eine ſo feſtgewurzelte Ideen-Verbindung muß natürlich auf gutem Grund liegen. Und in der That ſtammen ſo ziemlich alle Lichter und Schatten aus dieſer verkörperten Paſſivität her. Was den Holländer im Geſchäfte zu dem zuverläſſigſten Menſchen macht, muß ihn für das ſociale Leben deſto abſtoßender machen. Man kann auf ihn bauen, weil er unverrückter wie ein Fels im Meere iſt, aber dieſe Feſtigkeit in das geſellſchaftliche Leben übergetragen, macht ihn zum ſteifſten Knmpan von der Welt. Aus Widerwillen gegen alle Bewegung hängt er an alten Gewohnheiten und ſitzt lieber ſpazieren, als daß er ſich umhertreibt. Aus Bequemlichkeit iſt er grob, rauh und abgeſchloſſen,

weil jede Aufopferung eigener Neigungen und jedes Anschmiegen und Entgegenkommen an fremde Individualitäten, ohne welches kein Umgang möglich ist, eine Anstrengung erfordert, die mit seinen Begriffen in Widerspruch steht. Diese Reduzirung auf sich macht ihn aber egoistisch, und wenn er dennoch zu patriotischen Aufopferungen geneigt ist, so rührt dies nicht von höherer Begeisterung oder instinktartiger Aufwallung her, sondern es treibt ihn mehr die Eitelkeit dazu, die eben die Folge jenes Egoismus ist. Er liebt nicht sowohl sein Vaterland, als daß er eitel auf dasselbe ist; und das Letztere nothgedrungen darum, weil er das ganze Vaterland in sich selbst sieht. Er wünscht dem Lande Glück, daß es einen solchen Beschützer hat, wie er, der Kaufmann von der Kalverstraat in Amsterdam ist, und weil er etwas auf sich hält, läßt er auch dem Lande etwas zukommen. Der Holländer ist der Protektor seines Landes, das er mitunter etwas kalt und stolz behandelt und nur in der Noth nicht stecken läßt. Was sich freilich erklären läßt, da Holland allerdings nur das Werk seiner Bewohner ist, da sie arbeiten müssen, es sich zu erhalten. Es ist ihr Meisterstück und wenn sie eitel darauf sind, so sind sie natürlich nur auf sich eitel. Dem Engländer ist England seine Frau, zu der er immer wieder zurückkehrt, die er liebt, ohne ihr Schmeicheleien zu sagen; dem Franzosen ist sein Vaterland eine Geliebte, die, wenn er gerade montirt ist, so himmlisch und engelhaft ist, daß er sich sogar für die Schönheit ihrer Leberflecken schlagen würde. Den Deutschen ist das Va-

terland die Mutter, der sie selbst unter Thränen zulächel
die sie mit beiden Armen umfangen und an ihr Herz drück
selbst wenn sie sie züchtigt und von sich stößt. Dem Holländ
ist Holland ein theures Lager, das er selbst nicht zärtlich
handelt, das ich aber niemanden rathen möchte, ihm un
den Rücken wegziehen zu wollen. Es wird interessant seyn,
beobachten, wie auf diese phlegmatische Ruhe die Eisenbahn
wirken werden, wenn auch Holland, das sich bisher so isol
gehalten, mit in den universellen Umschwung gerissen und
ter die übrigen Nationen geworfen wird. Schwerlich wird
einer so gewaltsamen, socialen Aufrüttelung widerstehen k
nen. Die Reisewuth, die schon seit den letzten Jahren h
Europa aus seinen vier Pfählen getrieben, hat bereits ein
nicht unbedeutenden Einfluß auch auf Holland ausgeübt. D
Land wurde verhältnißmäßig noch wenig besucht und der Hol
länder selbst fand es bequemer, nach Westindien zu „varen",
als einen Sprung nach Deutschland zu machen, und sich dem
„Ryden" im Postwagen und dem Mangel an Comfort in den
Wirthshäusern auszusetzen. Die erste Folge, welche aus der
Milderung dieser schroffen Ansichten hervorgegangen ist, ist die
Zunahme der Gastlichkeit, die früher kein hervorstechender Zug
in dem Karakter des Niederländers war. Wer sonst einen
Empfehlungsbrief bei einem jener reichen Mynheers abzugeben
hatte, konnte die Erfahrung machen, daß, wenn er bloß zum
Vergnügen reiste und kein Geschäftsmann war, Mynheer ihn
kurz an seinen Knecht verwies, der den Auftrag erhielt, den

remden umherzuführen. Ein Bekannter von mir brachte noch
rzlich ein ſolches Schreiben von einem angeſehenen Manne
einen Bankier, deſſen Bildergallerie er zu ſehen wünſchte.
traf den Holländer auf ſeinem Komptoir und übergab den
rief. Der Bankier las, legte den Brief fort, drehte den
pf etwas herum und ſagte: „Ich habe keine Zeit,“ und
kte dabei die Naſe wieder in ſein Hauptbuch. Der Empfoh-
ne konnte ſehen, wie er den Weg wieder zur Thür hinaus
nd. Man weiß nicht recht, rührt dieſer Stolz, ohne eigent-
hen Nationalſinn, von Pflegma her, oder umgekehrt. Wahr-
heinlich das Erſtere, weshalb ſie ſich auch weniger, als ir-
nd ein Volk, ſelbſt in manchem abſolutiſtiſchen Staate, um
olitik bekümmern, und weder darüber ſchreiben, noch ſpre-
en, und ſich mit einer Konſtitution begnügt haben, die we-
iger Werth hat, als gar keine, da den falſchen Schein zu
rhalten immer etwas koſtſpieliges iſt. Eine Zuſammenſetzung
on Kammern, wie ſie hier Statt findet, iſt nichts als ein faſt
großer Staatsrath, der Intriguen und Koſten herausfordert und
immer unter dem Einfluſſe der Regierung ſteht. Dieſes Phlegma
iſt aber auch Schuld, daß der Nationalwohlſtand, ſtatt zuzu-
nehmen, immer mehr im Sinken iſt, und daß, nach einer neu-
lichen Berechnung, über ein Fünftel der Bevölkerung ganz
dem Pauperismus verfallen iſt. Die Kanäle, aus denen ehe-
dem das Gold in ſo reichen Strömen nach den Niederlanden
floß, daß man ſie mitunter künſtlich zudämmte, um die Schätze
nicht zu gemein und außer Werth zu bringen, ſind jetzt ſo gut

wie versiegt. Die Leichtigkeit des Reichwerdens ist dahin, u
da der Holländer nur leicht zu Vermögen gelangen will,
entwinden Fremde ihm die Mittel des Erwerbes. Alle kleine
Geschäfte, bei denen es einiger Zeit und Ausdauer bedarf,
ein gemachter Mann zu werden, sind fast ausschließlich
Deutschen Händen, die sich mit ihrer Oekonomie und Regsa
keit hier bald sehr gut stehen und manche Gewerbe ganz ei
nehmen. Der Holländer hilft sich mit einer großartigen G
ringschätzung, indem er auf diese Geschäftigen verächtlich h
absieht und mit Spottnamen an dem Deutschen vorüberge
Karakteristisch für den Deutschen selbst aber ist es, daß die
nicht selten gern als Holländer auftritt. So sah ich einen Fle
scher, mit einem glühenden Gesichte, der das Holländische
radebrechte, daß der Westphale nicht an ihm zu verkenn
war, einem lässigen Gesellen zurufen: „Fauler Junge, G
verdamm, so langsam wie ein Deutscher Muff.“ Flüche lern
sich die Nationen am schnellsten ab und nach dem Befreiung
kriege war in diesem Punkte eine wahre Universal-Literatu
eingetreten. Jetzt ist man wieder einseitiger geworden u
bleibt bei den Flüchen seines eigenen Landes.

Nichts desto weniger hat Niederland, wenn es auch u
sein Vermögen erhält — nicht vermehrt — einen solchen Fo
an Reichthum, daß es, im Ganzen genommen, mit den me
sten Staaten konkurriren kann. Ein Grund, warum es di
furchtbare Last ertragen kann, die ihm seit dem Abfall Belgien
aufgebürdet worden ist. Obwohl nicht der Einzige. Die Se

dte haben durch die Verödung Antwerpens so wesentlich ge-
nnen, daß sie sich gern Vieles gefallen lassen. Ueberdies sind
e Steuern so vertheilt, daß der Arme sie nicht zu schwer
pfindet, also ein unmittelbarer Ausbruch des Volksunwillens
cht zu fürchten ist. Die Opposition geht von den nicht see-
renden Provinzen aus, die allerdings das ganze Gewicht
gen müssen, da sie, durch die Trennung Belgiens, keinen
satz bekommen haben. Die Erhaltung der Armee und das
fbringen des Schuldenantheils von beinah neun Millionen
lden liegt auf ihren Schultern und reibt sie wund. Auch ist
re Stimme laut genug.

Der Holländer steht am Vorabend einer großen socialen
eränderung. In kurzer Zeit wird sein Vaterland durch die
senbahnen in den Touristenkreis gezogen und von Schaaren
eisenden überfluthet werden. Er wird Anfangs etwas trotzig
d ärgerlich über die Störung auffahren, aber zuletzt wird
r Schwindel ihn doch aus seinem Versteck hervorlocken und
n in den Wirbel ziehen, der bei seinen raschen Schwingun-
en ihn mehr abreiben wird. Auf die Länge wiedersteht niemand
nd die alten Stereotypenformen werden langsam verschwin-
en, wenn gleich viel Aeußerliches, durch das Klima bedingt,
ch erhalten wird. Das materielle Leben, wie das geistige wird
ne andere Richtung nehmen, und beides an Poesie und Gra-
ie gewinnen. An beiden fehlt es bis jetzt gar sehr, im äuße-
en, wie im innern Leben, und man vermißt sie selber
den Frauen, die, dem Stoffe nach, sonst so schön gebildet

NEW YORK FREE
CIRCULATIN
BRARY

sind. Der Mangel an Rührigkeit steht überall der Kultur en
gegen, weil das weibliche Element mehr als anderwärts i
den Schatten tritt. Der Holländer, der mit der Pfeife i
Munde zur Welt kommt, zieht diesen Genuß jeder andern U
terhaltung vor. Seine Phantasie geht nicht über die Wolke
hinaus, die er vor sich hinbläst. Das eiserne Gefäß mit d
glühenden Torfasche darin auf der einen, das Spucknäpfche
auf der andern Seite des Tisches, sitzt er stundenlang, oh
sich zu bewegen. Er schenkt sich nicht einmal selbst zu Trink
ein, sondern ruft den Aufwärter, der ihm das leergeworden
Glas wieder füllen, ihm das Licht putzen muß. „Jan, inschen
ken! Jan, snuiten!" Der Holländer hält so viel auf die
Kommodität, daß er den Unglücklichen, der sich gezwunge
sieht, die seinige aufzuopfern, um ihm aufzuwarten, gar nich
mehr als einen Menschen, sondern nur noch als eine Maschin
betrachtet. Daher wirft er auch das ganze Geschlecht der Kel
ner in eine Kathegorie und gibt ihm den Kollektivnamen: Jan.
Die Dienerschaft hat deshalb kein gutes Loos dort und der
Vorwurf, den man den Holländern gemacht hat, daß sie in
ihren Kolonien gegen Eingeborne und Sklaven härter verfüh
ren, als irgend eine andere Nation, hat eben darin, nicht in
angestammter Grausamkeit, seinen Grund. Der allgemeine Man
gel an Raffinement im bessern Sinne geht vom Gesellschafts
zimmer bis zur Küche, die überhaupt nirgends als etwas Un
wesentliches zu betrachten, sondern vielmehr ein Barometer
ist, aus dem sich sicherer, wie auf das Wetter, auf die Höh

der Tiefe der Kultur schließen läßt. Die Küche ist in Holland eine materielle; ehrlich, solid, geradezu, wie der ganze Niederländische Karakter, aber eben so wieder aller Kunst und Poesie entbehrend. Sie verschmäht jede Täuschung und Attrape, und versteckt sich nicht hinter falschem Schein. Sie tritt passiv auf, wie ein Riese, der im Gefühl seiner Kraft es verschmäht, das Fechten wissenschaftlich zu treiben. Aber wenn man auch an einem Riesen eine tüchtige Stütze hat, kann man sie doch nicht schön finden. Und im Leben soll man Beides zu verbinden suchen, das Schöne mit dem Zweckmäßigen. Der Wilde ißt nur, um satt zu werden, gleichviel wie; der Gesittete sucht in der Zeit, die er nothgedrungen dem Magen zuwenden muß, auch seinen ästhetischen Begriffen zu genügen. Kein Volk hat mehr für die Grundstoffe gethan, als das Niederländische, aber darüber hinaus ist es nicht gegangen. Es hat in seinem angebornen praktischen Sinne die Hauptbedürfnisse zur Vollkommenheit gebracht, aber diesen nun einen poetischen Schmuck zu verleihen, ist niemanden eingefallen. Das Meer liefert ihm die köstlichsten Fische, die Viehzucht wird mit Zärtlichkeit getrieben, das Holländische Kalb ist das Ideal seiner Gattung, aber bei diesen Elementen bleibt man auch stehen, und geht nicht über in die höheren Klassen. Von dem phantasiereichen Wechsel eines Pariser Kochs hat man keine Ahnung, und die ganz kunstreiche Behandlung der Entremets ist ein noch unentdecktes Land. Das Fleisch erscheint immer in seinem ursprünglichen Zustande, ohne daß eine bildende Hand

eine Umgestaltung daran versucht hätte, und die Gemüse traten im reinsten Naturzustande auf. Es herrscht durchweg eine paradiesische Unschuld, die noch von keinem Baum der Erkenntniß gekostet hat. Diese Unschuld ist sehr rührend, es gehört aber ein guter Magen dazu, sie zu verdauen; und die Fürsprache eines Glas Genever, den man freilich schon in den Weinen als eingeschlichenes Hülfskorps vorfindet, ist nicht immer vom Uebel.

XIII.

Die Kirmeß in Amsterdam.

Aber wenn der Holländer das ganze Jahr den Kopf unter sein Schildkrötengehäuse steckt, und sich schwer aus seiner langweiligen Ruhe bringen läßt, so kömmt doch eine Zeit, wo der Teufel in ihn fährt, und er mit Händen und Füßen um sich schlägt vor lauter Freude. Dann schwimmt er nicht bloß in Vergnügen, sondern plätschert darin herum, daß der Schaum aufspritzt. Wer ihn um die Kirmeß sieht, erkennt ihn nicht wieder, so verwandelt ist er. Das Phlegma hat, wie eine schwere Last, die geringe Heiterkeit so hinaufgeschraubt, daß sie, gleich komprimirtem Dampf, alle Deckel sprengt. Es geht toll zu, und es ist ein Glück, daß so etwas nur einmal im Jahre möglich ist, ein Glück für Börse und Gesundheit. In wenigen Tagen wird für zwölf Monate genossen. Aber der Ge-

472353

nuß iſt freilich, wie ſich denken läßt, nur materieller Art, und man berückſichtigt mehr die Maſſe, als den Inhalt. Die Kirmeß in Amſterdam dauert nicht weniger als drei Wochen. Der Strudel, auf den ſie beſchränkt iſt, nimmt nur einen kleinen Raum ein, aber er iſt tief, denn er faßt die ganze Stadt auf, die ſich hineinſtürzt. Ihr Mittelpunkt iſt der Buttermarkt, zu welchem auf der einen Seite eine der belebteſten Straßen, die Kalberſtraße, die Rue Vivienne Amſterdams, führt. Du biſt noch weit ab vom Markte, aber nimm Dich zuſammen, daß Du nicht ſchon von der wogenden Menge herüber und hinübergeſchleudert wirſt, die Straße iſt ſchmal, und das Volk eilig und nicht höflich. Wie das rennt und läuft und jubelt. Die bunteſten Geſtalten durcheinander. Matroſen in ihren kurzen Jacken, den überzogenen Hut, mit Bändern dran, queer auf dem Kopfe und nicht mehr ganz feſt im Gleichgewichte. Mädchen aller Arten, der ſteife Spießbürger mit Frau und Kind am Arme, die er wie eine ſchwere Treckſchuit nach ſich ziehen muß, das bunteſte Gewirre, das ſich ſehen läßt. Zum Glück iſt die Straße hell beleuchtet und man weiß wenigſtens, wohin man tritt. Denn es iſt ſpäter Abend und der Tanz fängt um zehn Uhr oder noch ſpäter kaum an. Die Nacht iſt zum Tage geworden und auf den Schlaf hat Alles reſignirt. Jeder iſt feſt entſchloſſen, vor Anbruch des Morgens den Kampfplatz nicht zu verlaſſen. Dort wälzt ſich ein ganzer Zug Dirnen her, die ganze Breite des Pflaſters einnehmend. Singend und tanzend kommen ſie übermüthig auf Dich zu, neh-

men Dich in ihre Mitte und zwingen Dich, die Straße hinunter ihrem bachantiſchen Reihen zu folgen. Verſuch es nur, ihre Kette zu durchbrechen, wenn Dir Dein Hut und Dein Geſicht lieb ſind. Zum Glück erlaubt Dir dort eine Ecke, Dich ihrer Verſchlingung zu entziehen. Aber hier iſt eine Gaſſe gar verſperrt. Kopf an Kopf und Leib an Leib iſt zuſammengepreßt. Du ſchiebſt, aber wirſt nur geſchoben, denn hinter Dir hat ſich ſchon ein neuer Knäuel zuſammen gewunden, den es drängt, von dem eigentlichen Sabbath, der dort luſtig aus der Ferne herüberſchallt, ſeinen Antheil zu holen. Ein ſolches Gedränge ginge in Deutſchland nicht ohne erkleckliche Prügeleien, in Paris und London nicht ohne zahlloſe Beute für die fingerfertigen Gentlemen ab. Es macht dem Karakter der Holländer Ehre, daß Beides hier verhältnißmäßig nur wenig vorkommt. Man will nur genießen, der Aermſte, wie der Reichere, und jeder gönnt dem andern ſeinen Spaß.

Die Dienſtmädchen haben vertragsmäßig zwei Tage oder vielmehr Nächte in der Kirmeß zu ihrer Verfügung, und ſelbſt für die unglücklichen Geſchöpfe, denen es im Laufe des Jahres nicht gelungen iſt, ein zärtliches Liebesband zu knüpfen, iſt menſchlich geſorgt, und ein Bureau verſchafft ihnen, gegen ein Geringes, für die Dauer der Kirmeß einen Chapeau, der ihnen in der Noth beiſteht, ſie umherführt und dafür natürlich von ihnen frei gehalten wird. Herren mit Regenſchirmen koſten das Doppelte. Ein Artikel der Preiscourant beſagt das ausdrücklich. Aber wer fragt an dieſen Tagen nach Geld? Man

spart nur so lange, um Alles in dieser Jubelwoche durchzubringen. Man entzieht sich Alles, um nur in diesem Karneval nicht rechnen zu dürfen. Es ist unglaublich, welche Summen hier mit einemmale in Vergnügungen aufgehen und mancher Verkäufer lebt umgekehrt wieder das ganze Jahr von dem Verdienste dieser wenigen Wochen.

Der Knäuel entwirrt sich, Du schöpfest Luft. Wie aus einer Bombe geschossen, wirst Du von den Nachdrängenden auf den Markt, diesen Thron- und Festsaal der Kirmeß, geschleudert. Du bist mitten drin und faßt Dich verwirrt an, ob Du noch ganz bist, ob Du nicht einige Gliedmaßen in der Presse verloren hast, der Du eben entronnen bist. Aber der Lärm, der Dir in den Ohren schallt, weckt Dich aus Deinem Schwindel, um Dich sogleich wieder auf andere Weise zu betäuben. Der ganze große Platz ist bedeckt mit vielfachen Reihen von Buden, aus denen die tollste, lärmendste Musik erschallt, in der nur Trompeten und Pauken zu unterscheiden sind, während aus den Kneipen rings umher die wüsten Chöre rauher Matrosengurgeln darin schmettern. Es muß ein eigenes Vergnügen für die Bewohner dieses Theils der Stadt seyn, drei Wochen lang sich Nacht für Nacht von diesem Höllenspektakel belagert zu sehen. Es ist unbezweiflich, wie Nerven diesen immer wiederkehrenden Angriffen widerstehen können.

Denn bis zum Morgen werden diese Buden nicht leer und immer neue Zuschauer rufen die Fanfaren herbei. Wo blieb auch Raum für die Menge, wenn nicht ein Theil immer von

dieſen Receptakeln verſchlungen würde? Aber es iſt auch geſorgt für jedermanns Geſchmack und er hat die Wahl, wem er den Vorzug geben will, wenn er nicht Luſt hat, in unerſättlicher Haſt auf einmal Alles zu koſten. Hier iſt Kunſt und Natur im ſchönſten Bunde: Wachsfiguren, Schattenſpiele, Chineſiſche und Japaniſche Kabinette, Haſen und Elephanten, die Kunſtſtücke machen, ganze Menagerien, Engliſche Reiter, Polichinelle. Alles in freundlicher Berührung mit einander, keins den andern beneidend, denn alles hat vollauf zu thun. Den meiſten Zufluß hatte der Hanswurſt, denn immer war ein ganzer Schwarm von Neugierigen vor ſeiner Bude verſammelt, die nicht mehr hineinkonnten und vom Militair zurückgehalten werden mußten. Das war aber auch die einzige polizeiliche Gewalt, die ſich blicken ließ, wenigſtens ſah man nichts von Gensdarmerie und ihre Hülfe ſchien auch nirgends nöthig zu ſeyn. Es war aber außerhalb dieſer Buden ſchöner, als drinnen, und die verſchiedenen Weiſen, in denen man das Publikum zum Eintritt anlockte, luſtiger, als die Vorſtellungen ſelbſt. Am heiterſten war das Gewimmel in den hölzernen Gaſſen, in denen für das leibliche Wohl geſorgt wurde.

Zu beiden Seiten war Bude an Bude gedrängt, und in jeder brannte ein luſtiges Kohlenfeuer, über welchem in ſpiegelblank geſcheuerten Tiegeln unaufhörlich von einer dicken Frau mit hoch aufgeſchürzten Armen ein Pfannkuchen nach dem andern gebacken wurde. Aber keine Berliner, ſondern lange, höchſt einfache Fladen, nur gerade gut genug für den Hun-

ger, Futter, den Magen auszufüllen, wie der ehrliche Jack ungefähr von seinem Lumpengesindel sagt. Das Feuer, das durch die Nacht schimmerte und sich blutroth, besonders auf dem Gesichte der geschäftigen Köchinnen spiegelte, und das Zischen und Sprudeln der Butter war artig genug, wenn nur nicht der Fettgeruch sich so dick über das ganze Quartier gelagert hätte, daß man ein ausgewetterter Seemann seyn muß, um nicht schon beim Eintritt in diese dicken Opferwolken übersatt zu seyn. Aber es gibt Leute, denen in dem braustigen Dampf gar wohl wird, und das funkelnde Auge der Meeisje verheißt ihrem „Jungen" noch einmal so schnell Erhörung seiner Liebesflamme, wenn er ihr sein Herz auf solchen weichen Teigtellern präsentirt. Eine andere Reihe ist ganz voll mit Pfefferkuchenbuden, und vor jeder derselben steht ein schwerer Klotz, gleich denen, auf welchen man das Fleisch zertheilt. Hier wimmelt es von Knaben, denn es ist auf ein Spiel, auf eine Lotterie abgesehen. Sie nehmen einen der Kuchen, ergreifen ein schweres Hackmesser und versprechen nun mit so und so viel Querhieben im Zickzack den Kuchen zu zerschneiden. Brauchen sie mehr oder wenig Hiebe, so zahlen sie einige Cents Strafe, treffen sie es, so ist der Kuchen ihre Beute. Die ganze Reihe herunter hört man das Messer unaufhörlich auf das Holz fallen, ein Gehack wie in einer Stampfmühle. Auch kannst Du nicht vorübergehen, ohne daß eine Heerde dieser Jungen Dich anfällt und Dich bittet, Du möchtest sie einmal für Dich hacken lassen. Sie wissen wohl, daß Du ihnen den Gewinn nicht

nehmen würdest und ohne ein Paar Stüber kömmst Du schon nicht los. Schon sauberer sieht es in den Waffelbuden aus, die sich isolirt an den Ecken aufgebaut haben. Es sind vorgehobene Posten, und die Mädchen, die dort ihre Waaren rühmen, auch allesammt Enfants perdues. Größtentheils sind es hmucke Friesinnen, schlank und hoch gebaut, mit weißem Teint, e mit vielsagenden Augen und ihrem seltsamen, aber gar übschen Kopfputz — um die Stirn den goldenen Reif aus Goldlech, der sich zu beiden Seiten zu zwei breiten Schildern rumbiegt, welche die Ohren verdecken — zündende Blitze unter ie Menge werfen. Die Waffelmädchen haben ihre Schicksale, o gut wie Pariser Grisetten, und man hat Beispiele, daß sie us ihrem Bretterhause als vornehme Frauen in glänzende alläste entführt worden sind.

Du bist müde, Dich länger umherzutreiben und willst zu Bette. Es ist schon spät, sagst Du zu dem Holländer, der Dich begleitet. „Spät?“ antwortet er, und sieht Dich groß an. „Es ist erst ein Uhr.“ Und in der That scheint die ganze Welt das noch für früh zu halten, denn das Gedränge lichtet sich nicht, die Buden sind noch immer voll, unermüdlich wird noch dabei gepankt und trompetet. Im Cirkus ist noch Alles im besten Gange, aber ich mochte heut nicht hinein und folgte meinem Achates, der mir die Kirmeß von einer andern Seite, die Kirmeß in Häusern, den gesetzten Spaß zeigen wollte. Er meinte die Nachthäuser, große Salons nämlich, die keine Fenster haben, und daher nur Nachts, beim Schimmer d

Lichter, gebraucht werden. Auch deren gibt es eine Menge i den verschiedensten Abstufungen, vom beßten Anstande bis z tiefsten Sittenlosigkeit herab. Aber auch diese Anstalten si eben nur ein Vergnügen für Holländer. Der größte dieser S lons heißt Fraecati, von einem Umfang, der allerdings be ersten Anblick imponirt, obgleich er durch Reihen von Bä ken, Tischen und Stühlen, an denen sich mehr als fünf hu dert Personen in größter Bequemlichkeit niederlassen könne enger erscheint. Als wir die Treppe hinaufstiegen, die zu de selben führte, wollte ich schon wieder umkehren, denn i glaubte es ganz leer zu finden, so wenig Geräusch vernah man. Aber als wir eintraten, war kein Platz zu finden. D Anwesenden amüsirten sich stillschweigend. Es war voll Herre und Damen, aber zehn Franzosen hätten mehr Lärm gemacht, als diese Hunderte. „Ein Pijpche, myn Heer," sagte der Au pärter, uns, wie überall, mit der irdenen Pfeife entgegen kommend, und das und der ewig wiederholte Ruf: „Jan, e Flammetje!" waren die einzigen Worte, welche die Stille un terbrachen. Die Frauen schwatzten nur mit den Augen und di Herren saßen an ihre Pfeifen geleimt und feierten mit hans väterlicher Gravität die Kirmeß, indem sie ihre Langweile zu sammenthaten und sie in Gesellschaft genossen. Doch war für Ein Vergnügen gesorgt. Es war ein Orchester angebracht, auf welchem sich eine Sängerin hören ließ. Eine junge Person, die schon ihre Stimme auf manchem Schlachtfelde in Stich gelassen hatte, und mit zitterndem Athem eine Bravourarie nach

er andern herausbebberte und ſtöhnte. Aber die Zuhörer hat-
n, vermuthlich aus dankbarer Anerkennung ihrer Anſtrengung,
Wohlgefallen an ihr gefunden und gingen ihr zu Liebe ſogar
s ihrer Ruhe hinaus und belohnten ſie jedesmal mit don-
rndem Beifall. Es wird viel Muſik in Holland getrieben und
an gibt ſich Mühe, größere Leiſtungen zu Stande zu bringen,
er mit der Bildung will es noch nicht gehen. Darin, wie in
anchem Andern, ſind ſie ein Stück Engländer. Nur daß die
ornehmeren dort durch Reiſen, und beſonders durch ihre Ita-
eniſche Oper Gelegenheit haben, Ohr und Geſchmack zu bil-
n. Was in Holland nicht der Fall iſt, denn die Franzöſiſche
per daſelbſt iſt nicht geſchickt zur Lehrmeiſterin. Das gemeine
olk in Niederlande hat keinen Sinn für Muſik; außer dem
infachen Rythmus der Matroſen hört man keinen Ton im
reien, und die Bänkelſänger ſelbſt bewegen ſich um etliche
enige Volksmelodien, unter denen eine die auffallendſte Aehnlich-
eit mit dem erſten Chore Robert des Teufels hat. Was Fras-
ati iſt, ſind mit geringer Veränderung auch die Mille Co-
ounes, das Toontje und Andere. Tiefer herab hört die Schick-
ichkeit auf, und es öffnen ſich Räume zu andern, aber ge-
ährlicheren Unterhaltungen. Auch dort haben ſie Muſik. In
ngen, in die Mauer hineingewölbten Löchern ſitzen vielleicht
rei Muſikanten, liederlich zerlumpt, ein Paar Violinen, die
umuthig von einer ſchwindſüchtigen Flöte accompagnirt wer-
en. Die Violinen haben den Hut ſchief auf dem Kopfe, eine
Pfeife im Munde und ſehen ſeelenvergnügt in den Spektakel

hinein, während die Flöte betrübte Geſichter ſchneidet über die Entbehrung des Tabaks und ſich die Lunge auspfeift: ein prächtiges Bild für Oſtade.

Aber die Augen fallen Dir zu. Länger iſt dem Vergnügen nicht zu widerſtehen. Betäubt und mit ſchwerem Kopfe ſuchſt Du Deine Wohnung, während es hinter Dir noch immer tobt und lärmt. Je weiter Du gehſt, wird das Geräuſch immer ſchwächer. Aber noch im Bette ſummt es Dir in den Ohren, und Du träumſt von nichts, als von wilden Beſtien und brennenden Pfeifen.

XIV.

Saardam und Broek.

Die armen Kinder thun mir nur leid. Wenn ich an die Freude denke, die wir hatten, wenn der Sonntag herankam, ein ganzer langer Tag, an dem keine Schule war und wir spielen durften von Morgen bis Abend, wenn auch etwas Scheltworte dazwischen fielen, daß wir unsern Staat nicht gehörig schonten, und wenn ich dagegen hier den Sonntag sehe! An den Alten liegt nichts, denn sie vertauschen nur die thätige Langweile mit einer müßigen, aber die Kleinen! Wie in England, müssen sie auch hier mit unter der puritanischen Sonntagsstrenge leiden. Sie haben auch hier den Wahn, daß man an diesem Tage Gott am besten diene, wenn man sein Herz jedem Vergnügen verschließe, als ob die unschuldige Freude

nicht dem Himmel wohlgefälliger wäre, als trauriger Müßig-
gang. Die Theater sind geschlossen, alle Lustbarkeiten verpönt
und nur die Branntweinschenken sind offen, wie in Lond
auch, in denen der gemeine Mann die lästige Zeit tödtet. Sa
betrinken, ist erlaubt, aber tanzen nicht. Alle Läden sind g
schlossen, die Schiffe in den Kanälen lassen die Flügel hä
gen und scheinen auf dem stockenden Wasser eingeschlummert
die Häuser gähnen einen mit langen, steifen Gesichtern an
auf den Straßen gehen Prozessionen von Waisenkindern na
den Kirchen, die scheckig gekleidet sind wie Galeerensklave
und den tristen Anblick noch trister machen.

Es trieb mich hinaus nach der See, die sich wenigsten
nicht um menschliche Gesetze kümmert und auf- und abrausch
zu jeglicher Zeit nach höherer Bestimmung. Ein Dampfschi
lag am Quai und läutete eben zur Abfahrt. Es ist das Fahr
zeug, das stündlich das Y herüber und hinüber fährt nach de
Waterlande. Ich sprang noch schnell hinein, obgleich der ein
zige Passagier. Das Wasser ist hier, glaube ich, kaum ein
Meile breit, und das Schiff durchschnitt lustig die Wellen
die von dem heftigen Winde aufgetrieben wurden. Von drüb
kamen uns kleine Segelboote entgegen, die mit ihrem Schn
bel sich oft so tief in das Wasser einbohrten, daß der Schau
hoch über das Verdeck hinaufspritzte. Eine Lustjacht, die au
von Amsterdam kam, ärgerte uns sehr. Es war ein zierliches
kleines Boot mit einem schneeweißen Segel und auf de
Decke lagen ein Paar lustige Gesellen, in ihre Mäntel g

fällt. Das unverſchämte Ding kam uns immer näher und wußte ein bischen Leinwand ſo gut zu brauchen, daß es uns, trotz unſerm Dampfe, in wenigen Minuten überholte. Unſere Räder pumpften immer eifriger drauf los, aber es half nichts, die Jacht ſchaukelte ruhig weiter und die Leute darauf ſchwenkten höniſch ihre Hüte. Sie gehörte einem der reichſten Kaufleute Amſterdams an. Wir hatten nicht lange Zeit, unſerm Verdruſſe Luft zu machen, denn bald darauf fuhren wir in eine kleine ſchilfbewachſene Bucht ein, die mit zerſtreuten Häuſern bekränzt war, von denen man wenig mehr, als die Dächer, die gewaltige rothe Naſen aus einer dunklen Kravatte, hervorblicken ſah. Roth iſt hier die Lieblingsfarbe, die nur mit Grün abwechſelt. Die Mauern, ſogar der Thurm iſt grün angeſtrichen, was ſich ländlich genug ausnimmt. Das iſt Saardam ein freundliches, lebendiges Dorf, das durch die häufigen Beſuche der Amſterdamer, die ihre Luſtpartien hieher machen, einen behäbigen Anſtrich angenommen hat, und deſſen Brücke und Schleuſen ſchön und maſſiv gearbeitet ſind, wie in wenigen Städten Deutſchlands, geſchweige auf dem Lande. Die Kirche iſt einfach, ohne Chor und Orgel. Es war gerade Gottesdienſt und die ganze Gemeinde verſammelt, die ſtämmigen Fiſcherburſchen und die Frauen mit großen ſchwarzen Filzhüten, unter denen recht hübſche, blühende Geſichter hervorſchauten. Als die Predigt anfing, machte ſich Alles bequem und die Männer ſetzten die Hüte auf, wie das in ganz Holland gäng und gäbe iſt. Nur wenn geſungen oder der Segen geſprochen

wird, entblößt man das Haupt; die Predigt scheint ein so heiligen Handlung nicht integrirender Theil zu seyn, während deß man sich nicht zu geniren braucht. Herrschte nicht wirklich hier zu Lande so viel Frömmigkeit, so sollte man fast daran schließen, sie betrachteten das Kirchengehen auch nur wie ein Geschäft, in dem man kein Prozent zu viel thun müsse. Außer Holland gibt es wohl keine christliche Kirche, in der man noch dazu während der religiösen Feier, den Hut aufbehält wie in einem Kaffeehause.

Wie in vielen andern Kirchen Hollands fallen auch hier mehre silberne Schiffchen auf, die von der Decke herabhängen, Erinnerungen an glorreiche Seesiege. Auch befindet sich hier ein Bild, das mehr seines Gegenstandes, als seiner Behandlung wegen die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es stellt das Innere der Kirche selbst vor, angefüllt mit händeringenden Frauen und Männern und vielem Rindvieh, was sich Alles bei der großen Ueberschwemmung von 1825, die das ganze Dorf unter Wasser setzte, hieher geflüchtet hatte. Für den Fremden hat jedoch Saardam nur Einen Hauptanziehungspunkt, und er kennte den Namen gar nicht, wäre nicht der des großen Czars daran geknüpft, der hier Nachen zimmern lernte, um später in seinem eigenen Reiche große Schiffe ausrüsten zu können. In dem Häuschen, das Peter Michaelow sieben Wochen lang bewohnte, besitzt Saardam eine Reliquie, die seit hundert Jahren die Wallfahrer anzieht, die verwundert davor stehen, wie ein mächtiger Kaiser sich aus eigenen

Willen so ärmlich habe behelfen können. Spätere Zeiten werden es freilich, wenn man auf Rußlands Gewalt blickt, noch wunderbarer finden. In dieser vor Altersschwäche schief geneigten Bretterhütte hauste der größte Mann seiner Zeit und arbeitete, wenn er sich müde gezimmert hatte, die Befehle aus, welche die Grundlage zur Macht seines ungeheuren Reiches bilden sollten, von hier aus korrespondirte er mit den Regenten, die er während seiner Abwesenheit eingesetzt, und brütete über den Plänen, die Richtung seines Zepters von Asien nach Europa zu kehren. Das Häuschen ist von einer steinernen Mauer eingeschlossen, die es vor dem Umsinken bewahrt und inwendig in zwei Kammern eingetheilt, die mit allerlei Flaggen verziert sind. In der einen befindet sich ein enger Verschlag, der kaum geräumig genug scheint, die riesigen Glieder des Kaisers aufzunehmen, in der andern befindet sich eine Tafel, mit der Inschrift: „Geschenk des Königs an den Prinzen Alexander bei dessen Geburt," mehre andere mit den Namen der Siege des Prinzen von Oranien, Kupferstiche von Peter und eine Russische und Holländische Inschrift des Inhalts, daß nichts dem großen Manne zu klein sey. Einen Stein mit den Worten: „Petro Magno Alexander," hat Letzterer selbst eingesetzt. Das ganze Ameublement besteht aus drei eckigen, altmodischen hölzernen Stühlen und einer Bank. Auf einem Tische liegen eine Menge Bücher, in welche die Reisenden sich eingeschrieben haben. Mehre Blätter, welche interessante Namen enthielten, sind herausgerissen worden. Die Engländer

sind darüber gewesen. Wo sie eine Kuriosität erwischen können, ist nichts heilig; geht es nicht durch Kauf, so ist ein anderes Mittel eben gut.

Wenn sich ein Deutscher oder Franzose nach langer Arbeit im Herbste seines Lebens von den Geschäften zurückziehen will, so kauft er sich in einer malerischen Gegend an und sucht eine lachende Flur, etwas Wald, ein Stückchen Fluß, wo möglich einen kleinen Berg, an dessen Abhang er Reben pflanzt, und eine malerische Aussicht. Der Holländer sucht sich einen Wasserpfuhl, dem er so viel Land abtrotzt, daß er sein Haus darauf bauen kann, und das ihm die schöne Hoffnung einer jährlichen Ueberschwemmung läßt. Ein solches Paradies hat er in Broek im Waterlande gefunden, in dem platten tiefliegenden Schilflande, das nur mit genauer Noth dem Eindringen des Meeres Widerstand leistet.

Ein schmaler Damm führt längs dem Y von Saardam aus in etwas mehr als einer Stunde nach diesem Asyle pensionirter Erdfüsse. In Belgien würde zwischen zwei so besuchten und begüterten Orten durch Omnibus eine regelmäßige und billige Verbindung erhalten werden, hier muß man sich in Saardam für sehr theures Geld einen Wagen miethen, wenn man nach Broek will. In den Schilderungen, welche von diesem Dorfe gemacht werden, hat die Phantasie bedeutend herhalten müssen. Es scheint fast, als ob die Reisenden, aus Aerger, sich getäuscht zu sehen, den Mund immer voller nehmen, damit wenigstens

nach ihnen noch andere ihr Schicksal theilen möchten. Broek ist ein sauberes Dorf, dessen Sauberkeit aber weniger auffällt in einem Lande, wo Alles sich so sehr der Reinlichkeit befleißigt. Daß sehr reiche Leute etwas mehr thun können, als bloß begüterte, ist natürlich. Der größte Theil der Häuser besteht ebenfalls aus grün angestrichenem Holze, doch sind einzelne darunter, die von Stein und selbst mit wahrem Geschmack gebaut sind; kleine Villen mit allerlei Stuckaturarbeit. Die Straßen sind mit gebrannten, mosaikartig eingesetzten Steinen gepflastert, aber schmal und winklig. Einzelne Stellen am Wasser machen sich hübsch. Die Gärten sind nicht besser erhalten, nicht zierlicher, als wo anders auch; nur daß sie von Spielereien wimmeln, die eine gewaltige Trägheit des Geistes erfordern, wenn sie Vergnügen machen sollen. Ueber ein Quellchen führt ein Brückchen, und in dem Bächelchen sitzt ein großer Schwan, der mit den beiden Flügeln fast die beiden Ufer berührt, aber nicht vom Flecke geht, denn er ist von Holz, und in einem Grottchen sitzt ein Einsiedler von Wachs, und Blumen wachsen aus Figürchen heraus, und in einer Hütte sitzt eine junge Frau und spinnt, und ein Hund bellt dazu, wenn man auf eine Feder drückt, die die Maschinerie in Bewegung setzt.

In den Häusern herrscht viel gediegene Eleganz, und selbst in der Wohnung eines Gärtners waren die Dielen mit Matten belegt, die Gesimse mit blauen Vasen verziert und Alles so blank und hell geputzt, daß es ganz behaglich gewesen wä-

re, wenn man nicht immer Angst hätte, etwas zu beschmutzen. In Broek sollen nur Millionaire das Bürgerrecht haben, was auch zu jenen großartigen Hyperbeln gehört. Es wohnen hier Sorgen und zwar Brodsorgen so gut, wie an andern Orten.

Etwas Apparteres, wie die Wohnungen der Menschen, haben hier die des Viehes, das in den Regeln des strengsten Anstandes groß gezogen wird. Für alle seine Funktionen hat es seinen bestimmt angewiesenen Platz, wogegen es auch gepflegt wird, wie das Kind vom Hause. Der lange Stall, wenn dieses übelriechende Wort von einem schön gepflasterten Raume anzuwenden ist, der nur der Vorhof der Stuben des Pächters ist und mit diesen an Reinlichkeit wetteifert, der Stall oder vielmehr das Kuhzimmer ist in mehre Abtheilungen geschieden, davon jede für eine Bewohnerin eingerichtet ist. Queerdurch läuft eine tiefe Rinne zum Abfluß alles dessen, was man gern los seyn will. An der Ecke steht ein Ofen, der im Winter eine behagliche Wärme verbreitet; an den Wänden sind die glänzenden Geschirre aufgestellt, in denen die Milch die verschiedenen Grade der Kultur durchzumachen hat, bis sie sich als ausgebildeter Käse produziren darf, wonach er auf Reisen geschickt wird, um noch an Geschmack zuzunehmen. Es ist wirklich das Interessanteste, was Broek aufzuweisen hat, aber zu lange darf man sich freilich auch nicht in der Gesellschaft aufhalten.

Ich fuhr daher bald auf einem andern Wege nach dem Zoll-

hause, von wo man in einer Viertelstunde in einem Kahne nach Amsterdam fährt. Es war Sonntag Abend und Alles todt und öde auf den Straßen.

XV.

Schauspiele.

Amsterdam hat ein Holländisches, Deutsches und Französisches Theater. Als Kompensation entbehren dafür die andern Städte, mit Ausnahme der Residenz Haag, durchaus einer stehenden, ja nur eine längere Zeit sich bei ihnen aufhaltenden Schauspielergesellschaft. In Rotterdam wird mitunter alle vierzehn Tage einmal gespielt. Beweis genug, daß für diese Unterhaltung der Sinn nicht allgemein ist oder daß wenigstens die damit verbundene Entsagung andere Gewohnheiten nicht überwiegt. Die Nederduitsche Tooneelgesellschaft von Amsterdam zählt eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern, so daß jedes Fach genügend besetzt ist. Die Kirmeß wirkt auch auf sie in so fern ein, als um diese Zeit mehr als sonst patriotische

Stücke an's Licht gebracht werden. In der Regel beherrschen Uebersetzungen aus dem Deutschen und Französischen das Repertoir, und Kotzebue und Iffland sind noch immer Matadore. Sie kommen dort etwas langsam nach. Die gute liebe Weißenthurm würde Thränen der Rührung weinen, wenn sie läse, daß man am 22. September: „Welcher ist der Bräutigam?" zum sechsten Male, wie der Zettel besagt, „um de luitengewone toelop," wiederholen mußte. Die Originalstücke sind größtentheils in der Manier Zieglers und Konsorten und erheben sich höchstens bis zur Birch-Pfeiffer. Pappendeckelne Ritter mit rasselnden Redensarten, ein derbes Stück schlechter Intrigue, das jedoch von der Tugend, die den Mund am Ende voll nimmt, glücklich weggeblasen wird. Züge und Gefechte dürfen nicht fehlen. Man muß die Sprache genau inne haben, um dem Schauspieler folgen zu können. Auf einen reisenden Italiener machten diese abgequälten Töne einen Eindruck, als ob er auf einem glühenden Roste stäke, der Deutsche lacht, wenn er seine platt ausgepreßte Kernsprache wieder über einem unnatürlichen Pathos abziehen sieht. Die Schauspieler haben durchweg die Französischen Manieren, was uns bei Franzosen nur darum weniger zurückstößt, weil es mit ihrem ganzen Wesen verwachsen, die leibliche Tochter ihrer Tragödie ist; aber die Affektation dieser Manier in einer fremden Sprache, bei einer Grundlage, die im schroffsten Widerspruche damit steht, wirkt oft gar komisch. Der Holländer fährt mit den Armen eben so windflügelmäßig herum, wie der Franzose, aber bei

dem Letztern sind wir es aus dem Leben auf den Straßen gewohnt; der Andere muß sich mit Gewalt aus seiner Natur herausreißen. Bei dem Franzosen sprudeln die Worte ohnedies ohne Widerstand heraus, bei dem Holländer kleben sie aneinander und es fließt ihm nicht wie Wasser, sondern wie Brei. Dafür, daß bei ihnen Worte etwas Ernstes und Hohes bedeuten, deren Klang bei uns für etwas Gemeines und Lächerliches gilt, können sie freilich nicht. Aber das Komische wirkt zu plötzlich, als daß die Vernunft immer dagegen ankommen könnte. Auch in Vaudevillen ahmt man in so fern den Franzosen nach, als man nicht, wie bei uns, den Couplets Opernmelodien unterlegt, wodurch doch wenigstens etwas Musik hineinkommt, sondern dieselben zerleierten Lieder dazu nimmt, nach denen im Originale gesungen wird.

Im Gamin de Paris treiben sie die Nachahmung so weit, daß sie den Straßenjungen auch von einem Manne spielen lassen, aber der Heer Hammecher war kein Bouffé, sondern ein derber Mensch, mit einer rauhen Stimme, welcher der Tabak schon seit mehren Jahren ihre kindliche Weichheit genommen haben mochte. Am meisten scheint das Ballet kultivirt zu werden, das eine Universalsprache führt, die Haud und Fuß hat. Leider Gottes, daß es überall so ist, und mehr geschätzt wird, was auf die Sinne, als auf die Gesinnung wirkt.

Das Theater hat jedoch während der Kirmeß viele gefährliche Konkurrenten. Nicht weit von einander haben zwei Kunstreiter-Gesellschaften ihre Bühnen errichtet, die selten die Zahl

Gäste fassen können. Holland ist für diese Leute ein Gold-
und. Dort erholen sie sich, wenn sie bei uns kaum das Futter
ihre Thiere verdient haben. Je weniger im Allgemeinen
Niederland die Reitkunst gewürdigt wird, desto größere Be-
underung erregen die Leistungen dieser Cirques olympiques,
d man wird nicht müde, und wenn die Vorstellung auch,
gewöhnlich, über fünf Stunden dauerte. Nicht daß sie
rt etwas Besseres, Kühneres zum Besten gäben, als bei
s, aber jede einzelne Produktion wird zwanzigmal wieder-
lt, was unsere überreizten, schwächlichen Magen nicht so
t vertragen würden. Bei uns ist die vornehme Verdrießlichkeit
schnell da, daß wir mit immer Neuem und Pikantem bei
ter Laune erhalten werden müssen. In Amsterdam sind sie
duldiger und lassen sich selbst von Anfängern unterhalten,
s ihre Begeisterung aufs Höchste steigt, wenn die Schnellig-
it der Pferde ihren Culminationspunkt erreicht und dazu die
usik in ein förmliches Charivari übergeht, aus dem man nur
e Pauke deutlich heraushört, die einen langen, ohrenzer-
metternden Wirbel schlägt. Des Hauptbeifalls ist jedoch im-
er die komische Scene gewiß, die nie fehlen darf und die
cht selten einen Grad von Derbheit annimmt, der an Un-
ständigkeit etwas mehr als anstreift. Aber die Kirmeß kennt
ine Censur: es ist die Duldzeit, wo wirklich Alles erlaubt
t, und alle Poren sich der Ausgelassenheit öffnen. Ueberdies
nn die Bevölkerung einer großen Handelsstadt nicht nach
inem Maaße gemessen werden, und man hätte sehr Unrecht,

von dem Treiben einiger Klassen auf die Sitten des Volks, schließen, das im Gegentheil sich im Allgemeinen durch e fast puritanische Strenge auszeichnet.

Was mich bei weitem mehr interessirte, war die Menage von Martin. In England wollen sie dem kühnen Löwenbä ger den Ruhm streitig machen, und erzählen, bei ihnen m jemand noch ganz andere Sachen. Andere, mag seyn, a gewiß nicht mit dieser ächt Französischen Grazie. Es ist w lich ungeheuer, was dieser Mann leistet, wenn er der Hy das Fleisch aus dem Rachen reißt und sich von dem Ti umhalsen läßt. Der Patriarch der Gesellschaft, ein gewalti Löwe, spielt nicht mehr mit und ist auf den Pensionsfond gewiesen. Aber man muß ihn sehen, den alten Schauspiele wenn die Lampen vor der Bühne angesteckt werden, wenn Vorhang aus einander geht. Dann erwacht die alte Leide schaft, das abgekühlte Künstlerblut geräth noch einmal Feuer, er wirft der jüngern Nachkommenschaft verächtlic Blicke zu, reißt unanständig den Rachen auf, gähnt kriti über den Verfall der Kunst, springt ungeduldig herum u brüllt, statt zu pfeifen, daß es einem durch Mark und Bei geht. Er hat gut lärmen, es denkt niemand daran, ihn auszuwerfen, den ungezogenen Störenfried.

Während der Zeit spielt Martin aber eine rührende Fa lienscene. Die Hyäne weint und jammert wie ein Kind, u fleht ihren Vormund, den sie schmeichelnd mit aufgerissen Maule Papa nennt, um Verzeihung und winselt, bis er

Leutige in seinen Arm schließt und so mit ihr abgeht. Was ist der Jammer eines Iffländischen Sekretairs dagegen? Was ist ein Schauspieler, der während des besten Pathos an seine Schneiderrechnung denkt oder ganz vergißt, daß er zu jemanden auf der Bühne sprechen soll und statt dessen, sich nur an das Publikum wendet, das er zu ignoriren hat, bloß um seinen Applaus herauszufordern. Die Hyäne denkt nicht daran, aus ihrem Karakter zu fallen. Sie bleibt immer in der Rolle, hängt an den Blicken des Herrn Direktors und scheert sich den Henker um das ganze Publikum. Was ihr vorgeschrieben ist, macht sie. Sie will den Dichter nicht durch schlechte Improvisationen verbessern und nicht nach eigenen Intentionen etwas anderes schaffen, als der Verfasser gewünscht hat. Bescheidenheit ist eine der schönsten Blumen im Kranze ihrer Tugenden, und wenn ihr beim Abgange der Jubel der Menge folgt, so lehnt sie ihn bescheiden ab und begnügt sich mit einem Stücke Fleisch, das ihr in der Koulisse gereicht wird.

Und wie erhaben und doch wie wahr tritt erst der schöne Held, der Königstiger auf. Wie ungezwungen, ohne alle Steifheit nnd Verlegenheit kömmt er herein. Er weiß, was er ist und soll, und verliert nie seine Ruhe, denn er hat das Bewußtseyn seiner innern Kraft. Er braucht nicht erst zu rasen und etwa auf die Suffiten hinaufzuspringen, wir glauben ihm ohnedies, daß er ein ächter Fürst ist. Es ist ein Fehler, daß Herr Martin in dieser Scene nicht als Frau gekleidet er-

schien, um wie viel ergreifender würden die Situationen seyn, wenn der Held ihm oder ihr dann zu Füßen fiele und um Gegenliebe flehte, und endlich, durch einen freundlichen Blick ermuthigt, sich aufrichtete und seine Arme mit den furchtbaren Tatzen um ihren Hals schlänge. Und dann erst der Kuß: wann die beiden Seelen sich gefunden und ihre Gefühle in Einem einzigen Kusse verschmelzen! Dieser Kuß ist der Triumph, der Schlußstein des ganzen Dramas. Da fühlen wir mit, da ist unser ganzes Interesse in Aufruhr. Was liegt mir daran, wenn Herr N. die Wange der Mamsell O. berührt, da ich nicht weiß, ob er ihr nicht dabei eine Sottise in's Ohr flüstert, die sie mit lächelndem Ingrimme verschlucken muß, wenn sie nicht vielleicht schnell aus Rache den Geliebten in den Arm zwickt.

Aber wenn dieser Tigerkünstler in Liebe entbrennt und den geliebten Gegenstand an sein Herz drückt, daß man nicht weiß, ob er ihm nicht dabei alle Knochen im Leibe zerdrückt, wenn er den Mund öffnet, und man besorgt, daß er ihn vor lauter Liebe anbeißen oder gar auffressen möchte, da sey einer nicht gespannt, da erwehre sich einer der Theilnahme, da leugne einer das tragische Interesse. Und dazu die Musik, welche die Pantomime melodramatisch begleitet, der schöne Chor, in dem der Bär den Baß so fest hält, während die Wölfe im Tenor mitheulen und die Affen in obligatem Sopran die Melodie ausführen, und man streite dann, daß hier allein noch Kunst und Natur in schönstem Vereine blü-

nachdem sie von andern Bühnen längst verschwunden sind. Martin ist ein großer Direktor, aber er hat auch Künstler unter sich, die noch die wahre Bedeutung des Wortes zu würdigen verstehen, die nicht auf äußern Prunk, auf Garderobenflitter sehen, die ohne Haß und Neid bloß ihrem Berufe leben, nichts von verstellten Krankheiten wissen und den innern Lohn des Bewußtseyns so hoch schätzen, daß sie dem Direktor gern die volle Einnahme gönnen und sich mit dem Knochenabfalle begnügen, den er ihnen hinwirft.

Einer andern Komödie muß ich doch noch erwähnen, die vielleicht einzig in ihrer Art ist. Einige Minuten entfernt vom Buttermarkte ist ein Haus, zum Storche genannt, in welchem jeden Sonnabend Abend theatralische Vorstellungen gegeben werden, in denen nur Juden figuriren, während das Publikum natürlich aus allen Parteien zusammengesetzt ist. In dem Hause ist ein ziemlich geräumiger Saal, auf dessen beiden Seiten Stühle und Bänke angebracht sind, so daß in der Mitte ein breiter freier Raum gelassen wird. Daß auch hier der Wirth Dir mit der Pfeife entgegen kommt, ist natürlich. Statt des Entrees mußt Du etwas verzehren, denn das Ganze ist Spekulation des Restaurateurs, der den Kunsteifer einiger Jünglinge und Jungfrauen für sich ausbeutet. Sie führten eben ein Vaudeville auf, mit langen Arien und Duetten, die fast schauerlich anzuhören waren. Sie plagten sich rechtschaffen, die Guten, und schrieen sich heiser und durstig, und küßten obenein sehen, wie dicht vor ihnen ihre Eltern und

Geschwister ruhig ein Glas Bier nach dem andern tranken, die doch gar kein Recht hatten, durstig zu seyn. Aber die Liebe zur Kunst macht Alles leicht und der Beifall ersetzt Alles. Das Publikum war freilich nicht immer sehr andächtig, aber wenn der Lärm zu ärg wurde, so stampfte der Wirth ärgerlich mit dem Fuße auf den Boden und gebot Stille. Es war ein dicker, untersetzter Kerl und er handhabte die Polizei gut.

Das Hauptvergnügen der Zuschauer waren aber die Zwischenakte. Dann wurde getanzt, Kinder und Erwachsene in bunter Mischung. Ein kleiner Mensch, mit blauem Frack und gelber praller Nankinhose, auf der ein Paar goldene Uhrketten herumhüpften, machte den Tanzmeister und ordnete die Paare. Auf und ab raste der Galopp, aber die Krone des Abends war ein prächtiger Cotillon, an dem nur die Coryphäen Theil nehmen durften, zu denen besonders ein langer Fleischerknecht in weitem, schlotterndem Ueberrocke gehörte, der seine Pas immer mit beiden Füßen zugleich machte und auf und ab hüpfte wie eine ungeheure Krähe, und dann ein Elegant mit fabelhaftem Jabot, der siegesstolz auf alle Schönen herabblickte. Dazwischen schrie der Tanzmeister mit der heiserſten Kehle sein: „Dames! croisez!“ und die Mütter versammelten sich um die Töchter und fragten, ob sie sich auch nicht erhitzten, und die Kinder liefen schreiend durch die Touren, daß es eine wahre Babylonische Verwirrung war, aus der es Zeit war, sich zu retten. Es war auch eine Komödie. Aber es leben

die Bestien! Sie sind die letzten Römer. Wenn auch bei ihnen einmal die Natur untergeht, so ist alles Lüge und man kann sehen, was aus der Kunst wird.

XVI.

H a a g.

Der Weg von Amſterdam iſt, wenn auch nicht ſchön, doch an vielen Stellen ſehr anmuthig und führt in nicht ſehr langer Zeit durch bedeutende Städte. Wie in Belgien, ſo drängen ſich auch in Holland die großen Ortſchaften von großem Verkehr dicht aneinander. In einigen Stunden gelangt man nach Harlem, das durch ſeine Zwiebeln, ſeine Orgel und Laurenz Coſter berühmt geworden iſt. Aber die Zwiebeln ſind im Preis geſunken und bilden nicht mehr den großen Handelszweig, der zu ſo enormen Geſchäften und Spekulationen Anlaß gegeben; die Kirche, in welcher die Orgel einſt erklang, iſt verbaut und verſchrumpft, wie alle andern in Holland, und Coſter war doch nicht im Stande, Gutenberg zu verdrängen

und das Fest des Letztern, das so triumphirend gefeiert wurde, hat jede Konkurrenz aus dem Felde geschlagen. Die Orgel wird wöchentlich zweimal zum Vergnügen der Einwohner gespielt und versammelt dann immer ein kleines Publikum, das dem gewaltigen Umfange und schönen Klange des Wunderinstruments mit immer neuer Bewunderung zuhört. Dem Coster haben sie Statuen gesetzt vor der Kirche und vor der Stadt, deren eine die Inschrift tragen soll, man könne eben so wenig an Gott zweifeln, als daß Laurentius die Buchdruckerkunst erfunden habe, so daß freilich nur ein Gottesleugner sich dagegen erheben kann. Auf dem Stadthause wird dasselbe überdies versiegelt und verbrieft bewiesen, und, außer einem Portrait Costers, dessen erste Arbeiten und Werkzeuge vorgezeigt. Die Schriften mit unbeweglichen Lettern datiren allerdings vor der Erfindung Gutenbergs, aber nicht die mit beweglichen Lettern.

Haarlem hat außer seinen Tulpen, die so schnell verblühen, aber noch einen Flor von andern Blumen, welche die Umgebung der Stadt sehr verschönern. Man fährt lang, ehe man aus diesem duftenden Kranze herauskömmt und die Strecke zwischen Haarlem und Leiden ist nur klein. Diese alte Universitätsstadt hat des Interessanten mehr, als Haarlem; was jedoch in der neuesten Zeit vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, war jetzt gerade nicht sichtbar, das Japanische Museum des Herrn von Siebold nämlich, das eben in ein neues Lokal geschafft werden sollte und darum nicht gezeigt

wurde. Das Haager Kabinet entschädigt jedoch dafür. Leyden hat außerdem das größte naturwissenschaftliche Museum in Holland, das aber, besonders im Fache der Vögel, weit unter dem Berliner zu stehen scheint. Die Kirche ist einfach und hat eine Reihe moderner Denkmäler verstorbener Professoren der hiesigen Universität. Von ihnen wendet sich der Blick des Fremden bald ab, um auf das Grab Boerhaves zu fallen, das eine große Urne trägt, aus der kleine Köpfe heraustreten, die ihn und mehre Mitglieder seiner Familie darstellen. Für den Künstler wird das Rathhaus das meiste Interesse haben, welches das Meisterstück von Lucas von Leyden besitzt, das jüngste Gericht darstellend, während die Seitentafeln die Hölle mit den Verdammten und den Himmel mit den Seligen vorstellen, ein Bild von nicht zu vielen Figuren, das bei seinem matten Kolorit und der schlechten Beleuchtung nur spärlich heraustritt, aber für die Geschichte der Malerei von dem höchsten Interesse bleibt. Außerdem enthält das Gebäude noch mehre nicht unwichtige Portraits und ein großes Bild von van Brée, den Schwur van Werf's, die Stadt nicht zu übergeben. Je weiter man sich von Leyden entfernt, je mehr merkt man, daß man sich einer Residenz nähert. Die Villen drängen sich immer dichter, bis man in den Busch einfährt, diesen schönen grünen Mantel, den Haag so malerisch um seine nackten Glieder geworfen hat.

Die Holländer nennen den Haag ihr größtes Dorf, aber es ist auch ihre schönste Stadt. Sie hat beinahe so viele große

Plätze, als Straßen, und alle sind mit schönen Bäumen bepflanzt. Der Anblick des Busches, der dicht vor den Häusern beginnt, thut wohl nach den ewigen kahlen Flächen, die man bisher durcheilt hat, denn überall anders scheint es, als ob man alle Wälder ausgerottet hätte, um sie an die Kanäle in den Städten zu versetzen. Der Haager Busch erinnert mit seinen prächtigen Bäumen an den Buchenhain von Bamberg, nur daß die Promenaden besser gehalten, das Grün frischer, das Laub üppiger ist.

Es war früher Morgen, als ich denselben betrat, die Luft war so rein, die Bäume spiegelten sich so hell in dem Wasser, es war so duftig und heimlich in den dichten Schatten, daß mir so wohl ward, wie noch nie in diesem langweilig gestreckten Lande. Mitten im Walde liegt ein kleines Schloß, das die Prinzessin Amalia von Solms ihrem Gemahl, dem Fürsten Heinrich Friedrich von Nassau zu Ehren, der 1647 gestorben ist, hat errichten lassen. Die Zimmer enthalten wenig Bemerkenswerthes: Tapeten von Reispapier mit Chinesischer Malerei, eingefaßt von Lackarbeit, die aus Japan gekommen ist, andere mit Vögeln ꝛc., die in Seide gestickt und ein Geschenk des Kaisers von Japan sind. Ein kleiner Saal ist mit Familienportraits behangen, von den Eltern des jetzigen Königs aufwärts bis zu den ersten Nassauern, die zum größten Theil als Kunstwerke nicht von Belang sind. Einige Bilder von van der Werfft machen eine Ausnahme. Der Glanz dieses Schlosses besteht jedoch in einem großen achteckig-

gen Saal mit hoher gewölbter Kuppel, die mit dem Medaillon der Prinzessin Amalia als Wittwe geschmückt ist. Eine Hauptwand nimmt in einer Breite von dreißig Fuß und in einer Höhe von sechs und zwanzig Fuß ein Bild von Jordaens ein, das den Einzug Friedrich Heinrichs in Herzogenbusch vorstellt.

Die Idee ist allegorisch. Der Triumphwagen wird von vier Rossen gezogen, darüber schweben Engel, der Ruhm zur Seite wehrt den Tod ab, die Feinde werden von den Hufen der Pferde zertreten, eine gewaltige Komposition voll Figuren. So wie dieses Bild, so ist der ganze Saal bestimmt, den Prinzen zu verherrlichen und zwar überall in Allegorien, während die Pfeiler mit Wappen und Trophäen ꝛc. verziert sind. Hier schmieden Cyklopen von Rubens Waffen für den Helden, den Honthorst dort noch in der Wiege von prächtigen, nackten Frauengestalten bewachen läßt.

Vortrefflich ist ein alter Chronos von Rubens, wie er mit seiner Sense Alles vor sich wegmäht, während Engel ihn vergebens bei den Haaren zurückhalten. Der ganze Saal schwimmt durch diese Bilder in Glanz, so kräftig und brillant sind die Farben gehalten, ein Tempel, wie er keinem Sterblichen schöner errichtet worden.

Der Haag ist nicht reich an schönen Gebäuden; weder das Palais der Generalstaaten, noch das des Königs macht sich durch architektonische Schönheit bemerklich. Am unwürdigsten, man kann nicht mehr sagen am einfachsten, wohnt der Prinz

von Oranien. Es ist ein Gebäude, das ein reicher Privatmann verschmähen würde und das grell gegen das herrliche Palais absticht, das der liebenswürdige Prinz einst in Brüssel besessen hat.

XVII.

Die Kunst in Holland.

Es gehörte ein ganzes Werk dazu, den unendlichen Reichthum an trefflichen Bildern nur aufzuzählen, geschweige zu würdigen, welche Amsterdam und der Haag besitzt. Obgleich fast jeder reiche Mann eine mehr oder minder beträchtliche Sammlung wahrer Meisterstücke besitzt, so ward es doch noch möglich, in den Museen der beiden Hauptstädte Schätze aufzuhäufen, die das Staunen eines jeden Kunstfreundes erregen müssen. Allerdings findet man fast nur Werke der vaterländischen Schule; aber in welcher Vollständigkeit! Das Beßte, was die Backhuyzen, Berghem, Breughel, Brouwer, Cuyp, Dow, Dyck, Helst, Honthorst, Huysum, Mees, Mieris, Metsu, Neer, Ostade, Potter, Rembrandt, Ruisdael, Slin-

geland, Steen, Terburg, Teniers, Velde, Weenix, Wouwerman und so viele Andere gemalt haben, drängt sich dicht hier zusammen. Wer kennt nicht, wenigstens aus Stichen, die Schule Dow's mit ihren wunderbaren Lichteffekten, das Meisterwerk van der Helst's, das Offiziersessen, das in seiner Art vielleicht seines Gleichen nicht hat, die Nachtwache von Rembrandt (sämmtlich in Amsterdam); den berühmten Stier Potter's, die Anatomie von Rembrandt (im Haag)? Eher aber ließen sich die Kuriositäten beschreiben, welche in einer Abtheilung des Haager Museums aufbewahrt werden, da schon die Benennung der Gegenstände einen Begriff derselben gibt. Es ist sehr reich und die hier aufbewahrten Objekte beziehen sich größtentheils auf verschiedene Epochen oder ausgezeichnete Männer der Holländischen Geschichte. Man sieht hier den Anzug Wilhelms I., den er an hatte, als er erschossen wurde, nebst der Kugel, die ihn traf, die Armatur de Ruyters ꝛc. Interessant sind die vielen aus Japan und China herbeigeschafften Sachen, Kleider, Waffengeräthe. Alles in größter Vollständigkeit.

Bemerkenswerth ist, welchen Einfluß die alten Malerschulen und das tägliche Studium ihrer Werke auf die jüngern Gemüther ausgeübt hat. Es hat sich glücklich genug getroffen, daß ich im Stande gewesen bin, mir in kurzer Zeit einen ziemlichen Ueberblick über die Lage der neuern Malerei in

Holland zu verschaffen. Vielleicht kein Land ist reicher an Privatsammlungen, die einem mit ziemlicher Leichtigkeit geöffnet werden, und in deren vielen man eine gute Anzahl von Werken neuerer Kunst beisammen findet, so namentlich bei Herrn Steengracht im Haag, der eben so Liebhaber, wie Kenner ist, und der außer vortrefflichen Gemälden der Alten, von Wouwerman, Rembrandt, Weenix, Teniers, Berghem ꝛc. auch einen ganzen Saal voll moderner Niederländer besitzt, die zu den besten in ihrer Art gehören. Aehnliche Sammlung besitzt Herr Verstolk van Duylen im Haag (obwohl nur von älteren Sachen); die Herren de Vries, Mendez de Leon, Elzer ꝛc. in Amsterdam, so wie deren durch das ganze Land zerstreut sind. Nirgends hat sich der Reichthum mehr als hier in den Familien von längerer Zeit her erhalten, weshalb die Versuchung, das todte Kapital in ein produktiveres umzuschaffen, wegfiel, während man auch nirgends sich so schwer von dem Hergebrachten, Angewöhnten trennt und der alte Hausrath dem Besitzer eben so an das Herz gewachsen ist, als seine Kinder. Mehr aber noch, als die Einsicht in diese Sammlungen, kam mir der Zufall zu Statten, daß ich im Haag eben die diesjährige Ausstellung eröffnet fand, was mir doppelt interessant war, da ich den Eindruck, den die Düsseldorfer Exposition auf mich gemacht, noch frisch in Erinnerung hatte. Nehmen wir zuerst das Statistische vor, so findet sich, daß im Haag nur 28

Bilder waren, während die Düsseldorfer über 300 zusammengebracht hatte. Rechnen wir ab, daß darunter einige Holländische, Belgische und Französische sind, so ergibt sich wenigstens eine gleiche Anzahl, und es darf nicht dabei vergessen werden, daß mehre der Besseren Düsseldorfs nichts geliefert haben, und daß die ganze Sammlung nur aus den Werken einer einzigen Schule besteht, zu welcher das übrige, so reiche Deutschland nichts beigesteuert hat. Unser Vaterland ist also darin in eminentem Vortheil und überragt auch in der Kunst, wie in der Literatur, was die Masse betrifft, alle übrigen Länder. Es frägt sich nun, wie es um den innern Werth, um die ganze Richtung steht. Alles in Alles gerechnet, glaube ich, kommen wir nicht zu kurz. Wenn ich nur beklage, daß die Schadow'sche Schule sich zu sehr einer Beschaulichkeit hingebe, die so ascetisch wird, daß die sinnliche Auffassung — und das Geistige, Himmlische in menschlicher Vollendung darzustellen, ist doch eben die Kunst — fast als Sünde erscheint, die man zu vermeiden glaubt, wenn man so viel als möglich Kälte und starre Ruhe hineinbringt, so wird doch Niemand das wahrhaft Gute in dem ganzen Streben verkennen. Die ganze Schule fühlt das Schöne, ist durchdrungen davon, aber sie wagt nicht, es wieder zu geben. Ihr Geist ist gut, ihre Flugkraft auch, aber die Schwingen sind ihr verklebt. Eine wärmere Sonne würde bald das Wachs schmelzen. Allen diesen Bildern

von den trauernden Juden an fehlt es weder an Idee, noch an tiefem Gefühl, aber es iſt das Gefühl eines blöden Menſchen, der ſich in ſich ſelbſt verſenkt, weil er irgendwo anzuſtoßen oder aufzufallen fürchtet. Es iſt Alles cenſirt. Die Belgier, weil ſie ungenirter mit dem Leben umgehen, treten auch kecker in der Kunſt auf, nur daß, wenn ſie reich an Bewegung ſind, ihnen wieder die innere Bildung abgeht, die überall das rechte Maaß zu halten weiß. Wie daher z. B. Rethel ſeinen heiligen Bonifaz, ſo fleißig und ſauber er behandelt iſt, den Heiden mit einer Ruhe und Salbung predigen läßt, als ob er auf der Kanzel in irgend einer Kirche ſtände, von Küſter und Diakonen umgeben, ſo überſtürzt ſich dagegen alles in dem Revolutionsbilde von Wappers aus Mangel an Einheit, was aber wieder die Folge des Mangels an dichteriſchem Bewußtſeyn iſt. Von beiden Nationen wieder verſchieden iſt der Holländer und auch hier bedingt der Karakter der Nation die Richtung der Malerei. Der Holländer iſt durch und durch praktiſch, bedächtig, ſächlich. Die Spekulation, die Idee in ihrer reinen Abſtraktion iſt ihm mehr oder minder gleichgültig und er zieht das Weſen vor. Während er daher in Poeſie und Muſik nur Geringes leiſtet, legt er ſich viel auf die ins Leben ſchlagenden Wiſſenſchaften und hält ſich in der Malerei mehr an die Nachahmung des Beſtehenden, das er vor Augen hat, das er mit Händen greifen kann. Wenn er hoch kommt, ſo

geht er in der Nachahmung auf das Leben früherer Zeiten zurück, und auch das nur, weil die Vergangenheit, bei seiner Stätigkeit, ihm fast der Gegenwart gleich ist. In der ganzen Richtung der Malerei wird man daher das Ideale durchaus vermissen und nur Segmente finden, die theils aus dem bürgerlichen Leben, theils aus der Natur herausgeschnitten und so ins Zimmer verpflanzt werden, wie eine seltene Blume, die man aus dem Freien holt und unter Glas setzt. Spart das doch dem bequemen Herrn, selbst sich hinaus zu bemühen, um sich mit Mühe eine Sache in der Wirklichkeit zu betrachten, die er jetzt in seinen vier Wänden hat. Was für ihn immer ein Gewinn ist, den er nicht verwirft. Um aber diesen Zweck zu erreichen, muß der Maler wahr seyn bis ins kleinste Detail und das erreicht die dortige Schule. Sie gibt ihre Gegenstände treulich wieder bis ins Aengstliche, denn sie ist nicht bloß gewissenhaft, sondern hat auch die Technik meisterhaft inne. Ihre bessern Sachen athmen das wahrste, lebendigste Leben, und es fehlt ihnen nur Eins, um vollendet zu seyn, und das ist die Poesie, die sie eben auch von höheren Vorwürfen abhält. Auf der ganzen Ausstellung im Haag befand sich nur Ein biblisches Bild, und das war schwach. Es ist kein Unglück, wenn die Maler sich etwas zurückhalten von der biblischen Geschichte, denn kaum dürfte es noch eine Zeile darin geben, die nicht hundertfach bereits benutzt worden wäre, und

einem jeden nothwendig die Erinnerungen früherer Behandlungen desselben Gegenstandes in den Pinsel laufen müssen, aber eine großartige Auffassung irgend eines Stoffes darf man doch mit Recht unter so vielen Bildern suchen. Man sucht aber hier vergeblich. Das Historische ist durchaus leer ausgegangen, weil dazu nothwendig dichterische Phantasie gehört, erstens den geeigneten Vorwurf zu finden, dann den passendsten Moment zu treffen und endlich die Gestalten mit der nöthigen Haltung und Ausdruck zu erfinden. Es bleiben daher nur noch die Marine, die Landschaft, das Portrait und das sogenannte Genre. Das Letztere hat wenig Gutes geliefert. Es fehlt auch darin wieder der Menge an der Kraft, der jetzigen Welt eine künstlerische Seite abzugewinnen, als ob alles Künstlerische nur in den alten Reitern und Mädchen läge, wie sie Terbourg ꝛc. gemalt. Lebten Teniers und Mieris noch, sie würden mit demselben Genie unsere Bauern, Raucher und Trinker aufzufassen wissen, wie sie es mit den alten gethan. Das Kostum allein that es nicht. Die jungen Maler aber glauben es und haben daher eine Menge Scenen geliefert, sämmtlich in der Manier und in den Kleidern der vorigen Jahrhunderte. Es sind aber doch darum keine Teniers, und viel schlechter als deren geringste Schüler, da sie gar keine Entschuldigung haben, sich knechtisch an sie zu halten. Sie sollen wohl von ihnen lernen, aber nicht sie durchzeichnen und etwa bloß ein Paar Schnörkel

ändern. Daß ſie ſo viel Prächtiges von ihnen ſtets vor Augen haben, iſt deſto beſſer für ſie, aber eine Bibliothek iſt nicht da, um daraus abzuſchreiben, ſondern aus ihren Schätzen ſich weiter vorwärts zu bilden.

So hat Lamme aus Rotterdam eine recht hübſche Wachtſtube geliefert, aber man ſieht es ihr an, woher dieſe ganze Kompoſition, alle dieſe Geſichter und Kleider genommen ſind. Daſſelbe gilt von einem Bilde von Sartorius, einen kriegeriſchen Einzug vorſtellend; daſſelbe in weit höherem Grade von dem Gemälde Schrendel's, der mit ſeinen Lichteffekten in die Fußtapfen Schalken's treten will, die Manier in erhöhter Potenz. Am hübſcheſten erſcheint ein Bildchen von Plenemann, der einen Offizier gemalt, wie er einen Plan zu einem Angriff diktirt; ein Pferdemarkt von Wendel, obwohl aber auch Beiden die Originalität abgeht; ein Interieur von Nikker, einem tüchtigen Schüler Brakeleers; und ein allerliebſtes Pferdeſtück von Verſcheerer. An Blumen und Thierſtücken iſt manches Gute vorhanden, von Woenſel, Boelen, Esman ꝛc. Unter den Portraits zeichnet ſich vor Allen ein großes Frauenbild von Eckhout aus: eine Dame in Lebensgröße, ungezwungen ſitzend, in einem grünſammtnen Kleide, das ungemein weich behandelt iſt. Das Bild macht einen ſehr guten Eindruck. Ein alter Soldat von Roſſum iſt gut und mit wenig Aufwand gemalt und tritt doch effektvoll heraus. Auch Nikers und Zeemann haben

hübsche Portraits geliefert. Das Beste aber unstreitig sind von allen Gattungen die Landschaften und Marine. Hier ist die feststehende Natur, die nur mit der Schärfe des Auges herausgegraben zu werden braucht. Es darf nur gesagt werden, daß Schotel, Schelfhout und Koekoek sich auf der Ausstellung befinden, um zu wissen, daß man in diesem Fache Vortreffliches erwarten könne. Und in der That bilden diese drei den wahren Reichthum dieser Sammlung. Leider haben alle drei, jeder nur Ein Werk geliefert, aber es sind Juwelen, deren eines schwer genug wiegt. Von Schotel befindet sich hier eine Küste, an der ein Fahrzeug strandet, während weiter hinten ein Kriegsschiff mit den Wogen kämpft. Vorn sind Schiffer, die einen Mast an das Land ziehen. Das Ganze ist mit großer Wahrheit wiedergegeben und das Wasser trefflich gehalten. Schelfhout lieferte eine platte, kahle Landschaft, mit einer Windmühle. Der Katalog nennt die Gegend zuversichtlich eine Französische, um den Holländischen Reisenden den Trost einzusprechen, daß Frankreich keine so schöne Aussichten habe, als Holland. Aber das Bild ist voller Saft, das Grün frisch und das Ganze so duftig, wie möglich. Am meisten spricht die Aarlandschaft von Koekoek an, die mit einer unglaublichen Wahrheit wiedergegeben ist. Vorn mächtige Bäume, hinten ein Berg mit Ruinen. Das Laub ist so durchsichtig, das Zweigwerk so kräftig, wie es bei Weitem nicht

bei Lessing zu finden ist. Und doch würde ich die Landschaft des Letztern im Sonnenuntergang vorziehen, weil sie eben so reich an Poesie ist. Es fühlt sich etwas dabei, was immer wieder hinzieht. Man träumt sich in die Gegend hinein und wandelt selbst darin umher und wartet sehnsüchtig, daß der Mond aufgehe. Darin liegt eben der Unterschied, Begeisterung des Verstandes und Bezauberung des Herzens. Außerdem hat Bakhuyzen eine gute Landschaft mit Vieh, Waldorp eine Ansicht bei Delft, Schouman eine bewegte und, besonders gelungen, eine ruhige See gemalt, die eine Durchsichtigkeit hat, welche wenig zu wünschen übrig läßt; van Os einen Polder mit prächtigen Kühen, Pelgorm eine Landschaft, eine ähnliche von Michaelis, und vor Allem eine meisterhafte Wintergegend von Nuyen, ein altes Haus im Freien, alles von Eis bedeckt. Dabei die dicken Wolken, in denen noch Massen von Schnee stecken, von der vollkommensten Wahrheit, wie denn überhaupt die Luft in den meisten dieser Bilder die Luft ist, wie wir sie sehen, während die Düsseldorfer ihren Himmel für sich in der Brust behalten und uns auf ihren Bildern dafür nur das abgefärbte Blau geben. Damit sind noch die Landschaftsmaler nicht alle genannt, die mehr oder minder Gutes gegeben haben, und man sieht, daß in diesem Fache keine Ursache ist, über Mangel zu klagen, und Holland kann schon stolz auf solche Künstler seyn. Leistet keine Nation in

Allem das Höchſte, ſo erkenne ſie wenigſtens das Gute überall an und ſuchen zu lernen, wo zu lernen iſt: in dem Punkte iſt Düſſeldorf mit gutem Beiſpiele vorangegangen und iſt auch eben darum ein ſtrenger Richter gegen ſeine eigenen Leiſtungen geblieben. Deutſchland hat keine Künſtler verwöhnt, aber auch keine nach ſchnell erworbener Gunſt eben ſo ſchnell wieder fallen laſſen.

XVIII.

Rückkehr.

Delft ist auf dieser Tour die letzte Holländische Stadt, die von historischem Interesse ist. Obgleich nur klein, hat sie doch mehre große Kirchen, deren eine das Grabgewölbe des regierenden Hauses in sich schließt. Es hat sich erst kürzlich geöffnet, um eine der besten Fürstinnen aufzunehmen, und bittere Thränen sind über demselben geweint worden. Das Denkmal, welches Wilhelm I. errichtet worden, macht einen guten Effekt. Bronzene Säulen tragen eine Decke, welche sich über der Statue Wilhelms erhebt, vor welcher das Bild der Justiz Wache zu stehen scheint. Eine einfache Urne steht dem Denkmale gegenüber; aber wem sie nicht entgangen ist, wird ihr nicht geringere Theilnahme schenken, denn sie trägt die Inschrift: Hugo Grotius.

Der Rhein, so weit er durch Niederländisches Gebiet fließt, ist der nüchternste, uninteressanteste Strom. Er sammt der Maas bespülen nur Orte, die für den Kaufmann allein von Interesse sind. Rotterdam erhebt sich mit jedem Tage mehr zu einer ungeahnten Macht und Bedeutung, und mästet sich an dem Blute, das es Antwerpen aussaugt. Schiff drängt sich an Schiff und es herrscht eine Regsamkeit in Handel und Wandel, vor der selbst Amsterdam nachstehen muß. Aber um sich wohl hier zu fühlen, muß man selbst an diesem Gewirre betheiligt seyn, in diesem Strudel sich mit bewegen. Für jedes andere Interesse ist Alles todt und kalt, und der alte Erasmus würde wunderbar das schlaffe Gesicht verziehen, wenn seine Statue plötzlich lebendig würde, und er sich so plötzlich auf den Gemüsemarkt unter schreiende Hökerinnen versetzt sähe. Er hat ein Buch in der Hand, aber es gehören wirklich die eisernen Nerven dazu, wenn man in diesem Tumulte lesen wollte. —

Es ist ein Gebot, du sollst am Freitag nicht zu Wasser gehen, auf daß du nicht in die Tinte gerathst! Lord Nelson hat am Freitag kein Schiff bestiegen und ist gut dabei gefahren. Die Königin der Niederlande ist am Freitag von Rotterdam ausgelaufen und eine Stunde davon steckte sie im Sande. Sie ist die erste Königin, die sitzen geblieben ist. Der Nebel soll Schuld daran seyn, wie man denn immer nach Gründen in der Ferne sucht, wenn etwas Schlimmes geschieht und nicht

das zunächſt Liegende denkt. Der Tag hatte uns ins Unglück gebracht. Ueber der ganzen Woche walten gute Engel, aber am Freitag vor dem Sabbath und dem Sonntag ſind alle böſen Geiſter frei und fliegen durch die Luft und tollen ſich aus, damit es hernach deſto frommer zugehe. Darum iſt auch der Freitag der Feiertag der Ungläubigen.

Am Freitag Morgen fuhren wir mit dem Dampfſchiff „Königin der Niederlande" von Rotterdam ab, und um drei Uhr Nachmittags ſollten wir in Nymwegen ſeyn und dort Diner und Nachtquartier halten, vor der Weiterreiſe nach Köln. Aber der Menſch denkt, und ein Anderer lenkte diesmal. Die Kajüte war voll und wir ſaßen gemüthlich beim Frühſtück, Engländer, Holländer, Deutſche, alle Farben durcheinander. Plötzlich fangen wir an zu ſchwanken, einige Kaffeekannen verbeugen ſich, laſſen ihre Deckel fallen und bekomplimentiren auf die fließendſte Weiſe die Schöße mehrer Damen, es gibt einen Ruck und die Taſſen entfallen allen Händen, einem Engländer wird das Ei, das er eben an den Mund hält, ſo in's Geſicht gedrückt, daß er geld verſiegelt wird, Butter und Käſe umarmen ſich als zärtliche Geſchwiſter, Meſſer und Gabeln klingen gegeneinander, die Stühle tanzen klappernd herum, Alles iſt in Aufruhr. In die Luft geſprengt, war das Wenigſte, was man fürchtete. Es war aber umgekehrt, wir waren

in den Grund gefahren, auf ſchmähliche Weiſe geſtrandet, beinah Angeſichts des Hafens, von dem wir ausgelaufen.

Alles lief auf's Deck, um ſich von der furchtbaren Wahrheit zu überzeugen. Ach und noch ahnete niemand, welches Unglück in dieſem Stoße lag. Das Schiff war aufgelaufen, aber wir liefen noch viel ſchlimmer an. Oben wurde aus allen Kräften gearbeitet, um der Königin unter die Arme zu greifen und ihren Faux Pas zu vertauſchen. Man ließ die Räder zurücklaufen, um ſie wieder in das Fahrwaſſer zu bringen, man ſtieß eine Maſtſtange in den Flußgrund, und ſpannte alle Hände an das obere Ende, um durch dieſen Nothhebel das Fahrzeug aufzurichten. Aber es fruchtete nichts, es legte ſich auf die Seite und verſagte den Gehorſam. Die Maaßſtange wurde in das Waſſer gehalten, um die Tiefe zu unterſuchen, man rief ſechs, gleich darauf zwei und ein halb, endlich zwei Fuß, und das ſchämt ſich nicht, die Maas vorzuſtellen. Breit und flach, wie ein Dameuroman. Die Ebbe war in ihrer vollen Kraft. Immer mehr fiel das Waſſer und ein Sandhügel nach dem andern tauchte auf, wie von unſichtbaren Maulwürfen aufgeſchüttet. Immer weiter breitete ſich die trockene Fläche aus, eine kleine Wüſte Sahara, die Krähen ſchlugen ſchon ihr Quartier auf und krächzten uns ſpottend an, wir waren eingeſchloſſen, abgeſperrt.

„Und wie lange kann das dauern?“ bestürmte Alles den Kapitain.

„Bis die Fluth hoch ist.“

„Und wann kömmt die Fluth?“

„Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr,“ antwortete er ruhig.

Und jetzt war es Morgens acht. Von acht bis vier, acht lange Stunden, eine Ewigkeit.

„Und wann kommen wir nach Nymwegen?“

„Die Nacht um zwei Uhr.“

„Und nichts zu essen! Kein Diner, kein Souper. Es war ein furchtbarer Moment, und die langen Gesichter wurden noch länger.

Und das Aergste war, daß der Kapitain und alle seine Leute Holländer waren. Ein Franzose hätte den ganzen Tag über geflucht, gedonnert, gezankt, Lärm gemacht, und das hätte doch in etwas die Zeit vertrieben, aber die Holländer, nachdem sie gethan, was zu thun war, setzten sich still und gleichmüthig hin, als ob eben nichts geschehen wär und riethen, man möge das Weitere in Geduld abwarten. Ihr Phlegma war zum Verzweifeln, besonders für Leute, die Eile hatten. An ein anderweitiges Fortkommen war überdies nicht zu denken, da keine Postverbindung nicht existirte. Man sah wüthende Mienen und entsetzlich viel Genever trinken. Aber allmählig legte sich

auch das. Man kann nicht immer trinken, und die Stirn runzeln wird man auch endlich müde. Jeder begriff, daß er suchen müsse, sich auf's Beßte in seine Lage zu schicken. Eine Zeitlang beschäftigte es noch, das Wasser immer tiefer fallen, das Land immer höher steigen zu sehen, so daß auf der einen Seite der Kiel ganz nackt und bloß wurde. Die Schifferleute holten ihre Besen heraus und fingen an, ihr Haus zu scheuern und zu putzen, was immer ein Vergnügen für Holländer ist. Einige Passagiere holten ihre Pfeifen und umhüllten sich mit Dampf, da der im Schornstein ausgegangen war. Frauen strickten und zählten die Schiffe auf dem Wasser. Ich stieg mit einigen Andern in ein Boot und ließ mich an's Land rudern. Wir gingen spazieren, herunter, herauf, und als wir wieder unser Schiff erblickten, war es Mittag geworden, aber die arme Königin hatte ihr Haupt noch mehr sinken lassen, die Wimpel hingen so schwermüthig am Maste herunter und wir konnten fast trocknen Fußes zu ihr gehen.

Auf dem Decke war noch Alles in derselben Lage. Der Kapitain sah den Steuermann an, der Steuermann sah den Kapitain an. Der Kapitain machte den Mund auf. „As het u belieft, myn heer?“ fragte der Steuermann, aber der Kapitain gähnte nur und der Steuermann gähnte theilnehmend mit. Eine Pfeife nach der andern wurde gestopft, aber der Dampf verzog sich in blauen Dunst und brachte uns nicht weiter. Selbst einige Militairs

waren von der allgemeinen Mattigkeit angesteckt und konnten nur mit Mühe sich eines leisen, ärgerlichen Gott verdamm! entledigen. So fuhr Schiff an Schiff an uns vorüber, mit und ohne Dampf, es rauschte hin und es rauschte her, und die Leute liefen auf die Verdecke, um das gestrandete Schiff zu sehen, aber

In ihrem Busen klopfte kein menschliches Herz.

Sie schwenkten die Mützen und lachten und gafften uns an, und zogen weiter und den steckengebliebenen Kameraden half keiner aus. Jungens aus Rotterdam kamen sogar herangerudert und kletterten auf die Sandbank und machten uns zum Kinderspott. Und ach, wir verdienten es, denn mit einem derben Rucke hätte uns der Steuermann retten und aus der gefährlichen Richtung bringen können, aber er hat ihn nicht gethan und uns geopfert. Denn war es minder als Mord? Es schlug ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr, und immer bleicher, abgespannter wurden die Gesichter, immer verlangender die Blicke, es fing sich an zu rühren unter der Menschheit, denn

Leer war's und öd' in jedem Magen,
Und Stimmen werden laut, die herrisch riefen.

Noch hielt Alles an sich; noch waren die Schranken nicht gebrochen, mit denen jede Rücksicht fällt und den Menschen

nichts mehr heilig ist. Man verlangte gelassen nach dem Oekonomen, dem Hofmeister, wie sie ihn in Holland nennen. Aber die Königin hatte keinen Hof, und ihr Hofmeister nichts zu essen. Nichts! Und wie ein Blitz fiel das furchtbare Wort in das Pulver der Gemüther und krachend riß das letzte Tau der Geduld und des Anstandes, und wie Felsstücke flogen die Zornesworte gegen Kapitain und Oekonomen, von denen sie machtlos abprallten. Sie zuckten die Achseln und schwiegen. Und der ärgste Sturm muß sich austoben, die ärgste Wuth sich legen, wenn sie keinen Gegner findet, denn mit dem Nichts

Kämpfen Götter selbst vergebens.

Und die Hoffnungen der Menschen stimmen sich schnell herab. Die höchsten Forderungen drückt das Schicksal bald zu der kleinsten platt, wenn es mit seinem eisernen Hammer auf unsere Träume schlägt. Wer noch eben sich goldene Tempel baut, freut sich der Strohhütte, wenn die Zeit ihn mürbe gemacht. Immer mehr schrumpfte alles Begehren zusammen und wie glücklich waren wir, als es jetzt hieß: Brod und Butter ist da. Stimme des Trostes, frohlockend wurde sie begrüßt. Es war Manna in der Wüste. Die Table d'hôte, der Wein war verschwunden, die Freuden der Tafel, das war alles hin, aber wir hatten Brod und wie wurden hineingebissen, wie wurde es mit Liebe an verwöhnte Lippen gehalten, wie eifrig

arbeiteten die schönsten Zähne daran. Noch heut Morgen wurde man schief angesehen, wenn man fürchtete, unser Stillstand könne bis Mittag dauern, jetzt war es Nachmittag, und man war schon glücklich, wenn man nicht die Unmöglichkeit abstritt, daß das Schiff überhaupt loskommen werde.

Und endlich kam die Fluth, die langersehnte, wieder zurück. Das Wasser stieg, die Sandbänke wurden schneller überspühlt, als sie trocken gelegt worden waren, denn es geht im Wasser anders, als im Leben, wo die Fluth des Glückes schneller fällt, als steigt. In den Statuen des Kapitains und seiner Gehülfen war nun Leben. Der Hebebaum wurde wieder bemannt und mit angespannter Kraft gegen das Schiff gedrückt, um es aus dem Sande aufzurichten, in den es immer tiefer seither versunken war. Der Dampf zischte wieder auf, keuchend stieg die Maschine auf und ab, aber nichts rückte sich. Man mußte die Gesellschaft sehen, wie sie erwartungsvoll da stand und nach jedem Baume am Ufer blickte, um daran zu erkennen, ob es der Königin gefällig wäre, aus ihrer Trägheit zu erwachen. Endlich, ein Ruf: Sie geht! Schon erscholl ein freudiges Hurrah! Aber es war nichts,

Und Alles sank in trübe Schwermuth wieder.

Die Räder standen wieder still und mit ihnen unsere Hoffnungen. Darum trockenes Brod gegessen, und doch nicht wei-

ter! Aber die Räder flogen wieder umher und mit verdoppelter Kraft. Die Damen flüchteten nach dem Ende des Schiffes; es hatte ihnen jemand die Furcht eingejagt, der Kessel könne springen und sie wollten wenigstens weit vom Schusse seyn. Aber jetzt rührt es sich wirklich. Alles athmete wieder auf. Das Schiff reckt sich, wie ein Riese, der aus dem Schlafe erwacht, die Leute zogen immer fester an, das Vordertheil wurde leichter gemacht und das Gepäck nach hinten untergebracht, der Steuermann griff in sein Rad, das Schiff gehorchte wieder dem Drucke, jetzt erhebt es sich und es geht, es geht wirklich. Die Untiefe liegt hinter uns und wir sind im Fahrwasser. Aller Zorn, aller Aerger war vergessen, man wünschte sich Glück und der Kapitain bekam sogar freundliche Blicke. War doch wieder Leben hineingekommen in den gewaltigen Körper. Und er ging vorwärts, dem ersehnten Ziele zu.

Aber es war noch ein weiter Weg und noch eine lange Zeit. Die Sonne ging unter, ein prächtiger Feuerballen, die Sterne fingen an aufzuflimmern, es wurde recht herbstlich kühl auf dem dunklen Decke und es war dort Niemandes Bleiben. Es drängte hinunter in die Kajütten, aber

Da unten war 's fürchterlich.

Gedrängt in kleinem Raume saßen die armen Opfer in dicker schwüler Luft. Selbst die Seufzer konnten darüber nicht zu

Athem kommen. Es war zum Ersticken. Und da war kein Juste Milieu. Vor Hitze oder vor Frost leiden;

Dazwischen keine Hülfe.

Oben die Nacht zu hausen, mit dem fröstelnden Körper, der nur noch die Erinnerung an eine gestrige Mahlzeit hatte, ein leeres, hohles Schattenbild — es war nicht auszuhalten. Also herunter in die heiße Hölle. Dem Jonas im Bauche seines Fisches war behaglich dagegen. Er war doch allein und konnte sich ausstrecken nach Belieben. Endlich gegen Mitternacht wurde es, wenn auch nicht kühler, doch leerer. Ein Theil der Passagiere war ausgestiegen in Gorkum und Thiel. Man konnte sich legen. In dem Gedanken schon war Balsam. Aber es war alles Täuschung an diesem Tage, und überall ritzten Dornen unter den Rosen. Die Bänke waren so schmal, daß man sich nur mit Mühe zurecht legen konnte. Dann wieder fehlte ein Kissen und das Blut stieg zum Kopf. Man stand auf, rollte seine Mäntel zusammen und legte das müde Haupt darauf. Aber kaum hatte der Schlummer sich gemeldet, so stieß jemand gegen das Kissen, der Kopf schob sich zur Seite, der übrige Körper gab der Richtung nach, und man lag auf der Erde. Theurer Versuch. Die Ermüdung führt den Schlaf nochmals herbei. Da fällt ein anderer und reißt einen Haufen von Feldstühlen um, die lärmend durch die Stube rasseln, daß al-

les erſchrocken auffährt, voll Angſt, die Königin möge unwillig geworden und im Dunkeln noch einmal aufgefahren ſeyn.

Jetzt war es vorbei. Vier Uhr Morgens war es und Nymwegen da. Noch ein Paar Stunden und es ging weiter dem lieben Deutſchland zu. Und in der frohen Hoffnung dehnten ſich die verkrammten Glieder, öffneten ſich die müden Augen wieder, und alles Trübſal war vergeſſen.

Aber die Moral nicht: Geh nicht zu Waſſer an einem Freitag, denn es geſchieht ein Unglück.

Adrian.

Geſchichte eines Malers.

In der St. Walburgisſtraße der alten Stadt Oudenarde befand ſich ſonſt ein kleines Haus, aus dem, ſo todt das Quartier ſonſt war, faſt ununterbrochen von Morgen bis Abends luſtiger Geſang erſchallte. Oft freilich wechſelte dieſer auch mit anderem, noch tobenderem Lärm ab, und es klang dann wie verwirrtes Geſchrei, Ausbruch von Wuth und Zorn, und ſchmerzliche Klagen, und nicht ſelten ſah man dann Leute heraustragen, die offenbar in einem Handgemenge arge Wunden davon getragen, zum großen Entſetzen und Aergerniß der friedlichen Nachbarn. Aber ſie konnten eben nichts dagegen thun, denn das verrufene Haus, zum Vol Kruik, zum vollen Kruge genannt, war der Sammelplatz und Lieblingsaufenthalt der Spaniſchen Truppen, welche in der feſten Stadt als Gar-

nison lagen und die Hand der Spanier lag schwer auf den armen Bewohnern. Die Zeit, wo Alexander Farneſe das abtrünnige Oudenarde von der Plünderung losſprach, weil Margarethe, die Herzogin von Parma und Tochter Karls V., in ihren Mauern das Licht der Welt erblickte, war längſt vorüber, wohl aber war noch, obgleich auch ſchon ſeit dieſer Zeit geraume Zeit verfloſſen, das Andenken an die Revolte der Holländer im Jahre 1572 im Gedächtniß, wo ſich einige Rebellen in Beſitz Oudenarde's geſetzt hatten, und der Grand Bailli erſchlagen und vier der Hauptpfarrer gekuebelt in der Schelde ertränkt wurden. Die Spanier konnten der Stadt es noch immer nicht vergeſſen, daß ſie ſich damals ſo leidend benommen und benahmen ſich ſeither ſtets mit dem Uebermuthe roher Ueberwinder. Darum wagte es auch niemand, ſich gegen ihr Treiben zu beſchweren, und nur in der Stille betete man zum Himmel um baldige Erlöſung. Es war daher ein trauriges Leben in der guten Stadt, und die geſetzten Bürger hielten ſich ſo viel als möglich in ihren Häuſern und vermieden gern den Beſuch der Eſtaminets, weil ſie es nicht liebten, mit den Soldaten zuſammen zu kommen und ihren rohen Scherzen und Spöttereien zur Zielſcheibe zu dienen. Am meiſten aber war eben der volle Krug verrufen, weil dort das gute Bier und der reine Wein, auf den ſich der Wirth, Mynheer Jake, etwas zu gut that, die meiſten Kunden von der Soldateska an-

zog. Auch gab es nur wenige, meist junge Leute von zweifelhaftem Karakter, die es wagten, sich in diesem Hause von Zeit zu Zeit sehen zu lassen, und nur Einer machte eine Ausnahme, denn er fehlte fast keinen Abend, ja er verbrachte manchen ganzen Tag auf den hölzernen Bänken dieses Estaminets, daß er fast wie zur Wirthschaft gehörig schien. War es die Gesellschaft, war es das gute Getränk, das ihn anzog, war schwer zu sagen, gewiß ist, daß er sich mit den Spaniern ganz gut vertrug, denn sie fingen nicht nur keine Händel mit ihm an, sondern hielten ihn sogar hoch wegen seiner Ausgelassenheit, die oft noch die ihrige übertraf, wegen seiner Bereitwilligkeit, einen Scherz aufzunehmen und zu erwiedern, und weil er überhaupt ein guter lustiger Kumpen war, der nichts von dem zurückhaltenden Wesen der steifen Bürger an sich hatte. Der tolle Adrian, wie sie ihn nannten, stand eben so hoch in ihrer Gunst, als er in der seiner Mitbürger gesunken war, die ihm scheu auswichen oder mitleidig die Achseln über ihn zuckten. Und doch lag in seinem ganzen Gesichte eher ein edler, anziehender Ausdruck, der ihm Aller Herzen hätte gewinnen sollen. Er war noch jung, von hohem, nicht zu kräftigem Wuchse, seine Züge waren fein und die hohe Stirn schien mehr als gewöhnlichen Geist zu verrathen, wenn aus den dunklen Augen ein Feuer blitzte, das von innerer Begeisterung zeugte, und von einer bessern, als sie der Wein hervorzubringen pflegt.

Nur daß ſolche Momente nicht häufig waren, daß das Auge meiſt von Ausſchweifungen trübe war, daß das Geſicht, die ganze Haltung des Körpers bereits die traurigen Spuren eines ausgelaſſenen Lebens trugen.

Es war ſchon ſpät Abends, denn von dem St. Walburgisthurme hatte es eben acht Uhr geſchlagen, die Stunde, wo die meiſten Gäſte ſich aus dem vollen Kruge verliefen, nur Adrian ſaß noch an einem der ſchweren Tiſche von Eichenholz, auf dem eine Menge leere Krüge und Gläſer ſtanden, als Zeugen von der reichen Einnahme, die Herr Zake dieſen Abend wieder gemacht. Adrian hatte den Kopf in die Hand geſtützt, aber er ſchien ihm weniger von Burgunder, als von trüben Gedanken niedergedrückt. Der Schall der Uhr und der Klang des Glockenſpiels, das ſich zugleich mit dieſer in Bewegung ſetzte, weckte ihn aus ſeinen Träumereien. Er ſchlug die halbgeſchloſſenen Augen auf und ſah noch einen verſpäteten Gaſt eintreten, der auf ihn zukam und ihm die Hand zum Gruß reichte. Es war ein Spaniſcher Soldat und, wie es ſchien, kein Gemeiner.

„Was habt Ihr?“ fragte der Fremde, „Ihr laßt ja die Flügel hängen, ſeht ſo jammervoll aus, wie unſer dicker Wirth, wenn ihm im Tumult ein Paar Flaſchen zerſchlagen werden. Seyd Ihr krank?“

Adrian lächelte trübe.

„Oder fehlt es am Beßten? Sind die letzten Gulden ausgeflogen?“

„Ich bin verstimmt, Sennor Mendez, und ich weiß selbst nicht, wie es mich angeflogen hat. Aber es sieht mir Alles heut so grau vor den Augen aus, es ärgert mich Alles, es ist mir so leer, so unbehaglich zu Muth, als ob das Leben keine Freude mehr für mich hätte.“

„Schnak! Der Beutel ist leer, aber Zake borgt.“

„Ich weiß, daß ich immer genug verdienen kann, aber ist es recht, daß ich mein Verdienst hier gleich wieder verthue, während zu Hause —“

„Adrian, Adrian, wie kommt Ihr zur Melancholie! Ihr verdient ja nicht, um zu trinken, sondern Ihr trinkt, um zu verdienen. Schlagt Euch die Grillen aus dem Kopfe! Wo wollt Ihr denn die Begeisterung zu Euren prächtigen Arbeiten hernehmen, wenn Ihr dem Spundloch, aus dem sie fließt, den Rücken kehrt. Lustig, Freund, heut war Soldtag und Ihr müßt mir Beschéid thun. Heda! Wirth, ein halb Duzend Flaschen und vom besten!“

Nach einigen Minuten kam Mynheer Zake, unter jedem Arme drei Flaschen, die so dunkel aussahen, daß man die Farbe des darin enthaltenen Weins nicht errathen konnte, und pflanzte sie mit ein Paar hohen Kelchgläsern vor seine beiden

Gäste hin, räumte den Tisch von allen unnöthigen Geräthschaften und verließ wieder die Schenkstube.

Sennor Mendez mußte Adrian die ersten Gläser fast aufzwingen, aber als diese einmal getrunken waren, richtete sich dieser wieder hoch auf, ein frisches Leben schien in ihn zu kommen, die Wangen rötheten sich, immer lauter wurde seine Rede, immer lebendiger das Gespräch und eine Flasche nach der andern wurde leer.

Der Abend, an welchem die beiden Zecher sich zusammen gefunden, war bitterkalt, obgleich der Schnee in dicken Flocken herabfiel. Es schlug Mitternacht von den Thürmen der vielen Kirchen und die Straßen waren leer, bis auf einige Nachtwächter, welche dem Wetter trotzten und mit zitternder Stimme kaum hörbar durch die schneidende Luft riefen: „Ihr Christen, die ihr schlafet, denkt in euren Gebeten der armen Seelen im Fegfeuer.“ Es war eine finstere Nacht, nur in einem alten Gebäude unfern der Stelle, wo die Scheide sich in zwei Arme theilt, einer Römischen Ruine, die stellenweise wieder zur Noth wohnbar gemacht worden, schimmerte noch ein schwaches Licht durch die halbzerbrochenen Fensterladen des Erdgeschosses. Dort wachten noch zwei Frauen, die eine mit einem Spinnrade, die andere mit einem Spitzenklöppel beschäftigt. Aber sie schienen es nicht mit gleicher Ruhe aufzunehmen,

die Beiden, daß sie noch in später Stunde der Ruhe entbehren mußten.

„Ob er wohl kömmt, der Taugenichts, der liederliche Bursche!“ sagte die Eine mit einer von Alter und Verdruß gebrochenen Stimme. „Er bleibt wieder die ganze Nacht aus!“

„Haltet es ihm zu gute, liebe Muhme,“ antwortete die Andere sanft, „es ist ja heut drei Könige.“

„Schöner Grund! Ist nicht morgen Markttag und hatte er mir nicht versprochen, das angefangene Bild dort fertig zu machen, damit ich es verkaufen könnte? Wovon sollen wir nun die ganze Woche leben und uns wärmen?“

„Seyd ruhig, Muhme. Ich arbeite die ganze Nacht an meiner Spitze und kann sie bis morgen früh fertig haben. Ihr wißt, daß die Frau Bürgermeisterin mir fünf Gulden dafür versprochen hat.“

„Ist das auch erlaubt, daß wir uns abarbeiten, während der Trunkenbold mit seinen Kameraden die Nächte durchschwärmt! Nur ein schlechter Mensch kann so gegen seine arme alte Mutter und gegen Dich, mein gutes, sanftes Gretchen, handeln. Er braucht ja nur zu wollen, und wir wären so glücklich, wie die Prinzessinnen. Sein letztes Bild mit den hübschen Vögeln drauf habe ich für zwanzig Gulden verkauft und doch hatte er nur Einen Tag daran gemalt. Aber seitdem hat er auch einen ganzen Monat lang nichts zu Stande gebracht.

Vor acht Tagen hat er das schöne Bouquet dort angefangen, aber der Himmel weiß, wann es fertig wird. Es ist eine Schande. Was fing ich an, wenn ich Dich nicht hätte? Betteln müßte ich gehen auf meine alten Tage."

Die Frau fing bitterlich an zu weinen.

„Verliert doch den Muth nicht, Muhme. Er ist noch so jung, und wenn er nicht getrunken hat, so gut und sanft. Und er liebt uns so sehr. Aber höre ich recht! Da kömmt er. Er ist es."

Man hörte eine Stimme auf der Straße, die immer näher kam und ein Trinklied sang. Es war Adrian, der von dem Estaminet zurückkam. Er stieß die Thüre mit einem Fußtritte auf. „Da bin ich," sagte er, indem er etwas schwankend in die kleine Stube trat.

Die beiden Frauen fuhren erschrocken über diesen etwas gewaltsamen Einbruch auf, setzten sich aber wieder, als sie den jungen Mann erkannten.

„Bist Du wirklich da?" sagte die Alte scheltend. „Es ist Zeit, denke ich. Und in welchem Zustande der liederliche Bube wieder ist!"

„Was ist denn? Es ist ja kaum zehn Uhr."

„Mitternacht ist vorüber, Du Rabenkind. Und während Du Dich herumtreibst, Gott weiß wo, zwingst Du Deine arme alte Mutter und Deine viel zu gute Muhme, sich todt zu ar-

heiten, damit es morgen nicht an Brod und an Feuer fehlt. Und wo ist das Bild, das Du versprochen hattest, für morgen, den Markttag, fertig zu machen? Kaum angefangen hast Du es."

„Seid ruhig, es soll fertig seyn."

„So, und wann denn? Ich habe kein Geld, keinen Vorrath, nichts mehr. Von was sollen wir denn leben bis zum nächsten Markttag?"

„Ich habe Euch ja gesagt, Mutter, das Bild soll morgen früh fertig seyn."

„Er ist betrunken," murmelte die Alte, „der Junge weiß nicht, was er spricht."

„Betrunken! Kann seyn. Aber ich weiß doch noch, was ich sage. Ist frisches Wasser da? Gut. Geht jetzt, Mutter, schüttet Oel auf die Lampe und legt Euch schlafen."

Die Alte wollte noch widerreden, aber er schlug mit der Hand auf den Tisch und schrie: „Still! Geht zu Bett."

Margarethe besänftigte die Mutter des jungen Mannes, zog sie mit sich fort in ein anstoßendes Zimmer und half ihr, sich zur Ruhe zu begeben.

Adrian hatte sich auf einen Stuhl geworfen, den Kopf auf den Tisch gelehnt und schien bald in Schlaf zu versinken. Es schlug ein Uhr und der Lärm des Glockenspiels weckte ihn aus seinem Schlummer auf. Er sprang auf, trank ein Paar Glä-

ser Wasser schnell hintereinander und tauchte den Kopf in ein Becken mit kaltem Wasser. Darauf griff er zu Pinsel und Palette, setzte sich vor die Staffelei und fing an zu arbeiten. Im Anfang schien die Hand unsicher auf der Leinwand umher zu irren, endlich aber siegte das Genie über die Betäubung der Trunkenheit und bald hatte der Geist seine ganze Unabhängigkeit erlangt. Die prächtigsten Blumen, Hyazinthen, Jasmin, Tuberosen, wuchsen wie durch einen Zauber unter seiner Hand hervor, und er hauchte eben ein zartes, aber unscheinbares Blümchen zwischen prächtigen Nelken hin, als eine sanfte Stimme hinter ihm ausrief: „Ach! wie schön!“

Der Maler drehte sich um und sah Gretchen, die sich auf seinen Stuhl lehnte und deren Augen vor Freude glänzten.

„Was thust Du hier, Gretchen?“

„Ich bin aufgestanden, um zu sehen, ob Du nicht krank wärest, und wie ich Dich arbeiten sah, habe ich mich leise herangeschlichen. Ich sehe Dir schon eine Stunde zu.“

„Armes Kind! Was Du frierst.

Er zog sie an sich heran, ließ sie auf seinem Schooße sitzen, drückte sie an seine Brust und suchte sie so zu erwärmen. „Siehst Du auch, wie ich an Dich gedacht habe? Mitten in dem Bouquet dies Gretchen im Grünen und die andern Blumen gegen Dich hingeneigt, als ob sie nur Dir den Hof machten.“

„Ach ja, Du denkst wohl einmal an mich, ich aber denke immer an Dich.“

„Mein Gretchen!“

„Wir sehen Dich so wenig und wenn Du wolltest, könnten wir doch so glücklich seyn.“

Sie sah ihn dabei mit einem so sehnsüchtigen Blick an.

„Bald, Gretchen, bald. Habe nur noch etwas Geduld mit mir. Du weißt, Gretchen, ich liebe Dich, aber ich bin Deiner nicht werth. Laß mich noch ein, zwei Jahre austoben. Ich fühle es, ich kann mich noch nicht bezwingen. Und wenn ich Dein Mann seyn soll, muß ich ruhiger seyn, darf ich Dir ja keinen Kummer machen. Nicht wahr, Gretchen? Warum habe ich auch so eine harte Schule machen müssen! Meine Kinder-, meine Jünglingsjahre habe ich dem harten, bösen Meister Hals opfern müssen, und wenn ich nicht endlich ihm entflohen wäre, wer weiß, was ich noch angefangen hätte. Ich habe etwas bei ihm gelernt, ich weiß es. Aber er hat mir meine Jugend zerstört mit seiner grausamen, unwürdigen Behandlung.

Adrian setzte Gretchen hart auf die Erde und ging in heftiger Bewegung im Zimmer auf und ab.

„Wie hat er mich behandelt!“ rief er, zwischen jedem Absatze innehaltend, und die Ader auf der Stirne schwoll ihm von Zorn bei der bloßen Erinnerung an. Arbeiten mußte ich Tag und Nacht, ohne einen Dank, ohne ein freundliches,

anerkennendes Wort. Keine Belehrung, Schläge, wenn ich etwas schlecht machte und ein finster Gesicht, wenn es gelungen war. Nicht satt zu essen, herum gestoßen, wie ein Hund, ohne einen freundlichen Blick, der mein trübes Leben erheitert hätte, ohne Freund, mich zu trösten, abgesperrt von allem Umgang. Und doch brauchte er mich, doch verkaufte er meine Sachen, an die er kaum die Hand gelegt, als seine eigene Arbeit und stahl mir Ruhm, Ehre, Alles. Und nicht Einen frohen Moment dafür. Und nun auf Einmal frei, ganz frei, aller Ketten ledig, die Welt vor mir mit allen ihren Freuden, die Sonne, den Himmel, die Menschen, Alles mein, überall Genuß. Und ich sollte den Becher, den ich zum erstenmale an den Mund setze, wieder fortwerfen?"

Er hielt wieder inne. Gretchen ließ den Kopf sinken.

„Geh, geh, Gretchen. Ich weiß es, die plötzliche Freiheit hat mich schwindlich gemacht. Ich übertreibe, ich mißbrauche sie. Aber was kann ich für mein Blut! Laß es sich abkühlen. Es wird bald geschehen seyn. Nur noch eine kurze Zeit, Gretchen. Glaube mir, ich liebe Dich, und ich fühle, was Du mir für ein Schatz bist. Wir werden noch glücklich seyn, bald, recht bald. Bis dahin sey gut, sey nachsichtig und tröste die Mutter."

„Du zerstörst Dich, Adrian. Die Gewohnheit wird Dich

festhalten an Dein jetziges Leben, und wann Du Dich losreißen willst, wird es zu spät seyn."

„Es schlägt drei Uhr. Weine nicht. Geh zu Bett, Kind, sonst wird mein Bild nicht mehr fertig."

Er küßte sie auf die Stirn und führte sie bis zur Thüre. Es fing eben an zu tagen, als der Maler dem Bilde den letzten Pinselstrich gab. Er trat an das Bett seiner Mutter, um sie bei ihrem Erwachen zu überraschen. Sie schlug die Augen auf und ihr erster Blick fiel auf das Gemälde, das der Sohn ihr vorhielt.

„Hab' ich Wort gehalten, Mütterchen?" sagte er. „Aber ich leide nicht, daß Du es unter fünf und zwanzig Gulden verkaufst."

„Das ist viel Geld, mein Sohn, aber die Blumen sind prächtig. Gieb mir einen Kuß, Adrian, Du bist ein ganzer Maler. Wenn Du nur vernünftig werden wolltest. Wie glücklich könntest Du uns Alle machen, mich und Gretchen, die Dich so lieb haben."

„Wird schon kommen, Mutter. Aber jetzt muß ich etwas in die frische Luft. Der Kopf ist mir so schwer."

„Gretchen! Gretchen!" rief die Alte, als Adrian fort war, „komm doch her." Da niemand kam, stand sie endlich auf, nahm das Bild, von dem sie die Augen kaum abwenden konnte, und ging nach dem Zimmer ihrer Nichte, die sie noch in tie-

sem Schlafe fand. „Faules Mädchen!“ sagte sie und zog sie beim Arme. „Steh doch auf, sieh nur, was Adrian gemacht hat.“

„Ja ja, ich weiß schon,“ antwortete Gretchen, sich noch schlaftrunken die Augen reibend.

„Wie, träumst Du noch! Wie kannst Du wissen, was er gemacht hat, während wir schliefen.“

Gretchen wurde roth und antwortete nicht, denn sie wagte es nicht, der Muhme zu gestehen, daß sie in der Nacht aufgestanden war, um zu Adrian zu gehen.

„Es ist Zeit, daß ich auf den Markt gehe,“ setzte die Alte freudig hinzu. „Hüte mir das Haus gut.“

Sie nahm ihren Korb unter den einen, das Bild unter den andern Arm und eilte fort. Währenddeß stand das junge Mädchen auf, kleidete sich an und setzte sich wieder an ihre Spitzen, wo ihre Hände in einer fleißigen Bewegung blieben, während die Gedanken nicht minder beschäftigt waren, aber mit ganz andern Gegenständen. Wie oft blickte sie nach der Thür! Aber das Blut, das ihr dann in das Gesicht schoß, strömte eben so schnell wieder zum Herzen zurück und sie seufzte still vor sich hin: „Er kommt nicht!“

Adrian's Kopf brannte vor Fieberhitze. Der Wein, der Mangel an Nachtruhe, die angestrengte Arbeit hatten sein Blut so in Wallung gebracht, daß er fast noch wie trunken taumelte, als er die ärmliche Wohnung seiner Mutter verließ. Aber die kühle Morgenluft that ihm gut und erfrischte ihn bald. Er eilte, aus den engen Gassen der Stadt zu kommen und lief den Kirselaerberg hinauf, bis die Kräfte den ermüdeten Fuß in Stich ließen. Langsam wendete er wieder nach der Stadt um, deren Wälle er erst nach einiger Zeit erreichte. Als er durch das dunkle befestigte Thor schritt, traf er auf den Wachtmeister Mendez, seinen alten Bekannten, der ihn fragte, ob er nicht mit ihm der Einweihung des neuen Stadthauses beiwohnen wollte.

„Mich friert," antwortete der Maler sich schüttelnd, „ich habe noch nichts gefrühstückt und bin müde."

„Wer heißt Euch so früh hinauslaufen?" sagte der Soldat. „Ist Euch der Wein schlecht bekommen? Aber wir haben noch ein Stündchen Zeit. Wir können so lange nach dem Kruge gehen."

Adrian folgte dem Vorauseilenden fast maschinenmäßig. Vor dem Stadthause war schon Alles in voller Bewegung. Der Platz war mit Menschen angefüllt, welche bei der angekündigten Feier eines guten Platzes gewiß seyn wollten. Nur noch weniges Gebälk verdeckte das schöne Gebäude und sollte zur

bestimmten Zeit fallen und den Anblick auf das Ganze frei geben. Der zierliche Thurm ragte hoch darüber hinaus mit seinem großen Knopfe, auf dem ein steinerner Gewappneter stand, der herabzublicken und zu erwarten schien, daß man ihm die Fahne mit dem städtischen Wappen in die Faust stecke.

Adrian blieb einige Augenblicke stehen und betrachtete das stolze Gebäude mit seinen zierlichen Bogen, seinen vielen Seitenthürmchen und der reichen Stuckatur.

„Ein schmuckes Werk!" meinte er, das Ganze mit einem flüchtigem Blick musternd.

„Bah!" antwortete Mendez, die Achseln zuckend, „gut genug für das Nest, zu gut für das Volk, das sich darin berathen wird und doch thun muß, was wir befehlen. Sie hätten das Geld besser anlegen können."

„Euch und die Eurigen zu traktiren?" sagte Adrian lachend, indem er mit seinem Gefährten den Platz verließ. „Ich denke, Ihr kostet uns schon genug."

Die Beiden bogen ab in eine Seitengasse und kamen bald nach Walburgis.

Der Krug war noch leer. Mynheer Zake brachte Wein und Brod, das jene sich gut schmecken ließen.

„Eine Partie Lanzknecht!" schlug der Wachtmeister vor.

„Ich habe kein Geld," erwiederte Adrian.

„Thut nichts, ich gebe Euch Kredit. Die Silberflotte wird ja wohl wieder bei Euch einlaufen.“

„Meinetwegen,“ warf der Maler leichtfertig hin. „Ich bin heut zu Allem aufgelegt. Mein Bild ist fertig. Mutter und Bäschen sind wieder versorgt und versöhnt, und ich darf mir schon etwas erlauben. Ich bin zufrieden mit meiner Schilderei und überzeugt, sie wird einen guten Käufer finden.“

„Ihr seyd ja Eurer Sache gewaltig sicher,“ spottete Menez, das Gesicht zum ironischen Lächeln verziehend, „und entfaltete ja ganz absonderlich moralische Gesinnungen. Wenn Euch die Freude Eurer Mutter und Eures schönen Bäschen so am Herzen liegt, warum macht Ihr ihnen denn so wenig? Warum bleibt Ihr denn nicht lieber zu Hause wie ein guter Sohn und Liebhaber, statt Euch hier Tag und Nacht umher zu treiben!“

„Kümmert Euch um Eure Angelegenheiten,“ brauste der junge Mann auf, dem der Wein so früh Morgens schnell zu Köpfe gestiegen war. „Die Zeit wird kommen, wo ich dies wilde Leben von mir abstreifen werde, wie der Schmetterling die schmutzige Puppe, und dann werde ich nur ihnen und der Kunst leben. Denn ich fühle es, und Euer schiefer Mund wird mir den Glauben nicht zum Wanken bringen, ich bin ein Maler, ich bin ein Künstler, dies Bewußtseyn ist mein Leben; das Treiben hier nur der Schaum, der aufsprüht, weil ich

noch das freie Wasser ungewohnt bin, in dem ich mich jetzt bewege, die Ruhe in der Freiheit noch nicht gelernt habe."

„Der König für mich," unterbrach ihn der Spanier gähnend, indem er die Karten umschlug, „der Bube für Euch. Haltet Ihr?"

Adrian nickte.

Der Spanier zog weiter ab. Die Karten fielen. Endlich erschien der Bube.

„Verloren!" rief der Wachtmeister. „Ich halte weiter."

Er schlug auf's Neue um und verlor wieder. Er faßte die Karten fester und man merkte es dem Tone seiner Stimme an, indem er die abgezogenen Karten eine nach der andern nannte, daß das Unglück ihn aufbrachte. Aber je heftiger er wurde, je mehr schien Fortuna ihn verhöhnen zu wollen, denn Karte für Karte schlug für Adrian aus. Die Taille war beendigt.

„Wollen wir nicht jetzt zum Stadthaus gehen?" fragte der Maler ruhig.

„Ohne mir Revanche zu geben?" rief der Spanier heftig. „Nichts da. Rathhaus! Hier sitzt Euer Bürgermeister und Euer Schöppe und der ganze Rath," er schlug dabei an seinen langen Stoßdegen, „vor dem Ihr Respekt haben müßt. Aber freilich," setzte er höhnisch hinzu, „wenn der aufgedeckt

wird, so lauft ihr lieber davon, statt ihn anzusehen, Ihr Bürgervolk."

„Mich interessirt es jetzt aber," entgegnete Adrian gelassen, „das Gebäude zu sehen, wie es zum erstenmal sich seiner Brettenkleidung entwindet und die hölzerne Hülle abwirft. Es ist sein erster jungfräulicher Glanz, und ich möchte ihn nicht verlustig gehen."

„Glanz? Jungfräulich?" spottete der Wachtmeister, „ja so, Ihr stellt einen Maler vor. Ha! Ha!"

„Seunor Mendez!"

„Ihr sollt jetzt nicht gehen! Ich habe Euch zu trinken, zu essen gegeben, Euch die Ehre erwiesen, mit Euch zu spielen und Ihr müßt mir Revanche geben."

Er packte dabei den schon aufgestandenen Maler bei der Brust und riß ihn wieder auf die Bank herab, wobei er Wams und Kragen des jungen Niederländers in völlige Zerrüttung brachte.

„Laßt die Hand los," fuhr dieser auf, endlich selbst in Zorn gerathend, „oder bei Gott, es wird nicht gut."

„Das Bürschchen wird hitzig. Ich sage aber, nicht raisonnirt und nicht gemuckst. Ich ziehe ab und Ihr haltet."

„Jetzt will ich nicht," rief Adrian immer hitziger werdend.

„Was bildet Ihr Euch ein?" schrie Mendez, wieder die Hand nach dem Gegenübersitzenden ausstreckend, dem das Blut jäh-

lings zu Kopfe stieg. „Sprecht Ihr so mit einem Wachtmeister Seiner Katholischen Majestät. Haltet Ihr Euch etwa schon für einen Rubens? Ein Pfuscher, ein elender Sudler seyd Ihr, der —"

Er brachte seine Rede nicht zu Ende. Adrian hatte sich ingrimmig mit einem Ruck von dem Spanier losgemacht, eine Flasche ergriffen und diese auf dem Kopfe des Schimpfenden zerschlagen, der betäubt fast von seinem Sitze herabgestürzt wäre.

Aber diese Bewußtlosigkeit dauerte nur einen Augenblick. Der Spanier sprang in voller Wuth auf, riß den Degen mit der Scheide von der Seite und holte zu einem Hiebe aus, der den Maler getödtet haben würde, hätte er nicht den Arm vorgehalten. Die Heftigkeit des Schlages wurde dadurch allerdings etwas verringert, trotzdem fiel das Eisen noch mit solcher Kraft auf den Kopf des Unglücklichen, daß er, aus tiefer Wunde blutend, ohnmächtig zu Boden stürzte.

Mendez wischte sich das Blut ab, das ihm selbst über die Stirn rann, nahm den Degen unter den Arm, rief den Wirth, dem er einige Gulden hinwarf, und entfernte sich mit langsamen Schritten.

Währenddeß hatte die schöne Margarethe sich ihren unschuldigen Träumereien überlassen und sich die Zukunft so rosig ausgemalt, daß sie oft mit einem seligen Lächeln die Arbeit

in den Schooß sinken ließ, um sich ungestörter dem Genusse dieser Phantasiegebilde überlassen zu können.

Die Rückkehr der alten Tante unterbrach sie in dieser Beschäftigung. „Denk Dir," sagte sie voller Freude, „ich habe das Bild für fünfzig Gulden verkauft! Fünfzig Gulden für die Arbeit von ein Paar Stunden. Noch ein solch Bild, und ich kann all unsere Schulden bezahlen, Dir ein schönes neues Kleid kaufen und allen unsern Bedarf für den Winter besorgen. Wenn er nur wollte, der böse, gute Junge!"

Margarethe seufzte.

In demselben Augenblick näherten sich mehre Männer dem Hause und setzten eine Bahre vor dessen Thüre ab. Adrian lag darauf, blutig, bewußtlos.

Mit einem lauten Schrei stürzten die Frauen hinaus, auf den Unglücklichen zu, den eben die Männer in das Haus trugen.

Adrian hatte mehre Wochen zwischen Tod und Leben geschwebt. Wenn auch die Wunden nicht gerade gefährlich waren, so hatte doch das dazu getretene Fieber einen ernsten Karakter angenommen, weil der Kranke selbst die Wirkung aller

Medikamente durch die Aufregung vernichtete, in der er sich trotz aller Bitten seiner sorgsamen Pflegerinnen erhielt. So lange er bewußtlos war, hörte man ihn nur leise das Wort: „Sudler!“ murmeln, aber auch später verschlimmerte er stets seinen Zustand, indem er immer wieder die beleidigenden Worte des Spaniers: „Sudler! Pfuscher!“ wiederholte. Sie waren wie Nadeln, die ihm durch die Seele getrieben waren, und an denen diese sich in den bittersten Todesschmerzen wand und krümmte.

Aller Trost der beiden Frauen vermochte nicht, ihn zu beruhigen. „Was bin ich, was bleibt mir, wenn ich kein Maler bin?“ fragte er immer auf's Neue.

Margarethe weinte und drückte die Hand an die Brust, die ihr oft zu zerspringen drohte.

„Du kein Maler?“ eiferte die Mutter. „Du, der so schöne Blumen und Vögel macht, daß man sie mit Fingern greifen, an das Gesicht drücken könnte und das alles in ein Paar Augenblicken! Wenn das kein Maler ist, so weiß ich's nicht.“

„Weil Ihr's gut mit mir meint,“ sagte Adrian lächelnd und die Hand der Mutter küssend, „aber das ist nicht genug. Ich muß mir einen Namen machen. Mein Ruf muß fest stehen, daß ihn nicht jeder Lump bekritteln, anfechten kann. Ich muß fort, fort aus diesem armseligen Neste, wo die Kunst nichts gilt, wo niemand ist, der sie versteht, sie würdigt. Ich muß

hin, wo die Meister leben, ich muß von ihnen erkannt, beglaubigt seyn. Vor ihnen muß ich bestehen, eher wächst mir der Muth nicht und die Kraft zu leben. Dann werde ich erst ein Mann, dann können wir glücklich zusammen seyn."

Es war ein trüber Abschied, als Adrian endlich hergestellt war und sich von den Seinigen trennte. Er hinterließ der Mutter ein Bild, das er, noch im Bette liegend, gemalt und nahm nur einige Gulden mit auf den Weg. Margarethe weinte bitterlich.

An einem schönen Frühlingsmorgen, wenige Tage später, verließ der junge Maler Brüssel und schritt zum Laekener Thore hinaus. Die warme Luft, das Erwachen der Natur hatten auch ihn wunderbar gestärkt und allen Trübsinn wieder verscheucht. Er schwang lustig den derben Knotenstock um den Kopf und rief: „Hei! Was ist das schön! Das prächtige Grün, und das klare Wasser, und der dunkle Himmel und die vielen Blumen! Wer das Alles so malen, so auf die Leinwand wieder hinzaubern könnte!" Und dabei stand er immer still und konnte nicht vom Fleck, und jubelte immer auf's Neue in die duftige Natur hinein.

„Seyd Ihr gescheut?" sagte plötzlich jemand hinter ihm. Adrian fühlte zugleich eine schwere Hand auf seinen Schultern und drehte sich rasch um. „Seyd Ihr gescheut?" frug der Andere noch einmal. Seit einer Viertel Stunde steht Ihr da und

rührt Euch nicht vom Platze, wie ein Faß im Keller, und schlagt in die Luft hinein, als ob Ihr einen Strauß mit ihr auszufechten hättet!"

„Ach, das ist nur Freude," antwortete Adrian erröthend. „Ich bin bloß so froh und leicht, daß ich mich selber in blaue Luft auflösen möchte."

„Wo geht Ihr hin?"

„Nach Antwerpen."

„Potz Blitz, desto besser, Kamerad. So können wir miteinander traben."

„Meinetwegen," antwortete Adrian nicht sehr erfreut über die Zuthulichkeit des Fremden, der ihn so in seinen künstlerischen Betrachtungen gestört hatte.

Der Weg nach Mecheln war schnell zurückgelegt.

„Halt!" rief der Fremde. „Hier ist das Wirthshaus meines guten Freundes, des Gevatter Ludwig, „der den besten Wein in der Runde hat. Es ist gegen mein Gewissen, bei ihm vorüber zu gehen. Ich lade Euch ein, eine Flasche mit mir zu trinken."

„Aber —"

„Aber wenn Ihr auch keinen Durst habet, trinkt nur, der Durst wird schon kommen."

Der junge Maler hatte sich noch nie sehr lange bitten lassen, einer solchen Einladung Folge zu leisten und die beiden Reisenden saßen daher sehr bald vor ihrer Flasche.

„Nun, habe ich Euch angeführt?“ fragte der Fremde, dessen dickes, rothes Gesicht von Behaglichkeit glänzte. „He! Wie gefällt Euch das Bouquet? Ist's nicht, als ob Euch feuriger Sammt die Kehle hinunter glitte?“

Zwei kleine, artige Jungen, etwas schmutzig, aber von frischer blühender Farbe, spielten mit einem gewaltigen Hunde. Der jüngste zog die Aufmerksamkeit Adrians auf sich; auf der Dogge reitend sah er die Fremden groß an und biß dabei herzhaft in ein großes Butterbrod, welches er von Zeit zu Zeit dem Thiere hinhielt, das sich bescheiden seinen Theil davon nahm.

Eine Schiefertafel und etwas Kreide lag in Adrians Nähe; er zog beides zu sich heran und warf mit schnellen Strichen das kleine Bild hin.

„Sieh, sieh,“ rief der Fremde. „Ihr zeichnet auch! Zeigt einmal. Potz Blitz. Das ist gar nicht übel. Das ist sogar ganz prächtig.“

„Ei, versteht Ihr Euch denn darauf?“

„Das wäre noch schöner. Potz Blitz, Jerome Rombouts, der Bruder von Theodor Rombouts, dem Rivalen von Rubens, wird doch so viel verstehen.

„Ihr seyd der Bruder von Rombouts?“

„Freilich bin ich das, aber darum doch nicht stolz. Den Stolz,“ setzt er lachend hinzu, „konsumirt mein Bruder für die ganze Familie, daß den Andern gar nichts übrig bleibt.“

Diese Entdeckung schloß Adrian enger an seinen Reisegefährten an und ein Paar neue Flaschen knüpften das Band der kaum entstandenen Freundschaft noch fester.

„Ja, mein Schatz," erzählte der Dicke wieder, „ich bin Jerome Rombouts, der jüngere Bruder Theodors, der, wie er selbst sagt, dem Rubens es in nichts nachgibt. Er hat erst vor etlichen Wochen sein großes Bild: „Abrahams Opfer," vollendet, das jetzt im Stadthause zu Antwerpen ausgestellt ist. Rubens hat es gesehen und es laut bewundert."

„Malt er nur historische Bilder?"

„Bewahre. Wenn er die große Leinwand müde ist, dann wirft er auch Trinker, Raucher, Charlatane nur so hin, daß man sich den Bauch halten muß, vor Lachen darüber."

„Und malt Ihr auch?"

„Nein!" antwortete Jerome mit einem schweren, komischen Seufzer. „Ich hab's versucht, aber es ging nicht. Gott weiß, was für Mühe ich mir gegeben habe. Ob's vom Trinken kam, daß ich immer doppelt sah, ob meine schwachen Nerven daran Schuld sind — ich konnte nie eine richtige Linie herausbekommen. Wenn ich zum Pinsel griff, war's noch schlimmer, ich tauchte ihn immer so tief ein, daß mein Bruder sagte, ich hätte keinen breiten, sondern einen dicken Styl. Alle meine Figuren bestanden nur aus Bauch, an dem die übrigen Glieder nur so wie Tauenden herum baumelten. Sie sahen aus wie

Tonnen, und der Kopf war das Spundholz. Weil das denn mein Beruf schien, so habe ich mich denn ausschließlich auf das Studium der Fässer gelegt, ihres Inhaltes nämlich, nur daß man dabei je mehr man einnimmt, desto mehr ausgibt. Mein Vermögen ging dabei zum Teufel und als ich auf dem Trocknen saß, ging ich zu meinem Bruder zurück und sagte ihm: Ich bin kahl, gib mir zu essen und zu trinken. Komm nur, antwortete er, wir wollen theilen. Wie gefällt Euch das? Ist das ein Bruder, wie? Aber nun erzählt mir auch, wer Ihr seyd? Doch Ihr könnt das unterwegs thun, denn es ist Zeit, daß wir uns aufmachen. So leert Euer Glas und marsch!"

Der Wein macht mittheilend. Adrian erzählte Jerome seine ganze Lebensgeschichte, ohne ihm etwas zu verschweigen. „Und nun," schloß er," gehe ich nach Antwerpen, um Rubens aufzusuchen, bei ihm zu arbeiten und mich zum wahren Maler auszubilden."

„Bravo, junger Mann, in Euch steckt das wirkliche Zeug zum Künstler. Ihr habt mir vom ersten Augenblick an gefallen, aber jetzt seyd Ihr mein Freund und ich helfe Euch, wie ich kann. Kennt Ihr Rubens schon? Habt Ihr Empfehlungen an ihn?"

„Nein. Aber er ist ein edler, großmüthiger Mann. Er ist der Fürst der Maler und hilft gerne jedem, der sich ihm voll Vertrauen nähert."

„Man kann doch nicht wissen. Er hat auch seine Launen, seit er ein großer Herr geworden ist. Wißt Ihr was? Soll ich Euch mit meinem Bruder bekannt machen? Er nimmt es mit Rubens auf. Ihr schlaft bei mir, eßt mit mir, trinkt — versteht sich von selbst — mit mir und ich wette, ehe ein Jahr vergeht, ist ganz Brabant Eures Lobes voll."

Adrian fiel dem neuen Freunde gerührt um den Hals und dankte ihm für seine Güte.

„Euer Gretchen soll sich freuen!" sagte Jerome.

Das Glockenspiel von unserer lieben Frauenkirche klang durch die Luft. Sie standen vor den Wällen Antwerpens.

„Blitz," sagte Jerome, sich die Stirne abtrocknend, „ist das doch ein Aprittag, als wäre es mitten im August. Die Kehle ist mir wie zugeschnürt und seufzt nach Schonung. In dem Zustande können wir nicht in die Stadt, denn wie soll ich mit trockenem Munde bei meinem Bruder die nöthigen Redensarten vorbringen? Laßt uns hier in das Wirthshaus einkehren; es ist dicht am Thore und der Wein dort ist nicht übel."

Adrian nickte zustimmend und beide traten in das Estaminet zum weißen Pferde.

Die Wirthsstube war ziemlich voll. Die meisten Tische waren von Spanischen Soldaten besetzt, welche die Zeit mit Trinken und Spielen vertrieben. Doch hielt sich Alles ziemlich ruhig; bis plötzlich eine Bande halbbetrunkener Matrosen in das Zimmer stürzte, wie eine Schaar wilder Thiere in eine Hürde. Fluchend und schreiend drängten die Hintersten die Vordern vor, die, ihre Hüte schwenkend, nach Bier riefen. Einer derselben, der noch weniger fest, als die andern, auf den Beinen zu seyn schien, schwankte in diesem Drängen und stolperte über den Säbel eines der Spanischen Küraſſiere. Er verlor das Gleichgewicht, das er ohnedies bisher nur mit Mühe erhalten hatte, taumelte, wollte sich an den Tisch der Soldaten festhalten, riß ihn aber sammt den Flaschen und Gläsern mit sich zu Boden.

Die Soldaten sprangen fluchend auf, die Matrosen lachten, der am Boden Liegende zerrte an dem Tische, der auf ihm lag, und vermehrte durch das Rasseln der eichenen Tafel auf den Glasscherben den höllischen Lärm.

„Gehen wir," sagte der dicke Rombouts zu Adrian, „es thut nicht gut hier."

„Warum denn? Die Flasche ist noch nicht leer."

„Laßt sie stehen. Ich sage Euch, es ist besser, wir machen uns auf die Stümpfe, denn hier setzt es etwas ab."

„Habt Ihr Angst? Ich muß sehen, wie das endet."

„Juckt es Euch wieder im Kopf? Ich dachte, Ihr hättet genug an dem letzten Denkzettel. Glaubt mir, die Luft hier ist voll von Prügeln, und ehe fünf Minuten vergehen, werden sie herabregnen, wie mit Mulden gegossen. Aber wenn Ihr ein Narr seyn wollt, ich habe keine Lust dazu.“

Damit drängte sich Jerome bis an's Fenster und sprang mühsam hinaus in's Freie.

Währenddeß hatten sich die beiden feindlichen Parteien im Zimmer weidlich ausgeschimpft. Ein Streit zwischen den Soldaten und Matrosen war nichts Seltenes. Die ersteren waren gewohnt, Alles sich vor ihrem Uebermuthe beugen zu sehen, während die Seeleute mit der größten Verachtung auf Alles herabblickten, was zum Lande gehörte. Ein Soldat, der trotzig auf die Matrosen losgegangen war und sie stolz aufgefordert hatte, sich zu entfernen, war von einem geschickt angebrachten Faustschlage zu Boden geschlagen worden, daß er die Beine zum Himmel streckte. Seine Kameraden ergriffen auf der Stelle zu den Flaschen und Gläsern, die noch im Zimmer herumstanden, und warfen sie in das dichte Gedränge ihrer Gegner. Diese aber bildeten bei weitem die Mehrzahl und stürmten jetzt auf die Soldaten ein, die, um sie abzuwehren, endlich ihre langen Degen zogen. Der Kampf wurde hitzig, mehre Verwundete lagen schon in ihrem Blute auf die Erde, als die durch den Lärm herbeigezogene Wache dem Handgemenge ein

Ende machte. Zum Glück war sie so zahlreich, daß kein Widerstand mehr räthlich schien. Die Soldaten steckten sogleich die Degen ein, und die Matrosen zogen sich in eine Ecke zurück, von wo sie nur noch drohende Blicke auf ihre Feinde schossen. Alle im Zimmer Anwesenden wurden verhaftet und auch Adrian mußte, trotz seines Widerstrebens und seiner lebhaftesten Einwendungen, in dieser Gesellschaft seinen Einzug in Antwerpen halten, wo er einstweilen auf die Wache gebracht wurde.

Adrian hatte sich dort ärgerlich auf eine Bank gesetzt, als der Polizeibeamte erschien, der sogleich das Verhör begann, die Soldaten in ihre Kaserne, einige Matrosen in's Gefängniß schickte und die Uebrigen frei gab.

„Und wer bist Du?" fragte er endlich Adrian, „Wo kommst Du her?"

„Von Oudenarde."

„Deine Papiere?"

„Ich habe keine."

„So bleibst Du hier bis auf weiteren Befehl. Wer jetzt ohne Papiere reist, kann nur ein Spion seyn. Und dann gnade Dir Gott!"

Adrian zuckte die Achseln. Er wollte sich vertheidigen, aber der Beamte hörte ihn nicht an und verließ die Wachtstube.

Das offene, freundliche Gesicht Adrians stimmte jedoch die

Soldaten in der Wachtstube zu seinen Gunsten und sie wurden bald die besten Freunde. Der Gefangene, über ihre Zuvorkommenheit erfreut, wollte etwas zum Besten geben, als er aber in die Tasche griff, fand er keinen Stüber. Der Polizeibeamte hatte alle Gefangene durchsuchen lassen und ihnen ihr Geld abgenommen, wie er sagte, um es vor Gericht zu deponiren.

„Der Teufel hole den Schelm!" rief Adrian. „Ich wollte etwas zu Trinken holen lassen und den Abend mit Euch lustig verbringen, und nun bin ich geplündert. Aber warket, Freunde, mir fällt etwas ein. Frisch auf! Haben wir auch heut nichts zu trinken, wollen wir morgen doppelt aufgießen."

Adrian griff hastig nach dem kleinen Tornister, den er getragen hatte, öffnete ihn, nahm einen schmalen, platten Rahmen heraus, nagelte ein Stück Leinwand darauf, holte einige Stifte aus der Tasche und warf den Umriß der Wachtstube und der darin befindlichen Personen hin. Die Soldaten hatten ihm Anfangs verwundert zugesehen, als sie sich aber endlich näherten und eine Figur nach der andern auf den Leinwand hervortreten sah, und jeder sein eigen Ebenbild erkannte, nur auf eine groteske Weise karrikirt, entstand ein solches, mit jeder Minute zunehmendes Gelächter, daß das ganze Wachthaus davor erbebte.

Adrian blieb ganz ruhig bei diesem Lärm und arbeitete mit wahrhaft geflügelter Schnelligkeit.

Als die Umrisse fertig waren, griff er zur Palette, machte die Farben zurecht, und bald trat überall auf gehörige Weise Schatten und Licht hervor.

Der Jubel der Soldaten kannte jetzt keine Gränzen mehr. Sie sprangen herum, wie toll, lachten, schrien, sangen, faßten sich bei den Händen und tanzten um Adrian herum, bis sie erschöpft, in Schweiß gebadet, sich loslassen mußten und auf die Bänke niedersanken. Die dunkle Stube, die wie toll auf und ab rasenden Soldaten, in der Mitte der junge Maler, der allein ruhig und ernst da saß, es war ein Schauspiel, als ob hölliſche Gnomen ihren Sabbath feierten.

Es war spät Abends, als das Bild fertig wurde.

„Wer geht jetzt das Bild verkaufen?" fragte Adrian.

Alle waren dazu erbötig. Man looste darum. Der, den das Loos getroffen, eilte mit dem Bilde hastig nach der Stadt, stieß aber auf dem Meirplatze gegen ein Paar Männer, die um eine Ecke bogen. Das Bild entfiel seinen Händen. Einer der beiden Männer hob es auf, hielt es gegen eine Lampe, die vor einem nahe liegenden Kramladen hing, betrachtete es nur einen Augenblick und frug den Soldaten, wo er mit dem Bilde hin wolle.

„Es verkaufen."

„Ich kauf es Dir ab. Wie viel verlangst Du?"

„Wahrhaftig, ich verstehe mich nicht darauf. Aber Ihr seht mir wie ein ehrlicher Mann aus, gebt mir, was Ihr wollt und was Ihr es werth haltet."

„Was ich will! Seht nur, Meister Theodor, was für ein prächtig Bild. Ich dachte, nur Ihr allein wäret im Stande, dergleichen zu malen."

„In der That, es ist allerliebst. Kühn und graziös zugleich. Ueberlaßt das Bild mir."

„Wo hast Du das Bild her?" wurde der Soldat gefragt.

„Von einem armen Teufel, der heut wegen einer Schlägerei verhaftet worden und das Ding in ein Paar Stunden zusammen gepinselt hat."

„Willst Du uns zu ihm führen?"

„Recht gerne."

Adrian war nicht wenig erstaunt, als er den Soldaten mit zwei Fremden wiederkehren sah, deren Aussehen Männer von Rang verrieth. Der ältere, der kaum fünfzig Jahre zu zählen schien, hatte ein schönes, edles Gesicht und eine so majestätische Haltung, daß Adrian kaum antworten konnte, als er gefragt wurde, ob er das Bild gemacht habe und wie viel er dafür verlange.

„Gebt mir," sagte er endlich, „daß ich die Nacht mit den braven Leuten hier vertrinken kann und ich bin hinreichend bezahlt."

„Was sagt Ihr dazu, Meister Theodor? Ein Künstler, der seinen Werth nicht kennt, der sich geringer schätzt, als er ist.“

Der Fremde lächelte dazu etwas ironisch. Doch wurde er gleich wieder ernst und bat, daß man den Befehlshaber des Wachtpostens rufen möge.

„Ich bin Rubens,“ sagte er, als derselbe zum Vorschein kam. „Ich leiste Bürgschaft für diesen jungen Mann und hier sind zwanzig Gulden, auf seine Gesundheit zu trinken und auf Eure, Meister Theodor,“ setzte er lachend hinzu.

Bei dem Namen Rubens hatte sich alles tief verbeugt, Adrian war auf ihn zugestürzt und küßte ihm die Hand.

„Womit habe ich solche Großmuth verdient?“ fragte Adrian, als er mit seinem Beschützer die Wache verließ.

„Durch Euer Talent. Euer Bild ist sechs hundert Gulden werth.“

„Sechs hundert Gulden!“ rief Adrian bestürzt. „Aber Ihr wollt meiner spotten. Ihr dürft es, aber Ihr thut mir sehr weh.“

„Ich sage Euch, es ist das Geld werth, und Ihr könnt es zu jeder Zeit von uns in Empfang nehmen, denn wir beide behalten das Bild dafür. Mein junger Freund, Ihr könnt es weit bringen, wenn Ihr fleißig seyd.“

Adrian war wie aus den Wolken gefallen. Die Thränen traten ihm in die Augen. Von Stolz und vor Freude war

ihm das Herz geschwollen, daß er nicht sprechen konnte. „Also ich bin doch ein Maler," flüsterte er endlich vor sich hin. „Ich bin kein Pfuscher, kein Sadler!"

Zitternd vor innerster Bewegung kam er bei Rubens an.

„Meister Theodor," sagte dieser zu dem andern Herrn, „ich habe Euch einen Vorschlag zu machen. Ich habe dem jungen Mann sechs hundert Gulden versprochen und er soll sie haben. Um das Bild aber wollen wir loosen; wer es bekömmt, übernimmt dagegen die Verpflichtung, für die Ausbildung seines Verfassers zu sorgen und ihn bei sich aufzunehmen."

„Zugestanden, obgleich das Geld doch eigentlich von dem Gewinner gezahlt werden muß."

Rubens nahm drei Würfel, hielt sie dem Andern hin und sagte: „fangt an."

Rubens verlor.

Es war ein harter Schlag für Adrian. Er hatte bei Rubens zu bleiben gehofft und mußte jetzt Abschied von ihm nehmen. Rubens sah eine Thräne in seinem Auge und tröstete ihn: „Ihr dürft mich so oft besuchen als ihr wollt." Er hielt ihm die Hand hin. Adrian ergriff sie, drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen und flüsterte ihm leise zu: „Ehe zwei Tage vergehen, habt Ihr eine Kopie."

Als Adrian mit Meister Theodor in dessen Haus trat, war er nicht wenig erstaunt, den dicken Jerome dort zu finden.

„Potz Blitz!“ rief dieser, „Freund Adrian mit meinem Bruder Theodor zusammen.“

Das Erstaunen war jetzt auf Seite Adrians. War er auch nicht bei Rubens, so stand er doch unter dem Schutze des fast nicht minder ausgezeichneten Rombouts. Mit zwei solchen Gönnern hielt er sein Glück für gemacht. Der Kopf schwindelte ihm. Er fühlte sich erhoben.

Die Gesellschaft Jeromes, mit dem er das Zimmer theilte, führte ihn jedoch bald wieder auf das Irdische zurück. Er arbeitete fleißig, aber die alten Gewohnheiten tauchten langsam wieder auf und der Umgang mit Jerome, dessen Gesundheit jede Anstrengung leicht ertragen und der auch am Tage ungestört die bei Nacht in den Wirthshäusern erschöpften Kräfte durch Ruhe wieder ersetzen konnte, war vom schlimmsten Einflusse. Der Körper Adrians konnte diesem Treiben nicht lange widerstehen. Er hatte schon nach der ersten Woche seine Mutter und Margarethe gebeten, zu ihm nach Antwerpen zu kommen, da er schwerlich sich mehr entschließen werde, sich in Oudenarde zu vergraben. Aber die Abreise der beiden Frauen verzögerte sich länger, als sie geglaubt hatten, und als sie ankamen

fanden ſie Adrian auf dem Krankenlager. Seine Geſundheit war zerrüttet, die Lunge zerſtört, die Kräfte nahmen reißend ſchnell ab.

Margarethe und die Mutter pflegten ihn wieder und ſelbſt Jerome vermochte nicht vor dem leidenden Schmerzensgeſichte der Jungfrau, ſich ſeinen gewöhnlichen Späßen zu überlaſſen.

„Ich will malen!“ ſagte Adrian eines Tages. „Ich fühle mich beſſer. Gebt Acht, meine Geſundheit kehrt noch einmal wieder. Weine nicht, Margarethe. Wäreſt Du nur immer bei mir geweſen.“

„Es wird Dich zu ſehr anſtrengen,“ antwortete die Mutter.

„Nein, nein, gebt mir Alles auf das Bett,“ ſagte der Kranke, deſſen Geſicht von einer ſtechenden Röthe überflogen war, die ſich auf ſeinen Wangen wie ein ſchmaler Streifen feſtſetzte.

Die Mutter ſtand auf und holte ihm eines von den angefangenen Bilder her, die an der Wand ſtanden, tanzende und ſpielende Bauern, Raucher, Betrunkene.

„Nichts von dem,“ ſagte Adrian haſtig. „Ich will nichts mehr wiſſen von dem Zeuge. Trunkene zu malen, bin ich ſelbſt zum Trunkenbolde geworden. Es muß anders werden. Ich will als reiner Menſch von dieſem Bette aufſtehen. Reicht mir die leere Leinwand dort.“

Man mußte ihm ſeinen Willen laſſen. Er nahm die Kreide

und entwarf mit zitternder Hand einen Christus am Kreuze; zu den Füßen desselben lag die weinende Magdalena, ein treues Abbild seiner geliebten Margarethe.

„Du strengst Dich zu sehr an," flehte Gretchen.

„Nicht doch," lächelte er und griff zu den Farben. Aber seine Brust hob sich immer höher bei der Arbeit, der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Plötzlich überfiel ihm ein krampfhafter Husten und das Blut strömte ihm zum Munde heraus. Er sank auf die Kissen zurück, das Bild entfiel seinen Händen, ein Blutfleck saß auf dem Wundenmahle an der Brust des Heilandes.

Margarethe schrie laut auf und warf sich über den Kranken. Die Mutter richtete ihm den Kopf auf, aber er fiel schwer zurück. Das Leben war entwichen.

Es war ein schwüler Tag gewesen. Der Himmel hatte sich schwarz umzogen und ein furchtbares Gewitter brach aus ihm hervor, als man den jungen Maler in seine Gruft herabsenkte. Alle Maler Antwerpens folgten dem Leichenzuge. Margarethe und ihre Tante beteten noch lange auf dem Grabe und verließen dann die Stadt. Beide zogen sich in das Beguinenstift zu

Gent zurück. Das Christusbild hing in Grethens Zelle. Täglich kniete sie vor demselben und betete zu Gott für das ewige Heil ihres Adrians. Aber sie ward bald von ihren Schmerzen erlöst.

In demselben Jahre, wie Adrian, starb auch Rombouts.

In der Jakobskirche zu Antwerpen aber las man lange auf einer schwarzen Marmortafel die Inschrift, die Rubens besorgt hatte:

Adriano Brauwer
Illustri Pictori
Urbs Antwerpiensis.

Jetzt ist sie verschwunden.

Register.

	Seite
Briefe aus den Niederlanden:	
Lüttich	1
Von Lüttich nach Brüssel	8
Brüssel	13
Antwerpen	21
Gent	26
Ostende	23
Nymwegen	43
Arnheim	51
Utrecht	56
Holländische Literatur	60
Amsterdam	69
Der Holländische Karakter	90
Die Kirmeß in Amsterdam	99
Saardam und Broek	109
Schauspiele	118
Haag	128
Die Kunst in Holland	134
Rückkehr	145
Adrian, Geschichte eines Malers	157

Der freundliche Leser wird gebeten, die nicht geringe Zahl der Druckfehler, die sich während der Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte in dieses Werkchen eingeschlichen haben, geneigtest zu entschuldigen.

Bei demselben Verleger ist ferner erschienen:

Ernst Maltravers.

Ein Roman

von

Ed. Lytt. Bulwer,

Verfasser von Pelham, Rienzi, die letzten Tage von Pompeji ꝛc.

Aus dem Englischen

von

Otto von Czarnowski.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke

30r, 31r und 32r Band.

8. Drei Bände. geh. Preis 3 Thlr.

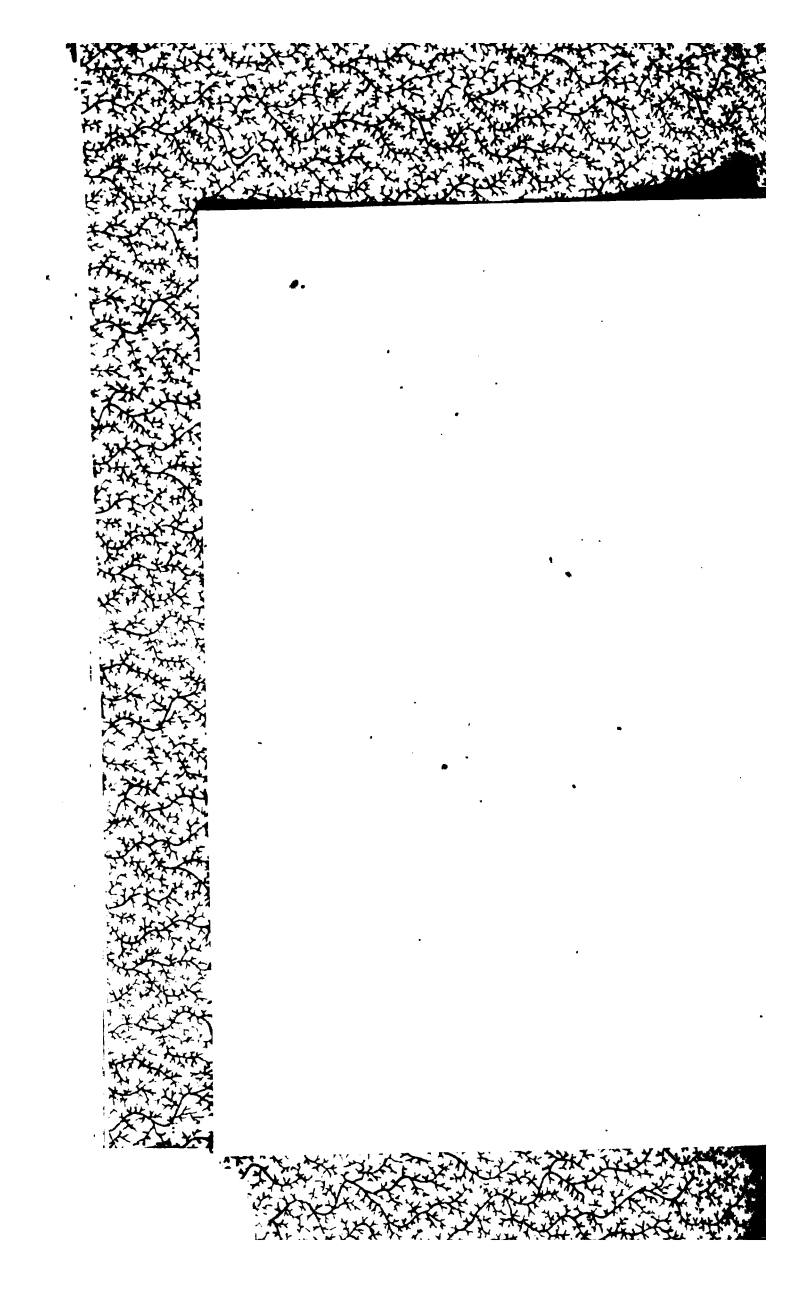
Dieser neueste Roman Bulwer's beweiset, daß das Talent des ausgezeichneten Verfassers stets durch neue gediegene Leistungen seinen Europäischen Ruf zu behaupten weiß, und er bietet diesesmal Karaktere (besonders weibliche) und Situationen dar, welche seinen früheren Schöpfungen dieser Art theils an Originalität, theils an konzentrirter Darstellung noch übertreffen dürften. Dabei enthält das Buch einen so reichen Schatz von Lebenserfahrung, von geistreichen Bemerkungen über gesellige Zustände und Literatur, daß sowohl der Leser, welcher das spannende Interesse des Romans, als jener, welcher dessen didaktische Tendenz sucht, befriedigt wird.

Ardent Troughton,
der
verunglückte Kaufmann.
Roman
von
E. Howard.

Aus dem Englischen
von
E. Richard.

8. Drei Bände. Preis geheftet 3 Thaler.

Die anziehende Geschichte eines jungen Mannes, dessen Lebensglück durch Schiffbruch und eine Reihefolge vernichtender Unfälle scheiterte. Das Buch enthält einen Reichthum ergreifender Situationen, lebendiger Schilderungen, treffender Charakterzeichnungen und überraschender Neuheit. Wir empfehlen es mit voller Ueberzeugung als eine wahrhafte Bereicherung unserer schönen Literatur.

NEW YORK FREE
CIRCULATING
LIBRARY.

Druck: M. Urlichs Sohn.